N12<529144740 021
LS
ubTÜBINGEN

# Die 10 Awatara's (Menschwerdungen) des Wischnu.

1. Fisch-Awatara. 2. Schildkröten-Awatara. 3. Schwein-Awatara.

4. Löwen-Awatara. 5. Zwerg-Awatara. 6. Parasu-Rama-Awat. 7. Rama-Awatara

8. Khischna-Awatara. 9. Buddha-Awatara. 10. Khalki-Awatara.

# Magazin

für

## die neueste Geschichte

der evangelischen

## Missions- und Bibel-Gesellschaften.

---

## Jahrgang

## 1846.

---

Basel.
Im Verlag des Missions-Institutes.
Druck von Felix Schneider.

GR II 73

# Jahrgang

# 1846.

## Erstes Quartalheft.

---

## Die Entwicklung der christlichen Missionen in Ostindien.

### Dritte Abtheilung.

### Die Halbinsel Vorderindiens.

### Missionen unter den Mahratta's, in Central-Indien und in Guzurate.

(Mit einer Abbildung der zehn Menschwerdungen Wischnu's.)

# Vorwort.

Wir haben in den letzten Schilderungen die östliche Küste der Halbinsel Vorderindiens mit ihren Völkermassen, den Tamulen, den Telugus und den Uriya's (Orissa) verfolgt und sind dabei immer gelegentlich auf die Abhänge der jenes Küstenland vom inneren Hochlande scheidenden Gebirgswände getreten, der östlichen Ghats, die in mehreren Stufen sich über das Gestadeland erheben und den großen Strömen der Halbinsel in vielen Pforten den Weg öffnen, um dem Meere entgegenzufluthen. Jetzt ist unsere Aufgabe, die Länder der Hochfläche selbst ins Auge zu fassen und die westlichen Abhänge derselben, das hohe Randgebirge der West-Ghats, nebst dem davor liegenden schmaleren Küstensaum am persischen Meere zu besuchen. In dem weitgestreckten Plateau, das sich nach Osten und Südosten langsam an die niedrigen West-Ghats hinuntersenkt, wo die Ströme ihren obern und mittlern Lauf haben, begegnen uns nur zwei größere Völkermassen, im Süden die Canaresen im Canara- oder Carnata-Lande, im Norden die Mahratta's oder Maratha's. In der Gebirgskette der Ghats und ihren hohen Thälern, ihren Gebirgsknoten und luftigen Berginseln werden wir einzelnen Stämmen und Gemeinschaften und alten Religionen begegnen, die vor den Eroberern früher

Zeit sich in diese Festungen zurückzogen und dort jetzt noch ihr Leben fristen, mehr oder weniger vom Brahmanismus durchdrungen und beherrscht. Sodann steigen wir auf die Küste hinab und sehen da von Süden nach Norden die Stämme von Travankore, die Malayalim (Malabaren) oder Kerala, die Tulu-Leute (Taulawa), die Konkani's sich folgen. Zwischenein haben wir einen Blick in das merkwürdige Bergland Central-Indien und einen in die Halbinsel Guzurat zu werfen, um sodann von Ostindien für längere Zeit Abschied zu nehmen. Wir beginnen mit dem Lande der Maratha's, indem wir hoffen über die Missionen im Canara-Lande aus der Feder eines erfahrenen und kenntnißreichen Missionars eine Darstellung zu erhalten, die wir gern als die letzte Spitze unserer indischen Missionsdarstellungen geben möchten. Wir senden daher zunächst nur von diesem nördlichen Gebiete eine kurze Schilderung des Landes und Volkes voraus, indem wir das andere der lebendigen Darstellung des Landeskundigen vorbehalten möchten.

Mögen unsere Leser für die oftmalige Wiederkehr des Aehnlichen in unseren bisherigen Missionsdarstellungen aus Indien sich dadurch einigermaßen entschädigt halten, daß sie ein desto klareres Bild von der Aehnlichkeit und den Unterschieden des indischen Lebens empfangen und eben dadurch den Eindruck bekommen, wie zäh und massenhaft die indische Nationalität und Religion noch dem Evangelium gegenüber steht, und welche Anstrengungen daher nöthig sind, um diese gewaltige Macht geistig zu überwinden.

**W. Hoffmann.**

# Erster Abschnitt.

Das Land und seine Theile. — Das Volk. — Jetzige Verfassung und Lebensweise. — Geschichte der Mahratta's. — Religion. — Stellung zur Mission.

Von Alters her galt das Land Maharaschtra als einer der fünf Theile, in welche die Hindus die Halbinsel oder das Dekkan, d. h. das Land zwischen dem Nerbudda-Flusse und dem Cap Comorin, eintheilten. Es erstreckt sich, der Ausdehnung seiner Sprache nach genommen, von den Windhya- oder Sautpura-Gebirgen und von der Mündung des Nerbudda-Flusses im Norden bis an die Flüsse Kistnah, Katpurba und Malpurba im Südwesten, während im Südosten eine schiefe Linie von Dharwar an über den Kistnah, Godavery und seine großen nördlichen Zuflüsse hin bis nach dem Wain Ganga-Flusse und nach der Stadt Nagpur die Gränze bildet. So ist auch zugleich die östliche Gränze bezeichnet. Im Westen begränzt das Meer oder — wenn man das Konkan nicht dazu rechnen will — das Ghats-Gebirge. Diese Linien schließen ein unregelmäßiges Viereck von nahe an 6000 Quadratmeilen ein, also größer als die Hälfte von Deutschland. Dieses ganze Land, mit Ausnahme der nördlichsten Strecke, die mit den Flüssen Nerbudda und Tapty nach Westen sich neigt und diese stattlichen Flüsse bei Baroatsch und Surat dem Westmeere zusendet, ist eine mächtige Tafelfläche, die von den Ghats an in sanfter Neigung gegen Südosten hinabhängt, wohin die mächtigen Ströme Godawery, Bima und Kistnah fließen,

die zuletzt über die Ost-Ghats niederrauschen, um durch die Ostküste in sanfterem Zuge zum bengalischen Golfe zu gehen. Diese Fläche aber ist von zahllosen Flußbetten durchfurcht, von Hügelreihen bedeckt, und der Gesammtcharakter derselben ist der eines luftigen und daher für Indien gesunden Berglandes. — Jener nördliche Strich zwischen den Sautpura- und den Windhya-Gebirgen * wird sonst auch schon dem Berglande Centralindien zugezählt und besteht aus zwei großen Flußthälern, aus hochaufragenden Bergen zu ihren Seiten, engen Thalgebieten, mächtigen Schluchten, weitgestreckten dunkeln Wäldern, felsreichen Wildnissen, wo die Bhill-Stämme, Ureinwohner des Landes, hausen. Dort hinauf ist nur wenig der Forschungsgeist europäischer Reisender gedrungen, und die Bergschlösser der alten indischen Raubritter erheben noch ihre drohenden Stirnen über das wilde Land.

Zwischen der Meeresküste und den Ghats oder Seihadri-Bergen, die hier in eine Höhe von etwa 3—4000 Fuß aufsteigen, liegt nördlich von Goa und bis nach Surat das Konkan, ein schönes Land von Felsgebirge, hügeligem Vorland und flachem Küstensaum. Hören wir die Schilderung eines Augenzeugen: das Konkan ist ein bergiges und gefurchtes Land, große Bergmassen und Dschungels, ** von Flüssen und zahlreichen Bächen durchschnitten, felsig und klar, bis sie in die Ebene herabkommen, wo die Ebbe und Fluth auf sie wirkt und sie tief und schmutzig werden. Die Wege sind meist steinigt. Fußpfade, die immer schwieriger werden, je näher den Seihadri-Bergen. Dort kann man nur auf schmalen Steigen durch Engpässe hinaufkommen, auf deren abschüssigen Grunde das Saumroß nur mit Mühe Fuß faßt. Auf der Höhe jedes dieser Pässe, besonders aber dem im Süden von Punah, eröffnet sich ein großartiger Umblick.

* Die Mahratten nennen auch die Windhya-Berge mit dem Namen Sautpura, wie wir oben gethan, eigentlich aber sind die Sautpura südlich vom Nerbudda, zwischen ihm und dem Tapty.

** Urwald, meist am Fusse des Gebirges.

Hier steigt Berg an Berg empor, jeder 3 — 4000 Fuß hoch, mit Bäumen bedeckt, außer wo der riesige, schwarze, dürre Fels zu massiv ist, um auch den keckſten Strauch in seinen Ritzen Wurzel fassen zu lassen. Dort lacht beständiges Grün; aber während der Regenzeit (Monsun, vom April bis September), besonders gegen ihr Ende, wann Bergströme überall von den Abstürzen niederbrausen, ist der Anblick herrlich durch die ausnehmende Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, während der mächtige Sonnenglanz, von den brechenden Wolken zurückgeworfen, jeden Hügel auf den er fällt in tausend rasch schwindenden Farben malt. Majestätisch tosen die furchtbaren Gewitter, die den Anfang und das Ende der Monsun begleiten, durch diese Schluchten und Hochthäler.

Das Konkan ist ein höchst fruchtbares Land, viel reicher als die weite Hochebene der Maharatta's. Doch zählt man gewöhnlich von dieser auch noch einen Theil, nämlich das Konkan-Ghat-Mahta (Gipfel-Konkan) dem Lande bei; der Küstensaum heißt denn Thul-Konkan (Tief-Konkan). Im Gegensatze des Konkans nennt der Mahratta sein Tafelland das Desch (das Land).

In diesen weiten Ländergebieten wohnt von uralter Zeit her das Volk der Mahratten, dessen Sprache in verschiedenen Dialekten noch über die oben gezeichnete Gränzen hinaus gesprochen wird. Die jetzige Zahl desselben wird von 6 bis 12 Millionen verschieden angegeben; wenn wir daher die Mitte nehmen, so steht uns mit 9 Millionen eine starke Volkseinheit gegenüber. In den Thälern und der Hochfläche des obern Konkan bis nach Kolapur im Süden hinab wohnen die uralten Stämme der Mawul-Khora und Mura, einfach, harmlos, muthig und geduldig, daher in alter Zeit die kühnsten Krieger ihrer angestammten Fürsten, jetzt fleißige Ackerbauer. Mehr gegen den Tapty-Fluß hin beginnen die Räuberstämme der Bhills und Kulis, die von Jagd und Diebstahl leben. Ueberall hier haben die Landbewohner sich ihres Lebens gegen die vielen reißenden Thiere,

besonders den dort so häufigen Königstieger zu erwehren. Die Berge der Ghats tragen oft auf ihren Gipfeln eine große Basaltmasse, der nicht selten oben ein klarer Quell entsprudelt, oder auf dem wenigstens leicht von der gewaltigen Regenmasse des Monsuns ein reicher Vorrath in Cisternen sich auffangen läßt. Dort lagen und liegen zum Theil noch die unersteiglichen Festungen und Burgen der alten Häuptlinge, von wo aus sie das Niederland und die Hochfläche beherrschten und wo sie den belagernden Feind nur hinzulocken und hinzuhalten brauchten bis die Regenzeit hereinbrach, um ihn sicher zu verderben.

Der Mahratta ist ein kräftiger, ausdauernder Mensch, thätig, so weit ein Hindu es seyn kann, rauher als die südlicheren Canaresen, als seine östlichen Nachbaren die Telugus und Tamulen, ähnlich seinen Verwandten im Norden, den Radschputen Centralindiens, die jetzt eine Abtheilung seines Volkes bilden. Doch unterscheidet sich der Radschputenadel noch immer durch sein edleres, stolzeres Wesen. Seine Lebensart, wie sie durch die Kasten bestimmt wird, ist im wesentlichen dieselbe, wie aller Bewohner der Halbinsel. Ackerbau nährt die meisten; Pferdezucht in den großen, waidereichen Flußthälern, macht ihn zum Pferdehändler Indiens; denn seine Rosse sind die kräftigsten und muthigsten.

Das Brahmanenthum hat auch die Mahratta-Nation in alter Zeit überwunden und durchdrungen, daher auch hier die Grundlage alles Lebens der Menschen die Kasten sind und zwar die alten vier der Brahmanen (Priester, Beamten), der Kschatriya's (Krieger, Regenten), der Waischjas (Kaufleute) und Sudra's (Handwerker, Bauern), die aber hier wie überall durch zahllose Verästelung fast verschwunden sind in ihrer bestimmten Unterscheidung. Die Brahminen haben sich hier längst aller Aemter, auch der militärischen, bemächtigt und daher ihre heilige Achtung verloren. Der Peischwa, Fürst der Mahratten, war ein Konkani, daher die Konkani-Brah-

minen zu höherem Ansehen gelangten als die Descha- oder eigentlichen Mahratten-Brahminen.

Es gibt jetzt acht verschiedene Brahminenkasten unter den Mahratten. Die zweite Hauptkaste ist verschwunden; an ihre Stelle sind die Radschputen (Radschaputra's, Fürstensöhne) getreten. Sie sind die alten Raubritter, der Lehensadel der Mahratta-Fürsten, die Führer geworbener Söldnerhaufen, die so lange Zeit jedes Regiment unsicher machten: ein stolzes, rohes Geschlecht, jetzt aber herabgekommen. An der Stelle der Waischja's stehen die Banianen in verschiedenen Classen, die sich zum Theil nach den Religionen scheiden. So die Lingaiten-Banianen, die Dschaina-Banianen, die sich wieder in Unterabtheilungen gliedern; dann die Gudschu-Banianen (von Guzurate) und noch eine ganze Reihe anderer. Dies sind die schmiegsamen Kaufleute, die man überall auf den Märkten und Messen und an den Handelsplätzen des südwestlichen Asiens findet. Wie der Parsi in Indien, so zieht der Baniane in Persien, in Buchara, in Arabien, in Ostafrica den Kleinhandel an sich, und man sieht ihn ja selbst auf den Messen von Nowgorod in Rußland erscheinen. Nur die vierte Grundkaste, die der Sudra's, ist unter dem Namen Kunbi in ungeheurer Anzahl im Mahrattalande zu finden. Endlich sind der Schunkerdschats oder Mischclassen eine große Menge; sie sind die Nachkommen der Mischung der obigen Kasten und Kastenabtheilungen in unzähligen Schattirungen. Sie bilden eigene Gemeinschaften, die ihre besondere Ordnung haben und sich ihre eigenen Häuptlinge wählen. Sämmtliche Gewerbe und Handwerke sind in den Händen dieser Mischlinge. Die verschiedenen Arten von Heiligen und Mönchen, die aus jeder Kaste seyn können und den gemeinsamen Namen Sadhus (Geweihte) führen, bilden noch eine zahlreiche Abtheilung. Die Brahmatscharis, Wanpristo's und Sanyasis sind von der Kaste der Brahminen; beim Uebergang in eine andere Classe von Religiosen würde der Brahmine seine Kaste verlieren. Außer diesen sind die Gosains

oder Bettelmönche, Anhänger Schiwas (Mahadewa's), selbst wieder in 10 Classen getheilt, äußerst zahlreich in Maharaschtra. Wenn sie nicht nackt gehen, tragen sie orangefarbene Kleider. Aber sie halten sich nicht mehr an die Regeln ihres Ordens; viele heirathen, noch mehrere leben in Unzucht; sie treiben Handel, sie werden Soldaten, was aber von jedem Hindu mißbilligt wird. Oft haben sie in der Geschichte des Landes eine entscheidende Rolle gespielt. Auch als Soldaten fanatisch haben Rotten solcher Menschen die frechsten Wagestücke in Krieg oder Empörung unternommen, die gräulichsten Plünderungen und Ausschweifungen sich erlaubt. Der wahre Gosain, dem Ordensgelübde getreu, ist einer jener häßlichen Heiligen, die der Europäer so oft und mit so viel Abscheu sieht; jener nackten mit Koth überzogenen Creaturen, die sich nicht waschen, nicht scheeren, keine Nägel abschneiden und alle jene gräßlichen Folterqualen sich anthun, die schon so oft beschrieben worden sind. In diesen Orden traten nicht wenige Nadschputen, selten ein Brahmine. Minder zahlreich sind die Beiradschies, gewöhnlich Anbeter des Wischnu, sonst in demselben Zustande wie die Gosains.

Es ist nur noch zu bemerken, daß im Lande selbst nur die militärischen Familien sich Mahratta's nennen, während die unteren Classen mit ihrem Kastennamen und die Brahminen mit dem ihrigen benennt werden. Die Frau des Mahratten ist nicht in der sclavischen Abhängigkeit wie die des Canaresen, des Tamulen u. s. w., sie ist die Gehülfin ihres Gatten, nicht seine Sclavin. Eine vornehmere Mahrattafrau wird nie anders als tief verschleiert gesehen. Nur erst die Wittwe, wenn sie nicht dem verstorbenen Manne zu lieb sich dem Feuer opferte, was aber jetzt nicht mehr geschehen darf, hob den Schleier, um Geschäfte zu machen als Haupt ihres Hauses.

Die Religion des Mahrattalandes ist dieselbe, die durch ganz Indien herrscht. Die Mahratten sind derjenigen Seite des Hinduismus der größeren Zahl nach ergeben,

die neben oder über dem Wischnu auch den Schiwa anbetet.

Die 10 Menschwerdungen (Incarnationen, Awatara's) des Wischnu bilden gleichwohl die wichtigsten Götter der Mahratta's. * Doch verehren die Familien noch weit mehr ihre Haus- und Schutzgötter, als diese großen Gottheiten. Der alles sittliche Leben zerstörende Grundgedanke des Pantheismus und des unausweichlichen Schicksals, die Anschauung der unzüchtigen Götterdienste und das Gedächtniß der schändlichen Götterlegenden zerstört auch hier die zartesten Keime des Herzens und verhärtet die Gemüther zu herzloser Gleichgültigkeit.

Die Geschichte des Mahratta-Volkes ist in den Hauptzügen die folgende. Vor der muhammedanischen Eroberung rückwärts in undenkliche Zeiten scheinen kleine Fürstenthümer mit stets wechselnden Verhältnissen der gegenseitigen Abhängigkeit das Gebiet unter sich getheilt zu haben. Als jene Eroberer im 10ten Jahrhundert zuerst den Indus überschritten hatten, blieb das Mahratta-Volk noch 300 Jahre unbeachtet von ihnen. Erst dann beginnen von Centralindien her über den Nerbudda ihre Einfälle, die bald zur Eroberung eines großen Theiles des Maharaschtra und des Telingana führten. Einige Jahrhunderte hindurch hielt ein steter Wechsel glücklicher Empörung und verheerender Rachezüge der in Delhi residirenden Schahs oder Sultane diese Länder in Athem und machte den Islam allmählig bekannt, brachte eine neue Mischung der Einwohner durch die Niederlassung von Muhammedanern oder die Bekehrung von Hindus zum Glauben des Propheten hervor. Nie aber kam es zu völliger Unterwerfung des Maharaschtra, indem seine Polygars oder kleinen Radscha's in ihren Bergschlössern sich auch großen Heeren zu widersetzen wußten, oder das auferlegte Joch sogleich wieder abwarfen. Zuletzt wurden (15tes Jahrhundert) fünf unabhängige Staaten gebildet, die später in drei

* S. Titelbild.

Königreiche zusammengingen: das von Golkonda, das von Bidschapur und das von Ahmednuggur. Die beiden letztern beherrschten das jetzige Mahratta-Land. In dieser Zeit traten die Mahratta-Familien nicht selten feindlich gegen einander auf, indem sie verschiedenen Reichen angehörten. Die Portugiesen erschienen an der Küste und nahmen Goa. Lange Kriege folgten den Einfällen der Mongolen, die das Delhi-Reich erobert hatten. Erst im Jahr 1628 wurde der Mann geboren, der mit gewaltiger Kraft und großer Klugheit die vielen Mahratta-Fürsten zu Einem Reiche zu einigen wußte. Es war Siwadschi, der Sohn eines Feldherrn des Reiches Bidschapur, Statthalters von Puna und Sopa. Dort lebte er unabhängig von den Moguls, deren eroberte Provinzen seine Nachbaren waren, und wuchs unter der Leitung eines erfahrenen Mannes heran, den sein Vater ihm zur Seite gegeben, während er selbst die Armeen des Sultans von Bidschapur führte und ein anderer Sohn im Canaresenlande seine Besitzungen verwaltete. Er war ein vollkommener Mahratte, ein Held in Kriegsspiel und Jagd, wohl vertraut mit dem heidnischen Gottesdienst seines Volkes, voll Haß gegen die Moslemen. Er wußte die Nachbarn zu gewinnen, die wilden aber starken Mawuls (ein Stamm im obern Konkan) an sich zu knüpfen und gleichsam im Spiele schlechtbesetzte Forts seines Monarchen wegzunehmen und neue zu erbauen. Die Regierung in Bidschapur täuschte er mit Vorspiegelungen, sein Vater selbst war mit seinen Planen nicht bekannt. Im Jahr 1662 war er Herr des Konkan, hatte eine große Armee; sein kluger Vater Schadschi hatte den Sultan von Bidschapur zu versöhnen gewußt, so daß er von dort nichts zu fürchten hatte. Jetzt griff er die Moguls an, eroberte viele Länderstrecken, wurde aber geschlagen, ging nach Delhi, wurde eingekerkert, entkam wieder und von neuem begann sein abenteuerliches Kriegerleben. Der Sieg folgte ihm auf allen Schritten. Als er 1680 starb, hinterließ er das Mahratta-Reich von Goa und Surat an der Küste bis

an die innerste Bergreihe des Ober-Konkan in starkem und blühendem Zustande. Schon unter seinem Enkel wußte der Peischwa oder erste Minister eine erbliche Gewalt zu erlangen, die ihn zum wahren Herrscher des Landes und den Fürsten zu seinem Untergebenen und Gefangenen machte. Als dieser schwache Fürst, Sabu Radscha, im Jahr 1740 starb, war das Mahratta-Reich auf seiner Höhe. Das Dekkan war erobert von einer Küste der Halbinsel zur andern und im Norden bis nach Agra hinauf reichte die Herrschaft. Zu Sattarah wohnte der Radscha, sein Neffe und Nachfolger; zu Puna thronte und regierte der Peischwa. Neben ihm regierten andere Mahrattafürsten. So der Sindia in den Gebieten Centralindiens, Malwa und Kandisch, ja bis in die Radschputenländer und nach Hindustan; der Guikowar in Guzurat; der Holkar in andern Theilen von Malwa und dem übrigen Centralindien. Sie alle waren unter sich fest verbündet und hatten den Portugiesen ihre meisten Besitzungen an der Küste abgenommen. — Jetzt begannen auch die Engländer von Bombay her mit den Mahratten in Verkehr zu treten; bald geschlagen, bald siegreich, gewannen sie endlich durch Heider Alis Andrang vom Süden her große Vortheile und mächtigen Einfluß auf das durch innern Zwist geschwächte Reich des Peischwa. Die Händel der verbündeten Mahratta-Häupter unter sich, die schlechte Verwaltung des Peischwa-Reiches gaben den klugen Britten schöne Gelegenheit, sich durch ihre Nachbarn zu bereichern. Die seltsame Verfassung des Mahratta-Staates, durch die Alles auf Raub und Plünderung angewiesen war und die den Brahminen alle Macht in die Hände lieferte, während der gemeine Mann arm war und blieb, gab Anlässe genug. Im Jahr 1817 brach der Krieg aus, der Peischwa wurde geschlagen, und irrte als Flüchtling mit seiner Schaar in allen Richtungen umher. Lange Verfolgung führte endlich zu der Abdankung des listigen Brahminen, der mit einer Pension nach Wittur bei Cawnpur am Ganges gebracht wurde. Jetzt fiel der

Bund aus einander, die Britten besetzten das Gebiet, die benachbarten Mahrattengebiete wurden allmählig ihrer Herrschaft oder ihrem Einflusse unterworfen und der Name der Unabhängigkeit, welche dieselben jetzt noch tragen, ist — ein Name.

So wurde dem Evangelium auch in diese verschlossenen Länder der Weg bereitet. Lange nachdem Bengalen, fast ein Jahrhundert nachdem das Tamil-Land die Kunde des Heils zum erstenmale gehört hatte, betraten die Boten Jesu Christi auch dieses Land. Seine Eroberung für den ewigen Fürsten des Friedens hat nur kaum die ersten Schritte gemacht. Sie ist besonders wichtig, weil ein so kräftiges Volk, wie die Mahratten, wenn es der Wahrheit gewonnen wird, von einem unglaublichen Einfluß auf das übrige Indien seyn müßte; weil durch das Evangelium geläutert und veredelt, der Mahratte von neuem als Eroberer auftreten würde, aber mit Waffen des Geistes und im Reiche des Geistes; weil schon der Anblick dieser noch in der Erinnerung gefürchteten Macht als Dienerin Christi den Eindruck durch die ganze Halbinsel würde gehen lassen: „der Herr ist König in allen Landen."

## Zweiter Abschnitt.

Missionsversuche in Nagpur. Arbeiten der englischen Baptisten. — Prediger Goßners Sendboten. — Die Schotten. — Die Baptisten von Serampore in Bombay und Surat. — Die Londoner Missionsgesellschaft und ihre Mission in Surat.

Wie in Bengalen, so auch im Westen Indiens, waren die englischen Baptisten unter den Ersten, welche mit Entschlossenheit ans Werk gingen, nachdem einmal die Christen der evangelischen Kirche Englands und der sie umgebenden Parteien das dringende Pflichtgebot ihres Erlösers verstanden hatten, hinzugehen und den Heiden das Evangelium zu predigen.

Den nächsten Anlaß dazu gab die Uebersetzung des N. Testamentes in die Mahratta-Sprache, die zu Serampore gefertigt und gedruckt wurde. Sie kam in die Hände eines frommen englischen Offiziers der Armee im Mahratta-Gebiete zu Nagpur im Jahr 1811, der davon, sowie von einigen kleinen christlichen Schriften in der Sprache jenes Landes einen so guten Gebrauch machte, daß er an die Baptisten-Missionarien zu Serampore Folgendes berichten konnte:

„Seit meinem letzten Schreiben hat das Wort Gottes einen tiefen und gesegneten Eindruck auf eine kleine Anzahl Mahratten gemacht. Mahades, ein Mann von Hurkarrah, dem ich ein Testament gab, hat es schon zweimal fast durchgelesen. Er wohnt jeden Sonntag dem Gottesdienst bei, betet in der Stille im Namen Jesu, an den er zu glauben bezeugt, und wünscht in seinen Namen getauft zu werden. Kistna, auch ein Hurkarraher, hat die Bibel einmal durchgelesen, und scheint eben so sehr, wie Mahades, angefaßt zu seyn. Bhuwani liest jetzt das Neue Testament zum zweiten Mal, und scheint noch wärmer als die beiden vorigen. Narajun, ein Knabe, liest dasselbe in seiner Familie zum zweiten Male. Seine Mutter bezeugt oft ihre Liebe zu Jesu und verkündigt die frohe Botschaft in ihrer Umgebung. Ein alter Mann, ein Zimmermann, der in der Stadt wohnt, hörte das Evangelium Matthäi bei Narajun lesen und ist darüber sehr erfreut. Der Subadar (eingeborner Offizier) in meiner Compagnie liest noch immer die Bibel und bezeugt seinen Glauben an den Heiland; allein weltliche Rücksichten und Furcht vor den Muhammedanern scheinen ihn zu halten. Der Fakir auf dem Berge besuchte mich heute und hörte einen der Knaben die vier ersten Kapitel des Evangeliums Johannis lesen. Er sagt die Muhammedaner hätten gedroht ihn zu tödten wenn er die christliche Religion bekenne. Henry liest jeden Abend in seinem Hause einigen Frauen mit gutem Erfolg das hindustanische Neue Testament vor. Des Sonntags sehe ich allerlei Leute zum Gottesdienst

kommen, mit Einschluß meiner Familie vielleicht etwa dreißig. Ich höre die nach Jlitschpor gesandten persischen- und Mahratta-Testamente seyen viel gelesen worden. Wie und von wem die andern Bücher gelesen werden habe ich nicht vernommen.

„Die Tractate haben auf Mehrere Eindruck gemacht. Vorgestern besuchte mich ein Oberster der Kaste der Nachfolger Kubirs, der mit etwa 16 seiner Jünger in großem Staate kam, nachdem er vier Tage zuvor von Tschuttais-Ghur hier angelangt war. Als er bei einem seiner Jünger einen Tractat gesehen, rühmte er diesen sehr und ließ mir sogleich durch zwei seiner Leute sagen er wolle mich besuchen. Ich bestimmte ihm den andern Tag. Er war ein junger Mann, sehr wohl gekleidet und köstlich geschmückt. Einer seiner Jünger schwang eine Tschamura (Schwanz einer tatarischen Kuh) mit einem silbernen Griff über seinem Haupt, und zwei oder drei standen mit verschiedenartig geformten Fächern bei ihm. Als er sich auf den Stuhl gesetzt, lagerten sich alle seine Jünger in einem Kreis um ihn, und einer nach dem andern legte die Hand auf den Boden zum Zeichen der Huldigung, die er mit einem gewissen Grunzen erwiederte. Da er sich nicht gleich herabließ auf mehrere meiner Fragen zu antworten, wandte ich mich an einen seiner Jünger der nun sein Dolmetscher wurde und sie den Andern erklärte. Ich machte sie mit den allgemeinen Grundzügen der christlichen Religion bekannt und las ihnen dann Stellen aus dem 1. 2. 23. und 24. Capitel des Evangeliums Lucä, einen Theil des 5. Capitels Matthäi nebst des Heilands Antwort an den Schriftgelehrten das erste Gebot betreffend, einen Theil des 15. Capitels des ersten Briefes an die Korinther, so wie den letzten Theil des 25. Capitels Matthäi. Nun gingen einige hinaus, und nachdem sie wieder hereingekommen baten sie um Erlaubniß sich zu entfernen. Ich bat sie noch zu bleiben, las dann das 5. Capitel an die Römer und zeigte wie wir durch den Glauben an den Erlöser das ewige Leben erlangen können.

Während des Lesens erklärte ich dem Obersten gewisse Stellen, der im Ganzen sehr wohl zufrieden schien und sehr aufmerksam war. Beim Weggehen bezeugten Alle, was sie von der christlichen Religion gehört hätten sey sehr gut. Ich sagte ihnen, es gehe sie ebenso nahe an wie mich; unser Heiland sey für die Sünden der ganzen Welt gestorben; Er fordere Alle zur Buße und zum Glauben an Ihn auf; und es sey kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, worinnen sie können selig werden. Hierauf erwiederten sie weiter nichts als, das Gehörte habe ihnen alles sehr wohl gefallen."

Es wurde beschlossen den Missionsgehülfen Carapit Aratun, einen bekehrten Armenier, der bis dahin in Calcutta in der Predigt des Evangeliums geholfen hatte, nach dem Mahratta-Lande zu senden. Es geschah, und im September 1812 langte dieser würdige Mann zu Bombay an. Inzwischen errichtete jener Offizier eine Schule für Mahratta-Knaben, die sich rasch mit lernbegierigen Schülern füllte. Seine schönen Hoffnungen aber, eben so schnell eine Zahl entschiedener Christen um sich zu sammeln, täuschte ihn nicht wenig. Er hatte die Ueberzeugung der Leute angesehen aber die Zaubermacht der Kaste vergessen und diese war es nun, wie immer, vor der sie zurückbebten, als es sich davon handelte, die Taufe zu empfangen. Er schreibt über den Stand der Dinge im Mai 1813:

„Es geht, Gott sey Dank, voran, und die dermaligen Aussichten sind ermunternd. In meiner Schule habe ich 54 Knaben in drei Classen: die erste Classe von 8 oder 9 Knaben liest ordentlich in der Bibel; einer kann die zehn Gebote ganz auswendig, wie auch mehrere Sprüche, deren sie jeden Tag zwei auswendig lernen. Am Mittwoch und Samstag lese und erkläre ich denjenigen Eltern der Schüler die kommen wollen die Mahratta-Uebersetzung der heiligen Schrift. Es kommen gewöhnlich zwischen 14 und 16, meist Frauen, die sehr aufmerksam zu seyn schei-

nen. Manchen wird das Evangelium jetzt auch zu Hause von den unterrichteten Knaben vorgelesen. Ich habe einen neuen Panditen, der seiner Frau und Familie die ganze heilige Schrift vorgelesen hat. Sie wohnen ganz nahe bei der Schule. Ich habe Hoffnung daß nach der heißen Jahreszeit meine Schule zunehmen wird. Muhabut-khan liest täglich 4—5 Capitel, wohnt dem Sonntagsgottesdienst bei, und empfiehlt dasselbe auch andern. Mehadao und Narajuna, die eine Untersuchungsreise gegen Norden machten, lasen das Evangelium fast in allen Dörfern vor; in einem, bei Tschapra, an der Straße nach Gura-Mundil, ließen sie ein Testament und einige Tractate zurück. Die Leute bezeugten lebhafte Freude darüber, und der Brahmane, der jenes erhielt, war es ordentlich zu lesen im Stande. Mich verlangt sehr nach einer Gemeinde hier, und ich habe im Sinn sie mit der Taufe Henry's zu beginnen."

Im Junius desselben Jahres: — „Wir sind, Gott sey Dank, beide ganz wohl und haben für unzählige Segnungen und Wohlthaten zu danken; und gewiß sind die Worte seiner Gnade, die hier von Mehrern mit großem Vergnügen gelesen und gehört werden, keine der geringsten. Muhabut-khan, der die heilige Schrift bis zur Offenbarung Johannis gelesen hat, scheint in der Liebe zu Jesu, im Glauben und guten Werken zu wachsen; und obgleich er noch nicht getauft ist, bekennt er laut seinen Glauben an Jesum, als den alleinigen Heiland, und zieht sich dadurch von seinen frühern Freunden vielen Spott zu. Er liest täglich in meiner Schule 3—4 Capitel. Gunga, einer meiner ersten Schüler, liest zu Hause das Testament 7 oder 8 Leuten vor. Sein Vater kommt oft es in der Schule zu hören, und scheint immer mehr Gefallen daran zu gewinnen. Auch der Pandit erklärt, er glaube nur noch an Jesum, und liest beständig im Evangelium. Einige Muhammedaner scheinen es ebenfalls mit Vergnügen zu lesen. Ein Gosain, der eine Schule von etwa 50 Knaben hat, und für einen sehr

heiligen Mann gilt, nahm unlängst mit großer Freude ein Testament und einige Tractate an. Ich las und erklärte ihm mehrere der wichtigsten Stellen der heiligen Schrift, und ich höre daß er noch immer täglich einige Capitel liest. Muhadewa, Krischna und Bhuwani lasen ihre Testamente, scheuen sich aber so sehr mir nahe zu kommen, daß ich keine Gelegenheit finden kann mit ihnen zu reden. Henry ist mir von großem Nutzen in der Schule. Ich habe jetzt 55 Knaben. Ich glaube es wäre uns sehr zuträglich wenn einer Ihrer Bekehrten zu unserer Hülfe hierher käme; es thut mir jetzt sehr leid, daß ich keinen von Serampore mitbrachte. Ich würde für seinen Unterhalt wie für einen meiner Knechte sorgen; und sollte ich weggerufen werden, so würde ich mich mit Ihnen wegen seines Bleibens, zur Fortsetzung des guten Werkes, berathen. Wäre ich nach meiner Abreise nicht im Stande für ihn zu sorgen, so würde ich ihn mit den Mitteln versehen nach Hause zurück zu kehren, oder ihn bei mir behalten und mitnehmen wo ich hinginge. Senden Sie mir noch 20 oder 30 Mahratta-Testamente nebst etwa 200 Mahratta-Tractaten."

Immerhin waren diese Ereignisse aufmunternd genug, um auf den Wunsch des würdigen Militärs den Ram Mohun, einen tüchtigen Nationalgehülfen in Calcutta, ihm zu Hülfe zu senden. Hier einige Mittheilungen aus den Jahren 1813 und 1814, in welch letzterem Ram Mohun nach Nagpur abreiste:

„Am Sonntag habe ich meist etwa 24 erwachsene Zuhörer, mitunter auch einige neue, die das Wort als an den Weg oder auf das Steinigte gesäet, mit augenblicklicher Freude aufnehmen. Indeß hoffe ich, daß Muhabut-khan, Gunga-rama, Arkubhai, ein Gosain, und einige der Frauen es noch immer mit Verlangen anhören. Um den Ersteren, den Havildar (Beamter), bin ich zuweilen sehr bekümmert, indem ich fürchte er sey noch unwiedergeboren; er hat bisher allen meinen Bemühungen und Zusprüchen, einmal entschieden hervorzutreten, widerstanden; gibt aber

die Nothwendigkeit zu, und spricht sehr warm von seiner Liebe und seinem Glauben an Jesum. Henry's Großmutter, die jetzt vor Alter sehr schwächlich, dermalen auch unwohl ist, scheint wahrhaft gläubig zu seyn; dasselbe hoffe ich auch von Henry; allein er ist so schweigsam, daß ich nicht recht aus ihm komme; indeß zeugen seine Handlungen von christlichem Sinne; er liest regelmäßig im Worte Gottes, selbst in Anderer Gegenwart, und ist, glaube ich, auch treu im Gebet; er macht sich in meiner Schule bei den Knaben nützlich, denen ich unlängst einige Testamente und Tractate gab. Ich habe auch zwei andern Schulen einige derselben zugeschickt. Ich gebe jetzt keine Mahratta-Schriften an Erwachsene weg, es sey denn daß sie sehr dringend verlangt werden, indem ich traurige Beweise habe, daß sie aus bloßer Faulheit ungelesen weggelegt werden, weil die Buchstaben kleiner und etwas anders sind als die geschriebenen. Indeß gebe ich den Muth nicht auf. Das persische Exemplar der Evangelien Matthäi und Marci, das ich dem Nabob von Elikpura sandte, wird nun, wie ich vom Major N. höre, am öffentlichen Durbar (Audienz) vorzugsweise vor dem Koran gelesen; auch habe der Nabob ein prächtiges Gestell und eine Decke dazu machen lassen, und viele Exemplare, die seine eigenen Munschis abgeschrieben, unter seine Haupt-Sirdars (Generale) vertheilt. Zu Ballapura, bei Elikpura, höre ich, wurden zwei unserer Testamente mit Vergnügen angenommen. Wenn Sie mir ein Exemplar der heiligen Schrift im Persischen, nämlich das ganze Neue Testament nebst dem Alten, oder einem Theil desselben, hübsch gebunden, senden könnten, so wollte ich dem Nabob von Elikpura ein Geschenk damit machen. Der Oberste zweier Dörfer in unserer Nachbarschaft hat das Alte und Neue Testament in Mahratta mehreren seiner Leute vorgelesen, die ganz entzückt darüber scheinen, und ich hoffe es werde auch an entlegeneren Orten von Berar gelesen, wohin ich es gesandt habe. An Sonntagen empfinde ich oft ein

unbeschreibliches Wohlseyn wenn ich die frohe Kunde des Heils in Jesu verkündige und aufmerksame Zuhörer vor mir sehe; allein seit Kurzem ging ich gar oft mit Herzeleid von der Versammlung weg, da sie die herrlichen Wahrheiten mit offenbarer Kälte und Gleichgültigkeit anhörte.

„Ich hatte mich öfters über Mehrere, die mir Hoffnung gaben, gefreut, finde mich aber jetzt getäuscht. In meiner Schule habe ich etwa zwölf Knaben die recht gut lesen. Die Uebrigen sind alle noch klein, so daß ich noch an 30 Mahratten Testamente und viele Tractate vorräthig habe. Wir verlangen gar sehr nach Bruder Ram-Mohun und den Seinigen, und ich hoffe daher, Sie werden Ihr Möglichstes dazu beitragen, daß er komme. Wir haben ein sehr bequemes Haus für ihn und seine Familie in Bereitschaft.

„Mich dünkt es sey in Nagpur ein Forschungsgeist entstanden, welchen ich dadurch zu befördern hoffe, daß ich Knaben unsere Bücher lesen lehren lasse; und schon werde ich die gute Wirkung hievon gewahr, indem manche Mahratten sich um einen oder zwei dieser Knaben herum lagern um sie lesen zu hören.

„Ram-Mohun erwähnt in einem Brief an Hrn. Ward, von Hazaribay auf dem Wege nach Nagpur geschrieben, der Ankunft einer Fürstin, welcher Hr. M. die heilige Schrift gerühmt. Sie hatte ihren Verwalter zu Ram-Mohun gesandt und die von Serampor gesandten persischen Bücher in Empfang genommen, die von einigen gelehrten Muhammedanern von Lucknau, die damals bei der Fürstin waren, gelesen wurden. Diese Männer kamen häufig um sich mit Ram-Mohun zu unterhalten. Die Sipahis, oder Hindu-Soldaten, hören ebenfalls sehr begierig zu. Sie nehmen Ram-Mohun mit sich in die Caserne um ihn das Wort Gottes vorlesen zu hören."

Im Juni schrieb Herr M. (der Offizier): „Der Einschluß ist von Bruder Ram-Mohun und Muhabutkhan, die am 4. dies gesund in Nagpur angelangt sind.

Der Havildar erwies ihnen unterwegs alle mögliche Gefälligkeit. Sie werden ihm gewiß auch dankbar dafür seyn, daß er mit unserm Bruder so viele Sorge gehabt hat. Meine Frau ist mit diesem und seiner Familie sehr zufrieden, seine Frau benimmt sich sehr bescheiden und anständig. Nachdem ich letzten Sonntag einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vorgelesen, zeigte Ram-Mohun auf eine sehr einfache und gefällige Weise die Ursache seines Hieherkommens an, sprach von dem sündigen und elenden Zustand unserer Natur, von der Liebe Gottes in der Sendung seines lieben Sohnes zu unserer Erlösung, von der Nutzlosigkeit der Hindu- und muhammedanischen Religion, und von der Unmöglichkeit sich selbst durch gute Werke selig zu machen. Darauf erzählte er wie er selber damit den Versuch gemacht aber in ihnen keine Abhülfe gegen das Uebel der Sünde gefunden habe, bis er zuletzt von der Liebe Gottes in der Sendung seines lieben Sohnes zu unserer Rettung gehört, und daß alle die an ihn glauben und getauft werden selig werden. Auch erwähnte er was unser Heiland vor seiner Himmelfahrt seinen Jüngern gesagt: Gehet hin in alle Welt u. s. w. — Heute geht er mit meinem Panditen in die Stadt einen Gosain zu besuchen, wo er die frohe Kunde des Friedens, des Wohlgefallens und Heils durch den Tod des Heilandes verkündigen wird."

Ein Neffe des bekannten Dr. Carey des Patriarchen der bengalischen Mission wurde später auch in Nagpur stationirt und durch ihn gewann die Missionsarbeit dort festeren Zusammenhang. Ram-Mohun beaufsichtigte die Schule und ging in der Stadt umher das Evangelium zu predigen. Eine Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Sprache der Gonds wurde bereitet. Diese Gonds sind nämlich die Urbewohner des dortigen Landes und besonders der Berggegenden im Norden, so wie der weiten mit Wäldern reich bewachsenen Landstrecke Gondwana. Ram-Mohun schreibt im Jahr 1816:

„Raghuva, ein Mann von der Oher-Kaste, und seine Schwester haben das Wort Gottes gehört; und er

bezeugt, daß es ihm zu Herzen gegangen; auch sind seine Worte und Handlungen liebreich. Oft bezeugte er mir wie groß seine Sünde sey und wie Großes Gott an ihm gethan habe. Mit Gottes Gnade wird es uns gelingen diese Seele zu retten. Viele in der Stadt nehmen Bücher an und bezeugen große Achtung vor dem Worte. Ein Mulwi, der mehrere Sprachen, wie auch die Sanscrit-Grammatik versteht, und dem ich einmal mit vielen Reden begleitet ein Buch gab, ließ mich vor einigen Tagen rufen, indem mehrere Reiche mich hören möchten. Ich ging, und fand vier Personen bei einem Götzen sitzen: einer von ihnen war ein Telinga-Brahmine. Sie baten mich den Inhalt unseres Buches zu erklären. Ich las einen Tractat vor, worauf ihrer zwei, auf den Götzen weisend, sagten: „seht, dies ist unser Gott." Nun las ich ihnen Apostelg. C. 17, V. 24. 31. vor: „Der Gott, der die Welt gemacht hat und alles was darinnen ist, er, der ein HErr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht" u. s. w. und knüpfte viele Bemerkungen daran. Der Telinga-Brahmine sagte, sein Bruder sey in Madras ein Christ geworden; worauf ich erwiederte: „Euer Bruder hat wohl daran gethan; warum bleibt aber Ihr so ferne?" Er antwortete: „ich weiß daß dieser Weg wirklich gut ist, und viele meiner Landsleute haben ihn ergriffen." Er sagte er gehe nach Calcutta, und auf seine Bitte gab ich ihm ein Empfehlungsschreiben an Sie. Andere Reiche haben das Wort Gottes empfangen und ich unterhalte mich oft mit ihren Bedienten."

Allein, so lieblich die Sachen zu stehen schienen, die Stunde für dieses Volk hatte noch nicht geschlagen. Das räuberische Gesindel der Pindarri's, dieser Ueberrest von allen den diese Länder stets durchziehenden Armeen zusammen mit einem Stamm, der stets nur vom Raube lebte, überfiel auch die Gegend von Nagpur, und zwischen dem Radscha des Landes und den Britten brach zu gleicher Zeit Streit aus. Das Getümmel der Waffen erfüllte die Stadt, Angst alle Gemüther, und da sich die Ruhe lange nicht

wieder herstellen wollte, die Mission aber ihrer Streitkräfte auf andern Puncten des Kampffeldes bedurfte, so blieb dieser Posten nach einem, wie wir sahen, nicht unversprechenden Versuche verlassen.

Eine Zeit von 25 Jahren ging über diese Gegenden hin, ehe sie wieder einen Mann sahen, der die Botschaft des Friedens in Christo Jesu dem armen Bergvolke der Gonds zu verkündigen, sie betrat. Es waren zwischen einigen brittischen Beamten dort und der Missionsgesellschaft zu Basel längere Verhandlungen im Gange gewesen, indem die letztere aufs dringendste aufgefordert worden war, dorthin ihre Sendboten zu schicken. Plötzlich wurden die Verhandlungen abgebrochen, indem mehrere Missionarien, von Hrn. Prediger Goßner in Berlin ausgesendet, zu Bombay anlangten, in der Absicht sich nach Nagpur und Jubbelpur zu verfügen. Ihre Mittheilungen * über dieses Arbeitsfeld lassen wir hiemit folgen. Missionar Lösch, ehmals im Canara-Lande thätig, wegen Krankheit zurückgekehrt und dann unerwartet zu dieser neuen Mission übergetreten, stand an der Spitze derselben. Ihm folgten fünf junge Männer, die als Feld- und Handwerksarbeiter ihren Unterhalt erwerben und so als Colonisten zugleich Missionare seyn sollten. Miss. Lösch schrieb von dem Dorfe Karandschia, schon in Central-Indien gelegen, mit seinen Begleitern im Jahr 1842 Folgendes:

„Da wir gegenwärtig in zwei kleinen Zelten wohnen, so gibt es viel Störung; denn jeder Vorübergehende kommt zu uns herein und erkundigt sich, woher und warum wir gekommen sind, wie lange wir beabsichtigten hier zu bleiben und hundert andere Fragen. Unsere l. Gonds sind den ganzen Tag um uns, oft bis spät Abends, und aus den Briefen meiner Brüder werden Sie ersehen, wie theuer uns dieses einfältige, ehrliche Bergvolk bereits geworden ist. Ein Umstand hat hauptsächlich dazu beigetragen, sie mit uns recht vertraut zu machen. Sämmt-

* Aus der Biene auf dem Missionsfelde 1842 — abgedruckt.

liche um uns liegende Districte werden gegenwärtig auf obrigkeitlichen Befehl ausgemessen. Um dieses Geschäft so schnell als möglich zu vollenden, hat das Gouvernement mehrere Feldmesser mit einem Gefolge von 1500 Mann hieher gesandt. Alle erforderlichen Lebensmittel, so wie Träger und Wegweiser, wurden von den Polizeidienern, die sämmtlich Muselmänner sind, unentgeltlich gefordert, und da die armen Gonds nicht im Stande waren solchen unbilligen Anforderungen zu entsprechen, so wurden sie von den gefühllosen Dschapraſi's (Polizeidienern) auf eine empörende Weise mißhandelt; ihr Weniges wurde ihnen geraubt, ihre Weiber geschändet. Mit Säbelhieben wurde ihnen geantwortet. Ihre letzte Zuflucht waren die Wälder. Als die Dschapraſi's in unser Dorf kamen, flohen sämmtliche Einwohner auf das Gebirge; nur einige alte Männer blieben hier, die wir vor aller Mißhandlung beschützten. Wir erlaubten keinem Dschapraſi in das Dorf zu gehen, und die, welche ohne von uns bemerkt zu werden sich hineingeschlichen hatten, wurden uns entweder von unsern Knechten oder den zurückbleibenden wenigen Einwohnern angezeigt, und wir fertigten sie sogleich auf eine ihnen ungewohnte Weise ab. Als die in die Wälder geflohenen Gonds hörten, daß wir sie vertheidigten, kamen sie zu uns und konnten ihre Dankbarkeit nicht genug an den Tag legen. Auch die Einwohner von den umliegenden Dörfern nahmen Zuflucht zu uns. Als Capitän Wrougton (Rotten), der das ganze Geschäft des Ausmessens leitete, zu uns kam, so sagte ich ihm Alles was seine Knechte verübt hatten. Er war ganz entrüstet, und bevollmächtigte uns, jeden Dschapraſi, der sich solcher Gewaltthätigkeiten schuldig machen sollte, gebunden zu ihm zu senden. Auch gab er Befehl, daß keine Lebensmittel und Träger von unserm Dorfe gefordert werden sollten. Nun hatten unsere armen Gonds Ruhe und wurden bezahlt für Alles was von ihnen gefordert wurde. Desto mehr wütheten nun die Dschapraſi's in den weiter entlegenen Dörfern. Da aber unser Gerücht weit umher

erschollen war, so kamen auch die Bewohner jener Dörfer zu uns und baten um Hülfe, die wir ihnen auch gern leisteten. So hat der HErr auch diese Trübsal dazu dienen lassen, daß das, was diesem armen Volke bisher noch dunkel war, ans Licht gekommen ist, nämlich daß wir nicht zu ihrem Schaden und Nachtheil, sondern zu ihrem Besten hieher gekommen sind. Ihm sey Preis und Dank für alle Wunder der Gnade und Barmherzigkeit, die Er bisher an uns gethan hat!

„Mit der größten Bereitwilligkeit entsprachen nun die Bewohner dieses Dorfes unsern Wünschen, uns nicht nur, um was wir sie Anfangs gebeten hatten, ein Stück ihres Landes, sondern das ganze Dorf zu verpachten. Der Contract wurde niedergeschrieben und von der Obrigkeit bestätigt. Ein schöneres und für unsere Mission geeigneteres Land und Volk, wie dieses, hätten wir in ganz Indien nicht finden können. Das Klima gestattet uns selbst in der heißen Jahreszeit, die gerade jetzt ist, den ganzen Tag zu arbeiten. Prachtvolle hohe Berge umgeben unser einsames, schönes Dorf, das einige hundert Einwohner zählt. Hier hört man nicht die abscheulichen Gesänge der Brahminen, noch sieht man unzüchtige Göttergestalten. Die Brahminen haben zwar schon versucht den satanischen Götzendienst hier einzuführen, es ist ihnen aber noch nicht gelungen. Neben unserm Dorfe haben sie ein kleines Götzenbild aufgerichtet, welches aber unsere Gonds nicht anbeten. Bis jetzt haben wir über ihre Gottesverehrung noch nichts ermitteln können. Sobald wir werden ein wenig mehr zur Ruhe gekommen seyn, hoffen wir mit Gottes Hülfe alles von ihnen zu erforschen. Gott thut mehr an uns als wir hätten erwarten können. Sogar Ungläubige unterstützen uns und freuen sich über unsere Mission. Freilich sehen sie mehr auf das äußere Wohl, als auf die Bekehrung der Herzen dieses Volkes. Ich wünschte Sie könnten uns einige Tage besuchen und sehen, was wir treiben, wie wir mit unsern Gonds so vertraulich umgehen und wie sie uns Alles klagen und sagen.

Wahrlich, der HErr hat über Bitten und Verstehen an uns Unwürdigen gethan und unsern Kleinglauben sehr beschämt.

„Vor 14 Tagen besuchte uns unser Freund, ein ächter Christ, um mit mir die zwölf Dörfer im Bashi-District, die er uns nach der Regenzeit gerichtlich zukommen lassen will, zu besehen. Wegen einer in einem seiner nördlichen Districte ausgebrochenen Revolution kam er jedoch nicht nach Bashi; ich aber besuchte die am Johilla-Fluß gelegenen Dörfer, und war sehr erfreut über deren prachtvolle Lage, herrliches Klima und fruchtbaren Boden. Die Gonds haben sie verlassen, weil ihnen der Pächter unerhörte Abgaben auflegte, und ihnen, weil sie dieselben nicht entrichten konnten, ihr weniges Besitzthum mit Gewalt entriß. Unser Freund wünscht sie daher uns zu geben, und viele Gonds sind bereit sich da bei uns niederzulassen und das Land zu bebauen. Wir würden somit zwei Hauptstationen bilden, von denen aus, wenn der HErr Gnade dazu gibt, mehrere Nebenstationen in den umliegenden Districten errichtet werden können. Auf diesen zwei Hauptniederlassungen sollten Brüder von den für uns nothwendigsten und nützlichsten Professionen stationirt seyn. — Unser Freund kam endlich und freute sich sehr über unser Wohnhaus, welches die Brüder mit ihren eigenen Händen gebaut haben. Er erkundigte sich nach allem, was uns noch fehlt, schrieb sämmtliche uns zum Hausbau, für die Landwirthschaft und Haushaltung noch nöthigen Gegenstände auf, und versprach uns dieselben sobald als möglich zu schicken. Wir haben bereits eine große Anzahl von Geräthschaften von ihm erhalten, als: Pflüge, Beile, Aexte, Sägen, Spaten, Feilen u. s. w., und das zum Wohnhause nöthige Eisenwerk läßt er von Calcutta kommen. Auch hat er uns neun prachtvolle Nagpor-Ochsen, zwei Kühe, Schafe, Ziegen, Gänse, Enten und Hühner von allen Arten geschickt. Bald werden wir auch Cap-Schweine, europäische und indische Sämereien und Bäume von ihm erhalten. — Auch wünscht unser Freund eine

Anstalt für Waisenkinder, deren es in Indien mehr als in jedem andern Lande gibt, anzulegen. Ein Anfang dazu ist bereits gemacht. Vor einigen Tagen kam ein Mahratta-Jüngling, Babu-Ran, hielt sich bei unsern Knechten auf und sagte, seine Eltern wären gestorben, seine Verwandten hätten ihn verstoßen, er wolle deshalb nach Hashi gehen und ein Gosai (d. h. ein Bettler und Taugenichts) werden. Wir fragten ihn ob er nicht bei uns bleiben und sein Brod durch Arbeiten verdienen wolle. Der arme Knabe war sehr erfreut daß wir ihn behalten wollten und sagte: Ich will alles thun was ich geheißen werde. Er ist auch sehr fleißig und willig zu Allem. Da er bereits etwas Englisch versteht und seine eigene Sprache gut schreibt, so kann er mir künftig in den Schulen sehr nützlich werden. Ich gebe ihm täglich eigenen Unterricht in der englischen und hindostanischen Sprache, worin er gute Fortschritte macht. Möge der HErr ihm bald sein Herz öffnen. Wir bitten Sie auch um Medicinen; wir brauchen sehr viele; Kranke aus allen Gegenden kommen zu uns hergeströmt und schreien um Hülfe. Ach, die Sünde hat die Leute jämmerlich zugerichtet. Es vergeht kein Tag, an dem nicht mehrere mit den schlechtesten Krankheiten zu uns kommen. Viele sind geheilt worden, und das hat einen solchen Eindruck auf die Leute gemacht, daß sie glauben, sie müßten gesund werden, wenn sie zu uns kommen. So gibt uns der HErr die schöne Gelegenheit, ihnen zugleich den Arzt ihrer Seelen bekannt zu machen. Wahrlich, die Ernte ist reich; möge der HErr noch mehr treue Arbeiter in seine Ernte schicken. Bisher habe ich noch keine Zeit gehabt die Verwandtschaft der Gond-Sprache mit den übrigen Indiens zu ermitteln. So viel habe ich ausgefunden, daß sie in ihren Wurzeln ein und dieselbe mit denen des südlichen Indiens ist, namentlich mit der tamulischen. Sie wird nur von sehr wenigen Gonds gesprochen. Hindui und Hindostani sind die gangbaren Sprachen unter allen Bergstämmen Central-Indiens. Ich gedenke deshalb die Hindui-Sprache, die

unstreitig die reichste und bildungsfähigste ist, in den Schulen einzuführen, und keine Rücksicht auf die fast ausgestorbene Gonds-Sprache zu nehmen. Beten Sie für uns, daß der HErr sich auch ferner zu uns bekenne und uns treu erhalte bis auf seinen großen Tag.

„Nachdem wir uns in Jubbelpore mit unserm theuren Freunde und Wohlthäter über den Plan unserer Mission besprochen und auf seinen Wunsch auf unsern Knieen die Sache dem HErrn empfohlen hatten, wobei er sich nachher die Thränen aus den Augen wischte und uns vorläufig 1000 Rupien zum Hausbau versprochen hatte, verabschiedeten wir uns. Er gab uns den Rath, einen verödeten Landstrich von 12 verlassenen Dörfern im Bashi-District zu pachten, und erbot sich uns einen Zimmermann und Schmied zum Bau unserer Häuser mitzugeben; als wir es ablehnten, freute er sich daß wir nicht gekommen wären uns dienen zu lassen, sondern zu dienen; wozu der HErr Gnade verleihen wolle! So reisten wir am 5. Februar von Jubbelpur ab. Von Bombay gings auf schönen Chausseen, von Puna auf Ochsenkarren, von Jubbelpur zu Fuß; unsere Sachen wurden von Lastochsen getragen. Hier waren die Wege oft sehr schlecht, oft kaum gangbare Fußsteige, oft gar kein Weg, hohe Berge und große Wälder. Es ging über Stock und Stein. Anbetungswürdig ist die Liebe und Fürsorge des HErrn, der uns in dieser gefährlichen Gegend vor den Tiegern, vor denen uns die Eingebornen oft warnten, bewahrt hat, daß uns auch nicht einmal ein Tieger durch seinen Anblick erschrecken durfte. Wir reisten über Mandlah, kamen am 22. Februar nach Kankampor, wo wir jene 12 Dörfer pachten sollten. Doch da der Pächter sich nicht dazu verstand, sondern erklärte, wenn wir ihm auch 1000 Rupien für ein Dorf geben wollten, so würde er es doch nicht thun: so nahmen wir es aus der Hand des HErrn an, und erkannten daraus, daß dies nicht der rechte Ort sey wo uns der HErr haben wollte, und beschlossen deßhalb, da unser Freund uns mehrere Dörfer vorschlug,

diese aufzusuchen. Nach einer Tagereise im District Darhar fanden wir ein schönes, für Landwirthschaft geeignetes, doch von seinen Bewohnern verlassenes Dorf, konnten aber den Verwalter dieses Districts nicht finden. Daher reisten wir, obwohl von der langen Reise ganz ermüdet und ermattet, getrost mit unserm Wanderstabe weiter und kamen jenseit des Nebudda im Partabgarh-District zu einigen Dörfern, die uns jedoch nicht geeignet schienen. Ohne Wegweiser reisten wir weiter, Keiner wußte wohin; nachdem wir zu Gott gefleht hatten, daß er nicht länger die Thür zu den armen Gonds verschlossen halten, sondern öffnen möchte; denn 40 Wochen waren bereits seit unserer Abreise aus Berlin verstrichen, und noch hatten wir den Ort unserer Bestimmung nicht erreicht. Wir sahen es zwar von Ferne wie einst die Kinder Israel, nachdem sie 40 Jahre durch die Wüste wanderten — so stand der Eine hier, der Andere dort, bis wir endlich zwei Wegweiser bekamen die uns einen Fußsteig entdeckten, der uns zu dem schönen Dorfe Karandschia führte, wo wir so lange uns niederzulassen beschlossen, bis wir Antwort von unserm Freunde erhielten. Am 26. Februar lagerten wir uns an einem kleinen Wäldchen, welches als Schutzgott des Landes und besonders von den Dorfbewohnern von Karandschia verehrt wird. Erst flohen uns die Einwohner des Dorfes und wollten um keinen Preis uns etwas verkaufen. Wir waren genöthigt unsere Lebensmittel viele Meilen weit herzuholen; doch nach und nach wurden sie neugierig und näherten sich unserm Zelt, um zu sehen was die Sahibs machen. Ohne auf die göttliche Verehrung, die sie dem nahe liegenden Wäldchen bezeigten, zu achten, bedienten wir uns des darin liegenden dürren Holzes als Brennmaterial. Da kamen nun sehr bald die lieben Heiden und brachten uns anderes Brennholz, auf daß wir nicht ihren Gott erzürnten. Da wir aber erklärten daß diese dürren Bäume kein Gott wären, so legten sie selbst die Art an die Wurzel der dürren Bäume und übergaben sie uns zum Gebrauche. Nachdem wir 14 Tage

in Ungewißheit gelebt und besorgt waren, ob wir da bleiben dürften, so fingen wir an den HErrn brünstig anzuflehen — denn die nahende Regenzeit nöthigte uns Hütten zu bauen — daß Er uns zeigen möchte was wir thun oder wohin wir gehen, und wenn es sein Wille wäre, daß wir bei diesem Dorfe bleiben sollten, Er die Herzen der Heiden zu unserer Aufnahme bereit machen wolle, so fanden wir ein Dorf, Namens Tarera, eine Stunde von hier, von seinen Bewohnern verlassen, und wählten es zu unserer Niederlassung. Als nun die Bewohner von Karandschia hörten daß wir sie verlassen wollten, kamen die Häupter der Gemeinde und baten uns flehentlich nicht von ihrem Orte zu weichen. Wir machten ihnen nun die Vorstellung, daß wir Land bedürften um Lebensmittel zu bauen, und wir ihnen ihr Land nicht nehmen wollten. Darauf erklärten sie einstimmig wir sollten alles Land nehmen, sie wollten es selbst für uns bearbeiten, wir sollten nur hier bleiben; „denn," sagten sie, „wohin ihr gehet, dahin gehen wir auch; wo ihr bleibet, da bleiben wir auch." Sehen Sie, so viel hat der HErr gethan. Hätten Sie das wohl erwartet als wir Sie noch vor einem Jahre umringten? Wir haben es nie geglaubt, und fühlen uns tief beschämt in unserm Kleinglauben. Thut der HErr nicht auch noch in unsern Tagen Wunder? Sehen Sie die Liebe der Heiden zu uns: täglich umringen Sie unser Zelt, und alle haben gebeten ihre Kinder zu unterrichten, sie würden sie alle in die Schule schicken. Daher sind wir im Begriff, indem wir eine Hütte für uns zum Schutz gegen den Regen errichten, auch zugleich einen Schulraum dabei anzubringen. Die Heiden tragen Holz und Gras zu, und freuen sich daß sie uns dienen können. Eines Abends spät saß noch ein Jüngling bei uns, der die Hindu-Sprache ein wenig versteht, und gefragt, was die Leute im Dorfe von uns sagten, daß wir hier wohnten, ob sie uns gerne sähen, oder nicht? antwortete er: „hamara man milla!" (unser Gemüth ist vereinigt). Der nun dies Volk geneigt gemacht hat, uns

in ihre Hütten aufzunehmen, wird auch ihre Herzen bereitwillig machen Jesum anzunehmen.

„Wir fanden oft große Gegenden menschenleer, ohne Ortschaften, und wo wir Leute fanden waren sie in größter Armuth und Elend, in bedauernswürdiger heidnischer Finsterniß, daß man weinen möchte. Wir passirten große Wälder und wilde Gegenden, wo noch eine Menge furchtbarer Tieger und andere reißende Thiere hausen, und wo unsere Ochsentreiber einen furchtbaren Lärm machten, um die Tieger zu verscheuchen. Und dem HErrn sey Dank, Er hat uns beschützt und bewahrt, auch wenn wir in solchen Gegenden unter freiem Himmel mit oder ohne unsere Zelte übernachteten. Nicht genug können wir dem HErrn danken, daß Er uns vor diesen schrecklichen Thieren und vor allem Ungemach in dieser Wildniß bewahrt hat. — Unsere Bergbewohner, die Eingebornen in unserm Karandschia, sind dagegen schlichte, einfache Menschen, und wie wir hoffen für das Evangelium sehr empfänglich. Die Männer besuchen uns täglich und wohnen oft schon unserer Andacht bei. Wir haben sie herzlich lieb. Allein es wird noch durch viele Kämpfe und ernste Prüfungen, durch Leiden und Schwierigkeiten wie überall hindurchgehen müssen; doch die Rechte des HErrn wird erhöhet, die Rechte des HErrn behält den Sieg. Es ist sonderbar, auf der Stelle wo einst ein Götzentempel stand, und jetzt Ruinen desselben und mancherlei Gestalten ausgehauener Götzenbilder in Menge umherliegen, soll unser Missionshäuschen gebaut werden. O so weihet doch ihr lieben Christen Alle diese merkwürdige Stelle mit uns mit segnenden Gebeten ein, daß doch die Werke der Finsterniß und des Satans überall zerstört werden; betet doch, daß hier ein Tempel des HErrn gebaut werden möge. Was das Land betrifft, so ist es eine schöne Gegend, aber größtentheils unangebaut. Es eignet sich durch Lage und Klima so ganz zu einer derartigen Missions-Niederlassung, und läßt erwarten daß die Landwirthschaft unter dem Beistande des HErrn der Mission so recht zum Segen werde.

Die englische Regierung wünscht sehr daß Indiens herrliche Gegenden, die noch größtentheils öde da liegen, angebaut werden möchten, und unterstützt solche Unternehmungen aufs Kräftigste. Das herrliche, fruchtbare Land ist auch unglaublich wohlfeil. Es mangelt aber an Arbeitern. Besonders theilnehmend erweisen sich für unsere Sache die lieben Missionsfreunde. Es thut aber auch sehr Noth, denn noch nie ist das Evangelium hier verkündigt worden. Das Arbeitsfeld ist unermeßlich groß; ach betet daß der HErr mehr Arbeiter sende, viele, aber wahrhaft apostolische Männer, die nichts treibt als die Liebe Christi. So geht es nun jetzt tüchtig ans Arbeiten. Wir müssen Alles von vornen anfangen. Wo wir hinsehen ist nichts da für unser Bedürfniß. — Ich kann nicht schließen ohne noch kurz zu erzählen, wie mich der HErr aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr recht wunderbar errettet hat. Als ich am heiligen Ostertage in das schöne weite Feld, nahe bei unserer Wohnung, an einer einsamen Stelle, unter Gottes freiem Himmel wandelte, um mein Herz im Gebete so recht vor dem HErrn anszuschütten und dann die mir so herzlich lieben Heiden zu besuchen — an einem schönen Flusse entlang auf einem gangbaren Wege, wo ich keine Gefahr ahnte, sprang plötzlich aus dem großen hohen Schilf des jenseitigen Ufers ein schreckliches, furchtbares Krokodil, das Menschen und Vieh zerreißt, auf mich zu. Schon war es mit seinem gräßlichen Rachen beinahe an meinen Füßen, vor mir und hinter mir kein Ausweg, neben mir ein hoher Hügel. In meiner Angst schrie ich zum HErrn, und der HErr warf mich gleichsam, ich weiß nicht wie, auf seinen Liebeshänden über diesen Hügel und ich war gerettet. Ja, da hat der HErr geholfen; ich hätte nicht so schnell, so blitzschnell, ohne seinen mächtigen Beistand hinüberkommen können.

„Nachträglich bemerken wir noch eine große Bewahrung, daß nämlich einmal in der Nacht um 1 Uhr unsere Ochsen einen großen Lärm machten, zusammensprangen und sogar einige sich losrissen. Wir erkundigten

uns am Morgen bei unsern Leuten nach der Ursache, die uns erzählten, ein Tieger wäre ungefähr 10 Schritte von unserm Zelt vorbeigegangen um aus dem nahen Flusse zu trinken, und sey denselben Weg wieder zurückgekommen. Und der Engel des HErrn führte das blutdürstige Thier, das mit Lüsternheit auf seine Beute gesehen haben mag, vorbei, ohne daß uns ein Haar gekrümmt wurde. Als zwei von uns nach Amarkantak gingen Lebensmittel einzukaufen, trieb der Kaufmann alsbald seine Kühe aus dem Stalle, brachte sogleich sein Bett und bat, daß sich die Sahibs darauf setzten; denn in sein Wohnhaus durften wir nicht kommen, aus Eifersucht wegen seiner Weiber, die, wenn sie in den Hof traten, sogleich ihr Gesicht verdeckten. Es kamen viele Männer und brachten uns Milch. Da wir mit unsern Knechten aus einem Gefäß tranken, verwunderten sie sich, weil sie das von Engländern noch nie gesehen hatten; auch unser Wegweiser wurde dadurch viel zutraulicher zu uns. Sie waren auch gleich bereit uns zwei Träger mitzugeben. — Ungläubige Europäer und sogar Muhammedaner haben uns bedeutende Geschenke gemacht.

„In Mandlah, wo wir viele Bücher unter den Heiden vertheilten, erzeigte uns der Beamte viel Gutes; er lud uns zum Essen ein, und als wir es ablehnten sandte er uns täglich so viel Speisen, daß wir nicht alles verzehren konnten, und er war ein Muhammedaner. Wir beschenkten ihn mit Tractaten.

„Leute von unserm Dorfe brachten uns bald Butter, Reis und 3 Hühner zum Geschenk; wir aber bezahlten es ihnen. Es ist hier alles sehr billig. Den 17. März fällten wir den ersten Baum und fingen an Bretter zu schneiden zu unserm Hause, worüber sich die Heiden sehr verwunderten. In unserm Mieths-Contract sind uns Menschen, Vieh, Land und Holz zugesichert; wir nehmen aber nur so viel Land und Holz als wir nöthig haben und verzichten auf alles übrige, um die Heiden zu gewinnen. Sie tragen uns aber freiwillig Holz zum Bau herbei.

Als wir sie vor den Gewaltthätigkeiten der Polizeidiener schützten, fielen sie, um ihren Dank auszudrücken, vor uns nieder wie vor ihren Götzen; wir aber richteten sie auf und wiesen sie zu Gott, vor dem allein sie ihre Kniee beugen sollen."

Kurz nachher lautete es:

„Das Land, welches zu unserm Dorf Karandschia gehört, hat einen so großen Umfang, daß, wenn täglich 20 Mann darauf arbeiten würden, es doch in 10 Jahren noch nicht gänzlich bearbeitet seyn würde. Sämmtliche Districte zwischen Jubbelpore und Amarkantak sind sehr schwach bevölkert und zwei Drittheile des schönen Hochlandes liegen gänzlich unbenutzt da; vor 10 Jahren waren noch mehrere dieser Districte ganz unbewohnt, und man hat es nur den angestrengten Bemühungen des theuern Mac Leod zu verdanken, daß man auf diesem schönen Hochlande jetzt hier und da ein Dorf antrifft. Der Grund der schwachen Bevölkerung liegt einzig im kalten Klima, welches die Hindu's nicht vertragen können. Als wir hier ankamen, wurden alle unsere Knechte vom Fieber ergriffen, während wir uns sehr wohl befanden. Für Europäer ist es ein herrliches Klima und gewiß das gesündeste in ganz Indien. Da unser Wohnhaus nun ziemlich fertig ist, so gedenke ich bald den Anfang mit dem Unterricht der Kinder zu machen, wobei ich die beste Gelegenheit haben werde, den armen Gonds das Evangelium Christi des Gekreuzigten zu verkündigen. Möge der HErr mir Mund und Weisheit geben zu diesem seligen Geschäfte! Die Gonds sind bereits so vertraut mit uns als wären wir mit ihnen aufgewachsen, und wir dürfen deßhalb um so eher hoffen, daß das Evangelium in ihren Herzen Raum gewinnen wird. Welch eine Veränderung in so kurzer Zeit! Als wir hier ankamen flohen nicht nur Menschen, sondern sogar Ochsen, Kühe und Schweine vor uns. Die Weiber und Kinder geriethen in große Angst; so oft sie uns erblickten liefen sie so schnell sie nur konnten und versteckten sich in den nächsten besten

Winkel. Gehen wir jetzt ins Dorf, so kommen uns die Kindlein entgegen gelaufen und reichen uns ihre kleinen Händchen; sehen sie uns von ferne, so rufen sie: Salam, Sahib! Friede, Herr! Vor einigen Tagen sagte der Ortsvorsteher zu uns: Früher fürchteten wir Euch, jetzt lieben wir Euch; unsere Weiber, die vor Euch wie vor dem Feuer ausrissen, betrachten Euch jetzt als ihre Brüder, denn Ihr seyd ganz andere Leute als wir von Euch hielten. Ein Anderer fragte mich: wo ist denn deine Frau? Ich: Ich habe keine. Er: Warum nicht? Ich: Weil es Gott noch nicht für gut gefunden hat mir eine zu geben. Uebrigens sind nicht Frauen, sondern eurer Seelen Seligkeit unser erstes und größtes Bedürfniß. Wahrlich, rief er aus: Ihr seyd Pakka und wir Katscha admi! d. h. Ihr seyd reife und wir sind unreife Menschen. — Beten Sie für uns, daß der HErr sich ferner zu uns Schwachen bekenne und das Werk unserer Hände segne."

Die andern Brüder setzen hinzu: „Ein Mädchen hatte sich unlängst mit einem Jünglinge versprochen; ein Mann, der schon zwei Frauen hatte, wollte sie auch haben und mit Gewalt wegnehmen; da floh das junge Paar in die Berge und wurde nicht mehr gefunden. Auf gleiche Weise wohnen viele in den Bergen und leben von Wurzeln und Wild. Die andern Gonds halten sie für heilig und streiten nicht mit ihnen, weil sie glauben ihr Gott, der ein Schwert sey, würde sie umbringen. Dieses Schwert soll in einem Baum verborgen seyn. Wenn sie eine Leiche begleitet haben, waschen sie sich um wieder rein zu werden. Den 3. Mai holte ein Tieger eine Frau und einen Brahminen aus dem benachbarten Dorf. In der Regenzeit, wo das Gras sehr hoch wächst, kommen die Tieger und andere wilde Thiere aus dem Walde sehr nahe zu den Dörfern, oft am hellen Tage, und lauschen an den Thüren um eine Beute zu erhaschen. Unserm Knecht Wangicello ist bereits durch das Lesen der Schulbücher und unsern Wandel ein Licht aufgegangen. Er will nach Hause reisen, die Seinigen besuchen und sich

eine Frau mitbringen, daß sie auch Gottes Wort lerne, und dann umsonst — blos für Essen und Kleidung — bei uns arbeiten. Das wäre genug. Der heilige Geist wirkt sichtbar in ihm; man hört ihn Morgens und Abends beten. Am 2. Juni kam Nachts zweimal ein Tieger nahe an unser Haus, und da wir noch keine Fenster und Thüren haben, war die Gefahr groß. Aber der HErr half uns. Bei der Regenzeit drang das Wasser überall durch, daß wir kein trocknes Plätzchen im Hause hatten, welches uns sehr angriff, weil wir des Tages schwere Arbeit und des Nachts keine Ruhe hatten, auch vom Schweiße ganz naß sind, und dann vom kalten Regen durchdrungen werden; es ist ein Wunder, daß wir noch so gesund sind."

Um so erschütternder und wehmüthiger mußte nach diesen Anfängen und Hoffnungen der Eindruck seyn, welchen die unerwartete Kunde machte, daß Lösch mit drei seiner Begleiter, Schleußner, Gatzky und Gasser nur einen Monat später am Landesfieber gestorben sey. Nur zwei, Apler und Bartels, blieben zurück, auch diese krank, hülflos, ohne Pflege in der Wildniß. Die Station mußte verlassen werden. Die Missionarien begaben sich nach Kampti. Von dort schrieben sie im September 1843:

„Abermal finden wir uns bewogen Ihnen von der großen Gnade Gottes etwas mitzutheilen. Der HErr hat uns erlaubt daß wir mit einander von Dorf zu Dorf gehen können, das Evangelium zu verkündigen. Den 9. Sept. gingen wir früh aus, sehr besorgt mit Gebet und Flehen, um im Namen des HErrn etwas wirken zu können. Als wir etwas bange in das erste Dorf kamen, wo wir schon vor 8 Tagen gesprochen hatten, so beschämte uns der HErr; denn zwei Menschen saßen am Wege, die uns versicherten, daß sie schon vier Tage lang gewartet und sich umgesehen hätten, ob wir nicht bald kommen würden. Sie empfingen uns mit großer Freude und führten uns sogleich in das Haus des Dorfherrn, wo für unsere Ankunft nach ihrer Art große Vorbereitungen getroffen waren. Sie riefen die Leute von Haus zu Haus

zusammen, so daß eine Menge Menschen sich versammelten. Der HErr war mit uns, so daß sie uns mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Wenn der Eine sich müde gesprochen hatte, so mußte der Andere anfangen, und es war wirklich zu sehen wie der Geist des HErrn wirksam unter ihnen war. Da der Dorfherr lesen konnte, gaben wir ihm das Buch, in welchem, wie er sagte, des Bhagawans (wahren Gottes) Worte geschrieben sind. Als wir das Dorf verließen, gab er uns einen Begleiter mit zum nächsten Dorfe, welches wir ihm zu gefallen annahmen. Auch im zweiten Dorfe wurden wir gut aufgenommen; denn als wir es wieder verließen, folgten uns zwei junge Männer bis ins nächste Dorf, um das Wort auch da zu hören. Einer war besonders ein beredter Mann und gab der Wahrheit Zeugniß bei allen Menschen zu denen er kam; was wir sprachen erklärte er den andern, weil er uns besser verstand als die andern. Ja wir müssen sagen, wer ihn hörte der mußte glauben er sey schon ein wahrer Christ. Als er wieder heimging versicherte er uns, daß er aus keiner andern Absicht uns nachgefolgt sey als um der Wahrheit willen, welche in unserm Buche geschrieben wäre. „Sein Wort kommt nicht leer zurück." Im vierten Dorfe waren wir schon ziemlich angegriffen, aber dennoch war es nicht vergeblich; denn zwei Männer waren sehr freundlich und freuten sich als wir versicherten, daß wir nächstens wiederkommen würden. Ermüdet kamen wir in Kampti wieder an, aber voll Freude rühmten wir die Barmherzigkeit des HErrn."

Seitdem sind nun wieder zwei neue Arbeiter, Ziemann und Voß, zu ihnen gestoßen und die Mission wurde mit frischer Kraft in Nagpur aufgenommen. Dort hat zugleich eine Mission der schottischen freien Kirche begonnen, deren erste Mittheilungen von der Hand des Miss. Mitchell folgendermaßen lauten:

„Als ich Ihnen das letztemal schrieb, waren Hr. und „Frau Hislop und ich in der Nähe der Höhlen von „Ellora angekommen, wo wir die Hälfte, aber gewiß die

„wenigst beschwerliche Hälfte unserer langen Reise nach „Nagpur zurückgelegt hatten. Danken Sie mit uns dem „Vater der Barmherzigkeit, der uns nun glücklich an un„ser Ziel gebracht hat. Ich kann es mir kaum denken, „daß ich Ihnen jetzt nahe an 600 Meilen von dem Orte „entfernt schreibe, von dem ich es gewohnt war zu thun.

„Von Ellora aus kamen wir durch das nicht weniger „berühmte Adschunta mit seinen merkwürdigen Höhlen; „dann durch das Ende von Khandesch und dessen Grenze „entlang ziehend weiter durch Berar. Während der Kriege „zu Anfang dieses Jahrhunderts, bis die Herrschaft der „Maratha's durch Englands starke Hand überwunden war, „wurden diese beiden Provinzen wiederholt von feindlichen „und wilden Schaaren überzogen. Von Natur sind Kan„desch und Berar ungemein fruchtbar, und unter guten „Händen könnten sie in herrliche Gärten umgewandelt wer„den; allein Krieg, mit Hungersnoth und Pest in seinem „Gefolge, hatte den größten Theil von Khandesch und „einen großen von Berar in eine Wüste verkehrt, und wo „unlängst noch Menschen wohnten, hausten dann die wil„den Thiere. Khandisch wurde unter göttlicher Lei„tung eine brittische Besitzung, und Zeichen des Friedens „und Wohlstandes erfreuten unsere Blicke von allen Sei„ten. Ach, daß auch die geistliche Wildniß bald ebenso „umgestaltet würde!

„Sehr überraschend war in der That der Abstand „zwischen dem aus tiefem Elend erstehenden Khandisch „und dem benachbarten von Natur nicht weniger begünstig„ten Berar. Es steht unter der Moslem-Herrschaft von „Heiderabad; aber selbst der Sinn für äußere Verbesserung „ist bei den Nachfolgern des Korans in diesem Lande un„bekannt. Es war wirklich schmerzlich die Klagen der „armen Dorfleute zu hören, die gewiß nur zu wohl ge„gründet waren.

„Es machte uns viel Freude auf einem ansehnlichen „Theil unserer Reise nach Nagpur Erinnerungen an die „Arbeiten christlicher Missionare zu treffen. Zwei un-

„serer indischen Missionare, glaube ich, hatten früher „diese große Stadt besucht; und obgleich sie sich nur sehr „kurz hier aufhielten, fanden wir doch daß ihre Verkün„digung und die ausgetheilten Bücher bei den Eingebor„nen einigen Eindruck gemacht haben. Der Name unsers „hochgelobten Erlösers und ein schwacher Schatten von „seiner Liebe und deren großem Werk war manchem Her„zen auf der Straße mitgetheilt worden, wo diese Boten „des Friedens durchzogen. Allein auf einer bedeutenden „Strecke waren wir wohl die ersten Verkündiger des Kreu„zes die unter ihnen erschienen, und die Botschaft von „der Liebe des Erlösers war durchaus unbekannt. Es ist „kein geringer Vorzug und eine höchst ergreifende Beschäf„tigung, denen die unerforschlichen Schätze Christi zu ver„kündigen, die noch nie seinen Namen gehört hatten. Fast „ohne Ausnahme empfingen uns die Bewohner der Dör„fer, durch welche wir kamen, mit aller Freundlichkeit und „hörten der göttlichen Botschaft mit Aufmerksamkeit zu. „Der Gedanke drang sich uns beständig und überall auf: „die Felder sind in der That weiß zur Ernte, wo sind „aber die Arbeiter? — Gewiß, das Herz des Christen „muß aufs Tiefste bewegt werden, der über Hunderte von „Meilen und durch Hunderttausende von Heiden reist; „und wie sein göttlicher Meister muß er vom tiefsten Mit„leid ergriffen werden, wenn er die Menschenhaufen sieht „welche verschmachten und umher zerstreut sind wie Schafe „die keinen Hirten haben."

Hiskop ließ sich sofort in Nagpur nieder und meldete im letzten Jahre, wie folgt: Sutabuldu, Nagpur, den 28. Juni 1845.

„Wir haben eben angefangen den erquicklichen Wech„sel des Monsuns zu genießen. Die letzte Woche schmach„teten wir nach Luft; denn zu der gewöhnlichen Hitze „dieses Ortes in der heißen Jahreszeit, welche im Schat„ten von 100 bis 110° Fahrenheit (30—33° Reaumur) „ist, war eine für Leib und Seele entsetzlich drückende „Schwüle in der Luft. Diese Woche aber hat es recht „tüchtig geregnet, was der ganzen Schöpfung neues Leben

„gab und die Erde mit lieblichem Grün bedeckte. Die „Menge des Regens, und die Schnelle des Uebergangs „von Schlaffheit zu Thätigkeit, von Dürre zu Fruchtbar„keit, den er hervorbringt, ist für einen Neuangekomme„nen sehr überraschend, und erinnert mit besonderer Macht „an manche Stellen des Wortes Gottes von der künftigen „Herrlichkeit der Kirche. Noch vor wenig Tagen war „diese Gegend ein dürres und mattes Land, da kein „Wasser ist, (Ps. 63, 2.) und war so ein wahres Bild „von dem geistlichen Zustande seiner Bewohner, die wirk„lich in einer dürren sittlichen Wüste leben. — Ach, wenn „wird die Zeit kommen, wo der gegenwärtige Zustand „des Landes, erquickt durch den Regen vom Himmel, nur „ein Abbild seines geistlichen Zustandes seyn wird: wenn „der HErr Wasser gießen wird auf das Durstige, und „Ströme auf die Dürre. (Jes. 44, 3.) — Wenn alle „Glieder und Würdenträger der Kirche ihre Herzen nur „mit halb der Sehnsucht gen Himmel erhüben, womit „die in Indien Lebenden oft nach Regen schmachten, und „jedes Anzeichen davon mit Freuden willkommen heißen, „das Herniederströmen der Kräfte des heiligen Geistes in „reichem Maße würde uns nicht mehr in so ferner Zukunft „erscheinen. Wenn alle die Jesum kennen ihren Vorrech„ten recht nachlebten; — wenn wir nur die Großmuth „unsers Gottes recht auf die Probe stellten: wie bald „würde Er die Fenster des Himmels öffnen und einen „Segen auf uns herab schütten, daß kein Raum mehr „wäre ihn aufzunehmen! dann würde die Wüste und Ein„öde lustig seyn, und das Gefilde fröhlich stehen und blü„hen wie die Lilien. (Jes. 35, 1.)

„Hier, wie in andern Theilen Indiens, werden die „gesellschaftlichen Bande immer lockerer; der harte Boden „wird aufgepflügt und bedarf nur des guten Samens des „Wortes und der reichlichen Begießung des Geistes Gottes, „um Früchte die Menge hervorzubringen zu seines Namens „Ruhm. Seit meinem letzten Schreiben sind Dinge offen„bar worden, welche deutlich zeigen, daß das Brahminen-

„Wesen beim Volke an Ansehen verliert. Vor etwa ei„nem Monat hörte ich es hätten an 50 Brahminen-Fa„milien in der Stadt den Hinduismus aufgegeben. Solche „heißen Kalankis, nach einer Fleischwerdung Vischnus, „die noch erwartet wird. Diese Neuerer verwerfen die „Schastras als Regel ihres Glaubens und Handelns; „sie unterlassen die ihrer Kaste vorgeschriebenen täglichen „Ceremonien und essen mit jedem der sich ihnen zugesellen „will; sie haben den Tempel und Götzendienst verlassen „und üben ihren Gottesdienst in ihren eigenen Wohnun„gen, wo sie vor einer ungestalteten Gottheit, die sie für „den einen wahren und lebendigen Gott halten, betend „niederknieen. Versteht sich, daß sie sich durch dieses Be„tragen beim abgöttischen Theile des Volkes verhaßt ma„chen, das alle möglichen Gerüchte zu ihrer Schändung „verbreitet. Es heißt, sie leben ohne ehrlichen Beruf und „halten sich durch Zauberei und dergleichen finstere Künste „für den Mangel an Erwerbsfleiß schadlos; durch einen „Kunstgriff seyen sie im Stande sich den Inhalt einer „Geldkiste selbst zuzueignen. Obgleich nun aber dies „nichts als boshafte Erdichtung ist, hat es dennoch viel „dazu beigetragen Furcht unter dem unwissendern Theile „der Bevölkerung zu verbreiten. Selbst der Radscha ent„ging dem Einfluß des Schreckens nicht ganz und leitete „daher eine Untersuchung über Art und Ausdehnung der „Ketzerei ein. Das Ergebniß der Untersuchung kann aber „nicht ermittelt werden, da hier wie überall die Willkür „sich in den Schleier des Geheimnisses hüllt; indeß soll „er sich überzeugt haben, heißt es, daß den Vermögens„umständen seiner Unterthanen von allen den vorgeblichen „Zauberkünsten weniger Gefahr drohe, als dem von ihm „unterstützten Aberglauben von der so eben entdeckten Be„wegung nach der Wahrheit. — Vor etwa 14 Tagen „wurde die Furcht des Volkes bedeutend durch einen schlauen „Brahminen verstärkt, der vielleicht die Aufmerksamkeit „von der Religion dadurch abzuziehen suchte, daß er die „Gedanken auf andere Gegenstände richtete; oder etwa

„glaubte er auch, wie einst Nero, den Kalankis noch „größern Haß zuzuziehen. Was nun auch seine Absicht „gewesen seyn mag, er suchte sie dadurch zu erreichen, daß „er behauptete, in drei Tagen werde die ganze Stadt „bis auf wenige Häuser zu Asche verwandelt werden. „Allein die List war zu weit getrieben. Die Leute glaub„ten nicht nur seiner Behauptung, sondern handelten dar„nach: sie zogen mit ihrer Habe aus, und alle Geschäfte „standen während dieser Zeit stille. Der Radscha hielt den „Propheten für einen Ruhestörer und ließ ihn in Verhaft „thun bis sich seine Weissagung erwahrt hätte. Die hie„durch entstandene Aufregung legte sich allmählig; nicht „aber die wegen der Kalankis. Diese nahmen von Tag „zu Tag zu und gewannen Anhänger aus den Sudras „wie aus den Brahminen, und dermalen sollen sie schon „2000 Familien zählen. Im Verhältniß ihrer Zunahme „wuchs auch die Furcht und der Haß gegen sie. Meine „lieben Brüder Apler und Voß, deutsche Missionare in „Sutabuldu, die seit geraumer Zeit den Eingebornen „Christum verkündigten, fangen an die Wirkung dieser Be„wegung zu empfinden. Die Anhänger des alten Aberglau„bens, von innen und außen, hinten und vornen, von „Feinden bedrängt, verzweifeln an ihrer Sache und hetzen „einige der Schlechtesten unter ihnen auf meine treuen Mit„arbeiter anzugreifen, die bis jetzt unter vielem Hohn in „ihrer Arbeit ausgehalten und auch jetzt noch bei aller „Anfeindung fortzufahren bereit sind. Da sie jedoch mehr„mals von Anwürfen in augenscheinlicher Lebensgefahr „waren, (Br. Voß kam einmal mit den Spuren von vier „großen Steinen an seinem Hut nach Hause) so wurde „für rathsam erachtet, daß sie, wenn auch nicht in eine „andere Stadt fliehen, doch sich anderswie beschäftigen „sollten. Sie haben sich vorgenommen die ihnen durch „Gottes Vorsehung verliehenen Ferien weiterm Studium „zu widmen, was sie unter dem göttlichen Segen zu noch „größerer Wirksamkeit befähigen dürfte, wenn die Thüre „wieder aufgeht. Wir stehen hier (drei Meilen von der

„Stadt) als Zuschauer, die mit lebhaftester Theilnahme „die Begebenheiten betrachten die vor unsern Augen vor„gehen. Wir wissen nicht was ihre unmittelbare Folge „seyn wird; unser Trost ist aber, zu wissen, daß Er, der „das tobende Meer beherrscht, auch das Ungestüme der „Völker stillt und am Ende auch daraus Gutes hervor„bringt.

„Unser deutscher Bruder Bartels in Kampti hat, „seit er dort wohnt, vollauf zu thun. Die Leitung der „kleinen Tamil-Gemeine, die sowohl dort als hier ge„sammelt wurde, ist an sich ein wichtiges Werk; aber „außerdem hat er auch Schulen zu beaufsichtigen, deren „Errichtung in Kampti besonders leicht ist. Die einzige „Schwierigkeit dabei ist der Mangel an Lehrern."

So scheint auch hier eine hoffnungsvolle Ernte in die Halmen zu schießen.

Sehen wir uns nach dem in Bombay angelangten Missionar Carapit Aratun wieder um. Er begann dort sogleich mit der Predigt des Evangeliums und durfte melden, daß Hindus, Muselmanen, Parsis, Armenier, Portugiesen und Engländer sich zu ihm drängten, um das Evangelium je in ihrer Sprache gedruckt zu empfangen. Aber es war nicht seine Bestimmung in Bombay zu bleiben. Surat, weiter nördlich, nahe am Ausflusse des Tapty, war sein Ziel. Dorthin begab er sich gleich im Jahr 1813. Diese uralte Hindustadt, deren Name schon im Ramajanam genannt ist, die demnach ein Alter von Jahrtausenden haben muß, liegt am südlichen Ufer des Tapty, nur 4 deutsche Meilen von seiner Mündung ins Meer, auf der Grenze des Mahratta- und Guzurat-Landes, als dessen Hauptstadt sie jetzt betrachtet wird. Ihre Bauart entspricht ihrem Alter. Häßlich, mit engen, viel gewundenen Gassen, hohen Häusern von Holz und Backstein, deren obere Stockwerke je über die untern vortreten, in einem Kreisbogen an den Tapty gebaut, der die Sehne des Bogens bildet, stellt sie recht das Muster einer alten Hindustadt dar. Ihre Wälle und Mauern,

ihr festes Castell am Tapty, mahnen an die unruhigen Zeiten der Mahrattareiche. Die merkwürdigste Anstalt der Stadt ist das Banjanen-Hospital für Thiere, die der Hindu nach seiner Seelenwanderungslehre für gebannte Menschenseelen hält. Da sieht man in einem mit hoher Mauer umgebenen und in zahlreiche Höfe abgetheilten Raume eine große Anzahl verschiedener Thiere, sorgsam gepflegt und bis ins Alter genährt, ein rechtes Symbol der Barmherzigkeit der Hindus, der seinen Mitmenschen an seiner Schwelle verhungern, auf offener Straße in Sonnenglut an der Cholera hinschmachten läßt, während er die Thiere mit zarter Sorgfalt pflegt. Wer immer ein krankes Thier hat, bringt es hieher und es wird aufgenommen. Pferde, Maulesel, Ochsen, Schafe, Ziegen, Affen, Hühner, Tauben und andere Vögel, sieht man hier in behaglichem Wohlseyn. Eine Schildkröte traf man dort im vorigen Jahrhundert, die sich 75 Jahre lang das vergnügliche Leben im Hospitale gefallen ließ. Selbst für Ratten, Mäuse, Wanzen, ja man sagt, für Flöhe ist hier aufs Beste gesorgt. — Sie gehörte vordem zum Reiche von Maharaschtra, als die letzte Stadt des Konkan gegen Norden, später zum Mogulreiche von Delhi. Nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien war sie der größeste Stapelplatz des portugiesischen Handels. Von hier kamen die Herrlichkeiten, welche alle Sinne des Europäers entzückten und mit den glühendsten Phantasiebildern Indiens füllten. Da holte man die Perlen und Diamanten, das Gold und die edlen Gewürze, die duftenden Hölzer, den Ambra, Zibeth und Moschus, den Indigo und Anderes, was den Handel Indiens zum Gegenstande des Neides aller europäischen Seevölker machte. Kein Wunder wenn hier alle Nationen Europa's ihre Handelsfactoreien zu errichten trachteten; erst die Portugiesen, dann die Engländer (1612); hierauf die Holländer (1619) und endlich auch die Franzosen. Hieher kamen die Küstenfahrzeuge vom Indus und von Arabien herüber, ja die Schiffe Ostafrica's; hier war das Thor von Mekka

indem die Tausende von Moslemen, die in Indien lebten, durch die nördlichen Pforten am obern Indus hereingeströmt, sich an dieser Südpforte einschifften um dem Grabe des Propheten durch die heiligende Wallfahrt ihre Verehrung zu bezeugen. So war Surat vor einigen Jahrhunderten der Vereinigungspunct und Tummelplatz der Nationen von Ost und West. Im Lauf der Zeit erkaltete der Enthusiasmus der Moslemen und der Handelsgeist Portugals erlosch, Frankreich und Holland wurden mit leichter Mühe von den Erben ihrer Colonialmacht überwunden und der Britte blieb allein auf dem Platze. Als im Jahre 1664 der gewaltige Mahratte Siwadschi die Stadt überfiel, stob die große Bevölkerung von Hunderttausenden nach allen Seiten auseinander, der moguliſche Befehlshaber schloß sich in sein Castell; aber an der kühnen Vertheidigung englischer Kaufleute in ihrer befestigten Factorei ermüdete das Ungestüm des Reiterheers, es zog ab und die Stadt war gerettet, freilich nur um später wiederholt das Schicksal der Plünderung durch diese raublustigen Horden zu erfahren. Damals, als der wackere Aratun in Surat eintraf, war die Stadt mit ihrem Gebiete schon 12 Jahre ganz unter der Herrschaft der ostindischen Compagnie, welche sie 54 Jahre zuvor zum erstenmale erobert hatte und sehr gesunken, so daß sie nur noch etwa 200,000 Einwohner zählte.

Hören wir ihn, wie er seine ersten Nachrichten von dem Orte giebt, wohin er sich gesendet sah:

„Gegenwärtig zeigt sich wenig Anderes als Widerspruch gegen die Wahrheit, was aber auch ganz natürlich ist, da die Wahrheit in Christo dem fleischlichen Sinn so durchaus entgegen ist. Indeß ist viel Licht ausgegangen und viele heilige Schriften werden in verschiedenen Sprachen verbreitet. Hoffen wir, daß das göttliche Wort nicht leer zurückkehren wird. Wir bereiten jetzt einen Guß von Gudschurati-Buchstaben zu, um dem Volke dieser Provinz das Wort Gottes in der ihm geläufigen Sprache und Schrift zu geben."

Die Tagebücher Aratun's enthalten Nachrichten von täglichen Gesprächen mit Juden, Feueranbetern, Hindus, Muselmanen, römischen Katholiken, englischen Soldaten, Armeniern u. s. w., allein er bedauert die Abwesenheit von Christen und der Gnadenmittel.

„Nach einer langen Krankheit," schreibt er, „ging ich an einen Ort Namens Daman, vier Tagereisen von Surat. Hier stehen an beiden Ufern des Flusses zwei kleine Festungen einander gegenüber, wovon die größere Groß-Daman, dir kleinere Klein-Daman heißt. Jene ist so groß wie Serampor, und hat drei Klöster und fünf Kirchen, nebst zwei Kirchen außerhalb der Festung, und eine Menge großer hölzerner Kreuze in den Gassen. Klein-Daman ist so groß als Tschinsura-Fort und hat eine Kirche. Es würde mir hier sehr wohl gefallen, wenn ich mich nicht vor der Inquisition fürchtete. Mich dünkt es sey ein sehr guter Platz für einen Missionar. Nach 15 Tagen kehrte ich nach Hause zurück. So lange ich dort war sprach ich mit portugiesischen Soldaten und Priestern, mitunter auch mit Hindus, die sich alle wunderten und nicht wußten was aus mir machen."

In einem andern Theile seines Tagebuches sagt Aratun: „Nachdem ein Moslem einige Zeit dem Evangelio zugehört sprach er: „ich war dreimal in Mecca, nie aber habe ich solche Worte gehört." Ein andermal sagte ein Mann: „was ihr sagt ist ganz richtig; allein wenn ich diese Religion annähme müßte ich Hungers sterben."

Die Missionarien von Serampor meldeten über seine Thätigkeit im Jahr 1814 nach England:

„Wir haben von C. C. Aratun Tagebücher vom März bis Ende October erhalten, woraus wir ersehen, daß er täglich Umgang mit den Eingebornen gepflogen. Er bemerkt unter anderm, daß die Eingebornen Fluß- und Sonnenanbeter seyen. Einmal erklärten die Zuhörer Christus müsse eine Fleischwerdung seyn; Andere wendeten ein, die Engländer seyen Cannibalen die das Fleisch und Blut von Thieren äßen. Als er eines Tags auf

der Straße mit einigen Bettlern redete, rieth ihnen ein Moslem nach etwas besserm als eiteln Worten auszugehen; worauf diese ihn mit der Erklärung zu Schanden machten, die Worte die sie hörten seyen viel mehr werth als die Speise eines Tages. Ein andermal bezeugten eine Anzahl Zuhörer ihre Verwunderung, daß alle Christen dasselbe Buch haben, und daß die in Surat es so lange haben anstehen lassen bis sie es bekannt machten: „entweder haben sie Unrecht gethan," sagten sie, „oder ihr redet Unwahrheit." Ein portugiesischer Priester fragte unsern Bruder um seine Predigerbewilligung. Ein Herr sandte ihm am 20. März seinen Bedienten, einen Feueranbeter, um ihn zu unterrichten. Tags darauf äußerten einige Zuhörer Zweifel, daß Gott über Sünder zürne: warum Er sie denn leben und Schaden thun lasse? Am 24. predigte Aratun zu Nusurai, und Tags darauf zu Balsar vor einer Anzahl Feueranbeter; am folgenden Tag zu Daman, wo er einige Verwandte traf. Zu Ende des Monats unterhielt er sich täglich mit Portugiesen und Armeniern. Einige der letztern küßten ihm die Hand, indem sie ihn für einen ihrer Priester hielten. Er fand einen ein Schriftchen lesend, welches anfängt: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat u. s. w." — Am 1. April sprach er mit einem katholischen Priester und mehrern andern Leuten; auch gab er einem jungen Priester ein portugiesisches Testament, das er gerne annahm. Den andern Tag besuchte er ein Kloster und schenkte dem Priester ein Neues Testament; dieser las ein Capitel darin und erklärte dann, er werde so lange er lebe seiner und seines köstlichen Geschenkes gedenken. Tags darauf besuchte er die Kirche St. Augustin's, traf aber nur den Kirchendiener, welcher bekannte, er habe blos gehört daß es ein Neues Testament gebe, aber nie eins gesehen. Als er die Kirche der Dominicaner besuchte, sagten ihm drei Priester sie hätten keine Lust sich mit einem Schismatiker einzulassen. Am 4ten begab er sich in die Kirche des Bischofs. Auch unterhielt er sich in der Kirche

St. Augustins mit einem Priester und 18 andern Personen, indem er mit den Worten anfing: Meine Schafe hören meine Stimme u. s. w. Hier gerieth er in einen langen Streit über die wahre Kirche, St. Petrus und den Pabst. Er besah die Ruinen zweier anderer Jesuiten-Kirchen, in einer von welchen eine Inschrift 1596 als das Jahr ihrer Erbauung angibt. Hierauf begegnete er dem Priester, welchem er das Neue Testament gegeben hatte, und dieser erbot sich ihm den Ort zu zeigen wo die Ketzer gezüchtiget werden, war auch so freundlich ihm zu sagen er brauche sich beim Anblick der eisernen Hacken und Ketten nicht zu fürchten. Da jedoch unser Bruder keinen Eid der Verschwiegenheit ablegen wollte, so konnte er das Gefängniß nicht sehen. Von da kehrte er nach Surat zurück. Im Dorfe Sitschien fragte er den Nabob ob er das Neue Testament gesehen; er sagte nein, wünschte es aber zu sehen. Am 12. folgten ihm einige Hindus ins Haus, um Mahratta Neue Testamente zu erhalten. Des andern Tages fluchten mehrere Muhammedaner ihrem Propheten; es wurde ihnen aber gesagt, es sey nicht genug den falschen Heiland zu verwerfen, sie müßten um selig zu werden an den wahren glauben. Am 20. gab er dreien Hindus das hindustanische Testament. Mehrere Armenier äußerten die Besorgniß ihre Religion sey nicht die rechte, da sie aus Lappen von der jüdischen, römischen und griechischen Kirche zusammengeflickt erscheine."

„Die Schwierigkeiten womit Aratun bei diesem Missionsversuch anfangs zu ringen hatte, waren sehr groß. Er verstund wenig von der Mahratta-, der Gudschurati- und der Kunkuna-Sprache, und war daher bis jetzt genöthigt in der hindustanischen Volkssprache mit den Eingebornen zu reden. Er war ein ganzer Fremdling unter den Leuten und hatte außer einigen Armeniern, die ihn gerne als einen Ketzer behandelten, keinen einzigen Freund bei sich. Indeß können wir aus diesen Tagebüchern ersehen, daß er nachgerade in seinem Werk mehr zu Hause ist und mit mehr Aufmerksamkeit angehört wird

als früher. Ein Herr in Surat rief eines Tages alle seine Bedienten zusammen und bat Aratun ihnen die heilige Schrift vorzulesen und zu erklären; hierauf prüfte sie ihr Herr, und sie wußten ihm vom Gehörten gute Auskunft zu geben. Die zwei oder drei folgenden Tage brachte er in Unterredungen mit englischen Soldaten, Brahminen und Andern zu. An einigen Tagen redete er an verschiedenen Orten viel über das Evangelium. Von den Muhammedanern sagt er, daß sie einen großen Abscheu vor der Lehre von der Gottheit Christi an den Tag legen, und in ihrem Betragen sehr unduldsam seyen. Andere Male äußerten die Muhammedaner großes Wohlgefallen; die Hindus hörten ihn oftmals mit Aufmerksamkeit und bezeugten über verschiedene Stellen im Leben Jesu ihren Beifall. Einige staunten über die Lehre von der Auferstehung, und Andere meinten, der auf dem Wasser ging müsse doch nothwendig Gott seyn. Fast täglich hörten Schaaren von zehn bis vierzig das Wort. In einem benachbarten Dorfe hörte man ihm aufmerksam zu; aber einige seiner Hörer fragten ihn: „wer bist du? warum sprichst du von Religion mit uns?" Er antwortete: „fürs Erste bin ich von Gott beauftragt euer Bestes zu suchen; und zweitens sehe ich daß ihr ins Verderben läuft, und Niemand hält euch auf oder weist euch den Weg des Lebens; das treibt mich euch zu lehren und zu ermahnen für euere Seelen zu sorgen." Hierauf waren sie stille. Bei einem andern Anlaß bezeigten einige seiner Zuhörer ihre Verwunderung, daß er sich so viele Mühe gebe das Volk zu lehren, fragten ihn um die Ursache, und sagten er wolle ihre Kaste zerstören. Er erwiederte, die Kaste sey eine Kleinigkeit; er wollte viel lieber sie würden durch den Glauben an Jesum ihrer Sündenlast los, dann würde die Kaste von selbst aufhören. Zuweilen predigte er auch den Gefangenen im Kerker."

Unermüdlich verkündete Aratun die unausforschlichen Reichthümer Christi und begnügte sich nicht dies in den volkreichen Straßen der großen Stadt zu thun. Er wan-

derte auch hinaus ins Land und ging bis nach Cambay hinauf. Aus seinen gedrängten Tagebüchern mögen einige Mittheilungen hier stehen, weil sie am besten den Charakter und Erfolg seines Wirkens zeichnen.

Den 3. März 1815. „Ich sprach mit einer Gruppe, worunter zwei Gurdschis. Diese meinten meine Rede stimme ganz mit ihren Ansichten überein. Ich entgegnete, es stehe im Evangelio nichts von der Seelenwanderung; das Uvutur das ich predige finde sich nicht in ihren Büchern, und die wahre Schastra verbiete die Verehrung von Steinen und Bildern. — Den 4ten. Sprach mit einigen Leuten welche zusahen wie einer den Armen Almosen gab in Folge eines Gelübdes das er einem muhammedanischen Heiligen gethan. — Den 10. Suchte Einige zu überzeugen daß die Menschenseele nicht Gott, sondern seine Gabe sey. — Am 13. als ich predigte lispelte ein Viradschi unter den Zuhörern einem andern ins Ohr: „der Sprechende ist Gott." Ich überzeugte ihn jedoch gar bald daß er in großem Irrthum sey. — Den 15. Als ich mich vor Sonnenaufgang zum Ausgehen fertig machte, meldete mein Knecht mir zwei Personen an die mich sprechen wollten. Ich eilte hinaus und fand zwei Muhammedaner die meine ärgsten Gegner gewesen waren. Wie demüthig waren sie jetzt! Einer von ihnen sagte: „ich habe mein Schwert nicht mitgebracht: eure Reden haben mich gestern entwaffnet." Ein wißbegieriger Hindu fragte Mancherlei; er wollte seiner Kaste entsagen, wünschte aber daß auch Andere überzeugt würden. — Den 22. Hatte heute einen Juden unter meinen Zuhörern, dem ich mit Stellen aus Jesaias und Daniel zusetzte. Diese Leute sind durch die falschen Auslegungen der Rabbinen getäuscht. Dieser Mann behauptete, die Namen: Wunderbar, Rath, starker Gott, u. s. w. bezögen sich auf Hesekiah; und als er nicht mehr weiter konnte sagte er: „nun, ihr Christen könnt einmal nicht Recht haben — ihr glaubt ja an drei Götter." Ich führte die Stelle vom ersten Buch Mosis an: Lasset uns Menschen machen, und andere. Diesen

Menschen steht nichts im Wege daß sie nicht sehen könnten, außer der Sünde ihres eignen Herzens, wie Jesaias sagt. Wie unser HErr bezeugt: diese Art fähret nicht aus, denn durch Beten u. s. w., so laßt uns nicht aufhören für diese armen Eingebornen zu beten, daß sie sich bekehren, und sehen und verstehen. — Den 23. Dies ist das Hindufest, wo die Eingebornen sich mit Schuhen, Steinen, Bambus u. s. w. schlagen, wobei nicht selten Einige das Leben verlieren. — Den 27. Als ich heute mit den Heiden stritt, schlug ich sie mit dem Beweis, daß sie größer seyen als ihre Götter, indem die Götzen der Menschen Werk seyen, und die Menschen Gottes Werk. Ich gab mehrere englische Testamente, eine Bibel und eine Anzahl Bücher in den Landessprachen weg."

Am 4. April 1815 schreibt er: „Ich sehe die Schwierigkeiten in Surat sind beinahe vorüber. Ich hoffe wir werden einst noch die Freude haben den in diesem dürren und durstigen Lande gestreuten Samen aufgehen zu sehen. Es sind viele Testamente und verschiedene Tractate ausgestreut worden. Zwar sehe ich noch keine Frucht; aber müßte ich auch sterben ohne welche zu sehen, so wird doch gewiß der Bruder der mir nachfolgt sich der Ernte freuen die hier eingesammelt werden wird. Darum hoffe ich die Brüder werden, wenn sie vor dem Throne des großen Königs Israels auf ihren Knieen liegen, um die Ausgießung seines Geistes über dieses Volk flehen, damit er sie lehre wie sie aus dieser dicken Wildniß herauskommen können, und damit ich einigen Erfolg haben möge, wie an meinem alten und lieben Posten Dschessor. Es freut mich sehr Ihnen melden zu können, daß ein junger Hindu hier ist, der das Evangelium anzunehmen wünscht. Dies ist nun das zweite Mal daß er mir sagt er wünsche seine Kaste zu den Füßen unsers hochgelobten HErrn zu legen. Ein alter Mann mit einer großen Familie hat ebenfalls ein Verlangen zu erkennen gegeben das Evangelium anzunehmen, ist aber bis jetzt von seinen Verwandten abge-

halten worden. Doch gebe ich die Hoffnung für ihn noch nicht auf.

„Bei unserer Ankunft hier fand ich das Land und die Leute ganz anders als ich sie vor 18 Jahren sah und als ich noch unlängst gehört hatte. Gleichwohl bin ich nicht im Stande so viel zu thun als ich erwartete, denn ich hoffte die Sache Gottes so gut wie in Bengalen betreiben zu können. Zudem kehrte Krankheit so lange in unserm Hause ein bis ein Glied weggenommen wurde; doch jetzt sind wir Gottlob, meine Frau und ich und das übrig gebliebene Kind, ganz gesund. Ich gehe täglich unter die Eingebornen von Surat und verkündige ihnen die gute Botschaft vom HErrn Jesu. Manchmal habe ich einen ganzen Haufen ruhiger Zuhörer, andere Mal nur Wenige, dann wollen mir auch wieder gar keine nahen, und bisweilen setzen sie sich alle gegen mich. Mitunter kommen einige zu uns ins Haus. So haben Tausende das Wort des Lebens vernommen, und Viele haben die Evangelien und religiöse Tractate in ihrer Muttersprache erhalten; Einige scheinen mit Vergnügen zu hören, und Viele haben die Evangelien in ihr Vaterland geschickt. Das wird doch nicht alles umsonst seyn. Gründen wir nur unsere Hoffnung ganz auf den HErrn: Er wirds uns gelingen lassen, denn es ist seine eigene Sache, die wir zu fördern trachten, und ohne Ihn können wir kein Gutes schaffen.

„Die hiesigen Hindus sind von denen in andern Gegenden Indiens verschieden. Sie essen keinerlei Art Fleisch, und betrachten die es thun als sehr grausame Menschen. Es gibt sehr reiche unter ihnen, reicher als die Parsis, Muhammedaner, Armenier und Juden dieser Stadt. Die Armenier sind nicht mehr was sie früher waren, sowohl hinsichtlich ihrer Zahl als des Handels. Es sind ihrer nur noch 9 Männer, 15 Frauen und 19 Kinder. Sie haben eine Kirche mit einem großen Garten worin ihr Begräbnißplatz ist, und noch eine kleine Kirche. Es gibt viermal so viel Hindus als Muhammedaner.

Letztere aber sind sehr stolz, gottlos, müssig und voll abergläubischer Complimente. Die Muhammedaner haben viele Begräbnißplätze und noch mehr Moscheen. Die Parsis sind nicht so reich als die Hindus, aber sehr thätig und habsüchtig; sie finden sich unter allen Classen und Gewerben vom Unter-Richter bis zum Gemüsehändler, auch dienen sie als Knechte um 3 bis 4 Schilling (1 fl. 48 kr. — 2 fl. 24.) des Monats. In der ganzen Umgegend von Surat und bis auf 3—4 Tagereisen Entfernung sind sie so beschäftigt, selbst in den Dörfern. Die Parsis begraben ihre Todten nicht, sondern bringen sie an einen Ort genannt Dukhma. Sie haben fünfzehn Orte wo sie Gottesdienst halten. Die Katholiken sind zahlreicher als die Armenier: sie haben drei Kirchen und zwei Begräbnißplätze. Die Engländer haben eine Begräbnißstätte und einen Spielplatz, wo die Offiziere mit dem Federball spielen. Alle diese Nationen haben unter sich einen sehr lebhaften Verkehr, wissen aber nichts von Jesu. Einige bekennen Gott mit ihren Lippen, aber ihre Herzen sind sehr ferne von ihm."

4. Juni 1815. — „Die Aussichten werden jeden Tag vielversprechender. Ich habe neue Zuhörer von manchen entfernten Orten: von Dhaka, Nagpor, Madras, Bombay, Punah, Kambai, Benares, Delhi, Kaschmir, Persien, Arabien u. s. w. selbst aus der Türkei. Viele freuen sich bei Anhörung des Evangeliums; Einige nahmen Neue Testamente um sie in ihr Vaterland zu senden."

Am 31. August schreibt er: „Ich war diesen Monat mehrere Mal draußen; man hörte mich mit Freuden und Einige riefen aus: dies ist die wahre Religion! — Als ich eines Tags am Flusse stand sah ich einen Mann mit einem Hindi-Testament in der Hand. Darüber befragt, antwortete er, er wisse nichts von dem Buche, er sey gekommen der Mutter Tapi (dem Suratfluss) sein Salam zu machen; ein Parsi habe ihm dieses Buch zu binden gegeben, mit dem Auftrag den Schnitt zu vergolden u. s. w.

Es freute mich daß dieses segensreiche Buch von einem Nachfolger Zoroasters so großer Ehre werth gehalten war. Vor einigen Tagen bat mich ein reicher Moslem um die Taufe, allein ich verwies ihn zur Geduld."

13. September 1815. „Ich bringe meine Zeit folgendermaßen zu: ich stehe früh 5 Uhr auf und gehe hinaus zu predigen; um 11 oder 12 Uhr komme ich zum Frühstück nach Hause und gehe um 4 Uhr wieder aus. In den 4 oder 5 Stunden zu Hause spreche ich mit solchen die nach dem Evangelio zu fragen kommen. Ich habe 8 Hinduknaben Englisch zu lehren; vor allem aber verbringe ich viele Zeit mit denen die mich um des Evangelii willen besuchen: die übrige Zeit ist den Schülern gewidmet. Nachdem ich um 4 Uhr ausgegangen komme ich um 7 oder 8 oder 9 Uhr zurück, wenn ich weit gegangen, denn ich habe weder Pferd noch Kahn. Mittwochs und Sonnabends muß ich bis Mittag zu Hause bleiben, da ich an diesen Tagen Morgens 8 Uhr zu predigen habe. — Zuweilen nehme ich das Evangelium mit mir in die Straßen und dann auf die Märkte. Macht sich Gelegenheit, so spende ich das Wort des Lebens; wo nicht, so verfüge ich mich an den Fluß und verkündige dort auf irgend eine Weise die frohe Botschaft. Ich rede nicht viel mit Muhammedanern und Parsis."

Am 13. December that Aratun in einem Brief Hrn. Ward seine Absicht kund eine Reise durch das Land bis Adschmir, fast 1000 Meilen von Hause, zu machen. Er sagt darin: „Ich hoffe, so der HErr will, gegen Ende Februar oder Anfangs März in Dschujapura zu seyn. Haben Sie Bücher, die in Adschmir und Dschujapura nützlich seyn könnten, so schicken Sie sie an unsere Brüder in Agra, mit der Anweisung sie zu verwahren bis sie von mir hören; sie können sie dann sicher durch Bundscharis weiter schicken, die Sachen von Dschujapura und Agimir nach Agra bringen. Besorgen Sie nichts, daß ich an Orte unter heidnischen Regierungen gehe; der HErr wird mich beschützen wenn ich Ihm treu

bin bis in den Tod; ich fürchte mich nicht. So der HErr will gebe ich Zeugniß von Ihm mit Wort und mit meinem Blut."

Nachdem eine Reise des eifrigen Mannes nach Serampor in Angelegenheiten seiner Mission die Arbeit für lange Zeit unterbrochen hatte, nahm er sie im Jahr 1817 wieder auf, nachdem inzwischen auch eine andere Missionsgesellschaft sein Feld mitbetreten hatte. Leider kam er nur, um bald darauf von Surat und dem westlichen Indien Abschied zu nehmen. Die Veränderungen in den Zuständen der Mission zu Serampor, die sich allmählig von der Muttergesellschaft in England ablöste, und eben jene Verstärkung des wichtigen Postens durch eine andere Gesellschaft, ließ Surat als den Platz erscheinen, der am ehesten könne verlassen werden.

Schon im August 1814 waren die Herren Skinner und Fyvie von der Londoner-Missionsgesellschaft ausgesendet, zu Bombay angekommen. Der erstere eilte sogleich nach Surat und wurde von Hrn. Aratun mit offenen Armen aufgenommen. Sie kamen gerade am Schlangenfest zu Bombay an und konnten sogleich eine recht charakteristische Anschauung erhalten von dem Feinde, dem sie gegenüber zu stehen hatten. Vierzehn Tage zuvor waren 50,000 Hindus versammelt gewesen um dem Meere sein Opfer zu bringen. Bald konnte auch Fyvie sich in Surat einfinden. Ein zur Verstärkung nachgesendeter Missionar, Donaldson, starb kurz nach seiner Ankunft.

Wir sagen nichts von den ersten Anfängen dieser neuen Mission. Es war das Gewöhnliche, Erlernung der Sprache, hier die von Gudscherat, die ringsum und in Surat herrscht, obwohl die Stadt nicht zu dieser Halbinsel, sondern zum alten Mahratta-Lande gehört; Uebersetzung und Druck europäischer Schriften; Eröffnung englischer Schulen und solcher für die Eingebornen unter heidnischen Lehrern; Recognosciren unter dem Volke; hoffnungsvolle Plane zur baldigen Ausdehnung der Mission

bis an den Nerbudda u. s. w. Auch hier, wie in den meisten indischen Missionen, wirkte das Beispiel der Baptisten in Serampor dahin, daß die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprache eine der ersten Arbeiten wurde und daß man fast mehr auf Verbreitung von Schriften sich warf, als auf die mündliche Predigt. Bis zum Jahre 1821 bezogen sich alle ihre Berichte auf die Fortschritte des Uebersetzungs- und Druckgeschäftes und erst denn konnten sie melden, daß sie an verschiedenen Orten der Stadt Predigtplätze errichtet haben, um zum Volke zu sprechen. Allein der Schluß dieses Jahres brachte eine ernstliche Störung in die jetzt erst eigentlich begonnene Missionsarbeit und zeigte das Mißliche schwacher Besetzung großer Plätze in schmerzlichem Lichte. Im October 1821 starb Missionar Skinner, und obwohl der jüngere Bruder von William Fyvie Hr. Alexander F. an seine Stelle eilte, so war denn doch die Lücke für mehrere Jahre unausgefüllt. Ein Drucker kam später noch nach, und nach etlichen Jahren konnten die Gebrüder Fyvie nicht allein die Arbeit in Surat erweitern, die Zahl ihrer Schulen vermehren, sondern auch zu den Heiden in den umliegenden Dörfern hinausziehen, um das Evangelium zu predigen. Sie warfen bereits im Jahr 1826 ihre Augen auf Ahmedabad, die Hauptstadt Gudscherats, um dort eine Station zu errichten. Die erste Taufe konnte Alexander Fyvie an einem Manne in Gudscherat im Jahr 1826 verrichten, den er auf einer zwei Monate dauernden Reise in diesem Lande kennen gelernt hatte. Es zeigte sich, daß in den Gegenden, die noch nie eines Christen Fuß betreten hatte, und in die A. Fyvie kam, die Botschaft des Friedens mehr Anklang fand, als in der seit Jahrhunderten mit Christen alle Bekenntnißformen bekannten Stadt Surat. Auf einer dieser Reisen am Ende des Jahrs 1828 sah er sich überall mit Freuden aufgenommen und von Heilsbegierigen und Neugierigen so umdrängt, daß ihm kaum die nöthigen Minuten zur Ruhe des Leibes übrig blieben. Zwei Frauen und ein Kind empfingen von

ihnen die heilige Taufe. Am 30. Dec. 1827 konnte er zu Kaira, der Hauptstadt eines Bezirkes von Gudscherat, nördlich von Cambay, zum ersten Male mit 5 gläubig gewordenen und getauften Eingebornen das heilige Abendmahl feiern. Die heilige Schrift war jetzt schon in Tausenden von Exemplaren, christliche Tractate waren in Zehntausenden durch das Land geflogen, und Gudscherat erschien, wohin Fyvie kam, als ein „Feld weiß zur Ernte." Zwei Schulen von mehr als 300 Kindern hatten nun auch in der Stadt Surat manche Kenntniß der Wahrheit und manchen Anhauch derselben verbreitet. Da gerade wieder, als es schien, daß einer vereinigten Anstrengung das Durchbrechen einer Mauer am Heidentempel gelingen würde, traten Stillstände und Hindernisse ein, die keine Menschenmacht zu beseitigen vermochte. William Fyvie erkrankte und mußte nach Europa gehen. Er kehrte zwar im folgenden Jahre zurück, aber sein Bruder war gehemmt gewesen und der scheinbar so günstige Augenblick vorüber.

Einer der Berichte des zurückgekehrten W. Fyvie von Kaira aus lautet so:

„Am Sonntag den 26. Juni taufte ich Wago, einen Jüngling von 22 Jahren und Kuma, seine Schwiegermutter, etwa 45 Jahre alt. Beide waren 7 Monate im Unterricht, in welcher Zeit der Mann lesen lernte. Ich war von ihrer Redlichkeit überzeugt, und hoffe sie werden ihrem Bekenntniß Ehre machen.

„Als Kuma anfing dem christlichen Gottesdienst beizuwohnen, wollten ihre heidnischen Nachbaren sie überreden, das nütze sie jetzt nichts mehr; wäre sie jung hingegangen und getauft worden, so hätte Jesus sie angenommen; nun sie aber alt sey werde Er es nicht thun. Der eingeborne Vorleser, dem sie dies sagte, versicherte sie das sey unwahr, die Seligkeit sey ein reines Gnadengeschenk, und jeder Sünder werde, zu welcher Zeit seines Lebens er auch zu Jesu komme, in Gnaden angenommen, und zur Bestätigung hievon führte er ihr den Schächer am Kreuz an so wie die Arbeiter im Weinberge.

„Den beiden Täuflingen wurden vor der Taufe folgende Fragen vorgelegt, auf welche sie in Gegenwart von über Hundert Eingebornen Antwort gaben:

„Das Volk dieses Landes hat den wahren Gott verlassen und falsche Götter und Göttinen angenommen, als Wischnu, Schiwa, Ram, Krischnu und andere, deren Gottlosigkeit euch bekannt ist; — seyd ihr daher entschlossen denselben zu entsagen?

Es ist nur ein lebendiger und wahrer Gott; er ist ein reiner Geist ohne Anfang und Ende. Er hat Himmel und Erde geschaffen, das Meer und alles was darinnen ist, und Er ist der Erhalter und HErr von Allem. Er ist vollkommen heilig, unendlich gerecht und barmherzig, und gütig gegen Alle. Alles um Ihn her ist vollkommen; es kann nichts unvollkommenes an Ihm seyn, denn Er ist von Natur unendlich heilig. Bekennt ihr euern Glauben an einen so vollkommenen Gott?

Wollt ihr dem Götzendienst gänzlich entsagen?

Wollt ihr auch dem Dienst der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Feuers, des Wassers, der Bäume u. s. w. entsagen?

Also hat Gott die Welt geliebet, daß Er seinen eingebornen Sohn zum Erlöser der Menschheit hingab. Christus kam ins Fleisch zur Erlösung der Sünder. Er war vollkommen heilig, that viele Wunder, litt an der Sünder statt und starb zuletzt zur Versöhnung für ihre Sünden; er wurde begraben, erstand am dritten Tage von den Todten wie er vorausgesagt, fuhr gen Himmel, wo Er noch als unser Fürsprecher vor Gott steht; er wird am Ende der Welt wieder kommen, die Todten erwecken, die ganze Menschheit richten, seine wahren Nachfolger zu sich nehmen, die Gottlosen aber in die Hölle verbannen. Glaubet ihr dieses alles von ganzem Herzen?

Glaubet ihr, daß ihr Sünder seyd, welche die Hölle verdienen? und gründet ihr die Hoffnung eurer Seligkeit allein auf Christum?

Wollt ihr Fleiß anthun alle Lehren und Vorschriften

des Christenthums aufzufassen, und wollt ihr suchen darnach zu leben?

Wollt ihr eure Kaste aufgeben?

Ist es euer Wunsch mit dem Volke Christi eins zu werden, seinen Gottesdienst zu dem euern zu machen, und nach dem Tode ihm gemäß begraben zu werden?

Ist es euer Wunsch den Sonntag heilig zu halten, euch weltlicher Beschäftigungen an demselben zu enthalten, und diesen Tag im Dienste Gottes zu verbringen?

Habt ihr im Sinn täglich, Morgens und Abends, mit Gebet vor Gott zu treten?

Glaubet ihr daß alles was ihr thut mit Sünde gemischt sey?

Glaubet ihr daß das Blut Christi euch von allen Sünden rein waschen kann?

Glaubet ihr wirklich, daß ihr bisher den Weg der Hölle gewandelt seyd?

War es Jesus, der euch durch seine Gnade von diesem Weg abgezogen hat?

Habt ihr im Sinn von allen Sünden zu lassen?

Wollt ihr Christum bekennen und seine Gebote halten vor Muhammedanern, den Jüngern des falschen Propheten, und vor Hindus, welche falschen Göttern dienen und Götzen anbeten?

Wenn euch Verfolgung um des Namens Christi willen widerfährt, seyd ihr von Herzen entschlossen, demungeachtet in euerm Bekenntniß zu verharren?"

„Nachdem sie alle diese Fragen bejaht, erinnerte ich sie des feierlichen Bekenntnisses das sie vor Gott und ihren Nebenmenschen abgelegt, ermunterte sie zur Erfüllung ihrer Gelöbnisse durch die Versicherung, daß in Christo hinlänglich Gnade und Kraft für sie zu haben sey, wenn sie sie eifrig im Gebet suchten. Nach dem Gebet knieten sie nieder und ich taufte sie mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und nahm sie öffentlich in die Kirche Christi auf, indem ich flehte, daß Gott der Vater ihr Vater, Gott der Sohn ihr Erlöser,

und Gott der heilige Geist ihr Heiligmacher seyn wolle. Die Feierlichkeit schien einen tiefen Eindruck auf das Volk zu machen, namentlich die vorgelegten Fragen. — Ach möchte der Eindruck bleibend seyn!"

Wiederum kehrte der unerforschliche Gott mit Leiden in der kaum erstarkten Mission ein. Alexander Fyvie mußte nach Europa, um nicht gänzlich dem Klima zu unterliegen, und ihm folgte bald (1833) der Leiter der Druckerei Hr. Salmo, so daß William Fyvie abermals wie im Jahr 1822 allein auf dem Platze stand, aber jetzt unter weit schwierigern Umständen als damals, einem im Gange begriffenen und gewaltige Forderungen machenden Missionswerke gegenüber. Er fuhr fort wöchentlich vor etwa 1000 Heiden zu predigen und eine Zahl von 40 — 100 schien so weit von der Wahrheit ergriffen, daß sie fast regelmäßig das Wort von Christo hörte und daß die Meisten ihre heidnischen Gebräuche aufgaben, ohne jedoch den letzten Bann, den der Kaste, zu brechen. Im Jahr 1835 durfte er sich wieder der Bekehrung eines Heiden erfreuen. Er schrieb darüber:

„Es ist ein angesehener Hindu nebst seinen zwei Kindern getauft worden. Er hatte seit vier Jahren der Predigt des Evangeliums beigewohnt. Er scheint den ersten Eindruck zu Gunsten des Christenthums von einem Tractat empfangen zu haben, der in einer öffentlichen Versammlung in einem unserer Schulzimmer vorgelesen und erklärt worden war. Dieser Tractat ist betitelt: „Die wichtige Betrachtung, oder, wie wird es nach dem Tode seyn?" Zur Zeit, als er diesen Tractat lesen hörte, sagte er, sey er ein Ungläubiger gewesen, und als er die Frage vernahm, „Wie wird es nach dem Tode seyn," frug er sich: „wie kann es nach dem Tode seyn? Nach dem Tode ist nichts — es hat ein Ende mit uns — wir sterben dahin wie Thiere und sind nicht mehr." Indeß blieb ihm der Eindruck der Frage; er las den Tractat wieder und wieder, las auch die heilige Schrift, vornehmlich

das Neue Testament, so wie alle andern Schriften der Mission mit großer Begierde und Aufmerksamkeit, und fand sich regelmäßig beim Gottesdienst am Sonntag und auch in der Woche ein. Etwa um diese Zeit wurde ihm auch Hrn. Wilsons erste Darstellung des Hinduismus in Manuscript von großem Nutzen, da ihm dadurch über die Ungereimtheit, Thorheit und Gottlosigkeit der Hindu-Religion die Augen aufgingen.

„Vor etwa zwei Jahren stellte Bharetschund (so heißt sein Name) in seinem Hause am Sonntag alle Arbeit ein, und fing an den Sonntag auf christliche Weise zu begehen; indeß ist es wohl kaum über ein Jahr, daß er als eigentlich bekehrt gelten kann.

„Er legt einen großen Eifer um das geistliche Wohl seiner Landsleute an den Tag, und ist so eben von einer Mela zurückgekommen, wo er sich vier Tage mit Vorlesen und Erklären, mit Reden und mit Vertheilen von Büchern und Tractaten beschäftigte.

„Ballo, der eingeborne Vorleser, macht mir noch immer Vergnügen. Folgender Brief von einem frommen Offizier, der bei einem Besuch in Barada Zeuge seiner Arbeiten war, wird Ihnen zeigen was der Mann ist.'

„Vor Kurzem besuchte ein eingeborner Vorleser, Na„mens Ballo, von der Surat-Mission, diesen Ort. Ich „ergriff die Gelegenheit ihn in der Stadt predigen zu hö„ren. Als ich ihn zum ersten Mal hörte, verlas er mit „sehr feierlicher Stimme die zehn Gebote, und nachdem „er erklärt, daß dieselben das wahre Gesetz Gottes, das „wahre und lautere Gesetz des allein wahren Gottes ent„hielten, bezeugte er allen und jedem seiner Zuhörer, daß „sie Uebertreter dieses Gesetzes seyen, und forderte sie dann „auf zu erwägen, ob Gottes gerechtes Mißfallen durch „ihre unwürdigen Bemühungen zu dessen Abwendung ab„gewendet werden könne, da sie vielmehr Beleidigungen „als Versöhnungen seyen. Dann erhob er Jesum Chri„stum, den gesalbten Sohn Gottes, als die einzige Ver„söhnung.

„Sein zudringlicher Ton und seine Predigtweise würde „von einer so beschränkten Zahl von Namenchristen als „sehr beleidigend aufgenommen worden seyn; indeß war „seine Anrede keineswegs persönlich, sondern an aller Her„zen gerichtet. Seine Art die Ansprüche der Avatars „(Fleischwerdungen) zu erörtern schien mir vortrefflich; er „lachte nicht darüber, wie gewisse Europäer so gerne thun, „sondern behandelte diese fabelhaften Ungeheuer als We„sen an die man wirklich glaubt, und zeigte auf „sehr nachdrückliche Weise, daß sie niemals behauptet hät„ten die Menschen von ihren Sünden erlösen zu „können, daß sie im Gegentheil selber Sünder gewesen „und ganz eigentlich zur Vollbringung sündlicher Absich„ten gekommen seyen."

Im folgenden Jahre berichtet er über seine Arbeit und ihre Wirkung:

„Schon seit vielen Jahren pflegten die Missionare die Melas (Jahrmärkte) zu besuchen, welche im August in und um Surat gehalten werden. Die vornehmsten werden zu Kantargaam, einem Dorfe etwa eine Meile nördlich von einem der Stadtthore, begangen, wo sich ein dem Mahadro gewidmeter Tempel findet. Die Hauptstraße nach diesem Tempel ist von Wanderern zu Fuß und zu Pferde und aller Art von Gefährten gedrängt voll. Der Straße entlang werden Süßigkeiten, Früchte und andere Eßwaaren, nebst Spielwaaren und Bildern zum Verkauf ausgestellt; und zu beiden Seiten der Straße liegen Hindus, Muhammedaner, Parsis, welche plaudern, rauchen und sich auf verschiedene Weise die Zeit vertreiben. Hier steht ein Schlangenbanner oder indischer Gaukler, mit drei, vier oder mehr Schlangen, der sonderbare Possen spielt und das Volk gar weidlich belustigt; dort sitzt ein Brahmine, liest und erklärt die Schastras, einmal mit einiger Aufmerksamkeit angehört, andremal kaum beachtet. Viele andere Belustigungen werden getrieben, so ziemlich wie sie zu Hause bei Jahrmärkten vorkommen.

8. August. (Kokusnußtag, ein Fest an welchem Ko-

kusnüsse als Opfer in den Fluß geworfen werden.) Dieses Hindufest wurde mit Kanonenschüssen von dem Schiff der verehrlichen ostindischen Compagnie, das im Fluß lag, begrüßt, und eben so auch vom Schloß aus. Als Nachmittags 4 Uhr der Brahmine die Kokusnuß durch Gebet eingesegnet hatte, brachte sie der europäische Magistrat unter den Pudschas (Verehrung) der Brahminen und anderer Hindus dem Flusse dar. Während diese alberne Ceremonie vor sich ging, fuhr das erwähnte Schiff den Fluß auf und ab, indem es seine Flaggen entfaltete und Kanonen abfeuerte. Auf dem Schlosse von Surat wehte den ganzen Tag die brittische Flagge zur Ehre des Festes.

„So leisten unsere Herrscher und ihre Sachwalter dem Götzendienst und Aberglauben dieses Ortes unmittelbar und öffentlich Vorschub. Der Vollmond wird, zweimal ausgenommen, wenn die Muhammedaner trauern, diesen zu gefallen, regelmäßig mit fünf Kanonenschüssen begrüßt. Die Regierung gibt demselben Volk jährlich 2000 Rupien (2400 fl.) an die Kosten ihrer Feste. Wahrlich, ohne höhere Rücksichten zu berühren, ist es nun hohe Zeit dem Befehl des leitenden Ausschusses nachzukommen, welcher heißt: „In allem was ihre Tempel, ihren Gottesdienst, ihre Feste, ihre religiösen Verrichtungen und Ceremonien betrifft, sollen unsere eingebornen Unterthanen gänzlich sich selbst überlassen werden."

10. August. „Ich begab mich an meinen alten Posten am Eingang des Tempels. Die Leute verlangten ganz ungestüm nach Büchern, und wir brachten die meiste Zeit mit der Untersuchung zu, wer lesen könne, und Austheilung von Büchern an solche. Mein gewöhnlicher Vorrath von 50 Evangelien und 300 Tractaten war bald fort. Nachher sahen wir mit Vergnügen Viele dieselben lesen. Einige werden ohne Zweifel zernichtet werden, und noch mehr unbenützt bleiben; viele Leute aber werden sie lesen und hernach in den Dörfern herumgehen lassen. Die Melas sind, wie schon erwähnt, unsern Jahrmärkten sehr ähnlich, daher es oft schwer ist der Leute Aufmerksamkeit

auf längere Zeit für unser Anreden zu gewinnen. Zum Predigen ziehe ich die Straßen den Melas vor. Die Leute sind weniger und nicht so versucht Unruhe zu stiften; allein wir müssen alle Gelegenheiten benützen die uns der HErr zuweist.

„Seit October 1834 sind 2000 Evangelien und andere Bücher außer 15,000 Tractaten weggegeben worden.

„Meine Versammlungen in den Straßen sind oft zahlreich und anziehend. Bisweilen kommen Einzelne die allem was gesagt wird widersprechen. Allein auf dergleichen muß ein Missionar gefaßt seyn. Die Wahrheit ist groß und wird siegen. „Das Wort des HErrn wird nicht leer zurückkehren." Aus allem was ich unter den Heiden sehe und höre komme ich zu dem Schluß, daß Missionsgesellschaften, Missionare, und die für das Kommen des Reiches Christi beten, zu seiner Zeit in Indien eine herrliche Ernte einsammeln werden, so sie nicht müde werden. Schon bricht durch Missionsschulen, durch christliche Schriften, Tractate, und die Predigt des Evangelii Licht herein unter das Volk, und zwar weit mehr als man denkt. Bei vielen Heiden herrscht die Ueberzeugung daß das Christenthum einst siegen muß und wird. Schon erklären Manche, welche das Evangelium gehört und gelesen haben, die Götter für scheußliche Ungeheuer, verachten den Götzendienst, halten die verschiedenen Mittel zur Reinigung von Sünden, wie Baden, das Trinken des Wassers womit ein Brahmine die Füße gewaschen, Büßungen, und Wiederholen der Götternamen u. s. w. für thöricht und nutzlos, und sprechen von Christo als dem alleinigen Heiland."

Er fügt noch eine Uebersicht über den ganzen Stand der Dinge in folgenden Worten bei:

„Auf dieser Stufe unserer Wirksamkeit kann uns nichts wünschbarer seyn, oder von der Christenheit im Allgemeinen billiger erwartet werden, als daß wir folgende Fragen befriedigend zu beantworten vermöchten, nämlich: „Was ist denn durch Aufopferung alles dieses Geldes,

dieser Zeit, dieser Mühe und dieses Lebens eigentlich zu Stande gebracht worden?" und „Was für Thatsachen sind es denn z. B., welche Aufmunterung zu größerer und beharrlicher Anstrengung gewähren?" Um die erste Frage befriedigend zu beantworten, ist es nöthig mehrere Umstände zu erwähnen, die wohl nur zu häufig bei Aufzählung der Beweise für Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Missionsarbeiten unter Heiden übersehen werden. Die ersten Missionare z. B. hatten mit verhältnißmäßig sehr unvollkommenen Hülfsmitteln von Grammatiken, Wörter- und Schulbüchern die Volkssprache zu erlernen, und das mit Lehrern, die, wenn auch in anderer Hinsicht sehr geschickt, kaum einen Gedanken mit ihnen gemein hatten. Nicht ein Vers der heiligen Schrift, nicht ein religiöser Tractat, oder ein einziges Schulbuch, das ein christlicher Missionar mit gutem Gewissen einem Kinde geben durfte, war im ganzen Lande in der Volkssprache vorhanden. Nachdem sie sich einige Kenntniß der Sprache erworben und nur einige Schulen errichten wollten, hatten sie die größte Mühe Lehrer und Schüler zu finden, da jene für ihre Kaste fürchteten und die Kinder Gefahr liefen das Zeichen des Gottes der Engländer zu empfangen, durch Berührung mit Fremden verunreinigt, zu Soldaten oder Sclaven gemacht, oder dem König von England als Geschenk übers Meer geschickt zu werden, kurz ihren abgöttischen Voreltern unähnlich zu werden. So wie die Missionare mit der Sprache und dem Volke bekannter wurden, fanden sie, daß zwar Viele das Daseyn *eines* Gottes wörtlich zugaben, aber von seiner Eigenschaft, Vollkommenheit und Regierung äußerst rohe, alberne und widersprechende Vorstellungen hatten, und gewöhnlich von 330,000,000 Göttern und Göttinnen sprachen, welche zu verehren gleichfalls ihre Pflicht und ihr Nutzen sey. Auch sahen sie, daß das gemeine Volk Götzen von jederlei Gestalt, Größe, Stoff und Zahl hatte, denen sie täglich Opfer brachten, und deren Gunst sie suchten und hofften; daß die Sonne, der Mond, die Sterne, Feuer und Was-

ser, Menschen, Kühe, Affen, Hunde, Pfauen, Schlangen, Bäume, Pflanzen, und Steine die Gegenstände ihrer fortwährenden Verehrung seyen; und daß Aberglauben und Götzendienst ihre Sinnen so einnahmen und mit ihrem geselligen Wesen so sehr verwoben waren, daß völlig nichts gethan werden konnte ohne eine bestimmte Beziehung auf einen schmutzigen Gott oder eine abscheuliche Ceremonie. Noch heute beten Krämer hier ihren Buden an, Schreiber ihre Federn und Tintenfässer, Zimmerleute ihre Aexte und Sägen, Maurer ihre Kellen und Meißel, Schmiede ihre Amboße und Hämmer, Bauern ihre Pflüge, Karren, Karste und Hauen, Fischer ihre Netze und Nachen, und Soldaten ihre Waffen, um dadurch sich Glück in ihren verschiedenen Beschäftigungen zu verschaffen. So sahen die Brüder auch, daß die sittlichen Kräfte des Volkes schrecklich gesunken waren; daß ihre Gedanken, selbst in Bezug auf Religion, von der schmutzigsten und schmählichsten Art waren; daß sie oft bei den wichtigsten Gegenständen den traurigsten Leichtsinn kund thaten; daß sie in göttlichen Dingen so äußerst unwissend waren, als es kaum glaublich ist; daß die ganze Masse ihrer Ceremonien durch Trug-Philosophie und Priesterlüge erhalten wird; daß sie bei Sünden wie Lügen, Stehlen, Gelüsten oder Ehebruch, sehr wenig Schuldgefühl haben, und daß sie keine Sittlichkeit kennen, außer die vom Eigennutz entsteht. Kurz, daß gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkenneten, wie Er sich ihnen aus den Werken der Schöpfung zu erkennen gab, so besaßen sie auch einen verworfenen Sinn und waren voll aller Ungerechtigkeit. Es war auch klar, daß wenn ein Hindu das Evangelium annimmt, sich taufen läßt und das Abendmahl genießt, es mit Aufopferung fast alles dessen geschieht, was Menschen hienieden hoch schätzen; er muß auf allen weitern Umgang mit seinen Verwandten verzichten, alle menschliche Hoffnung auf Unterstützung für sich und die Seinigen aufgeben, und sich der äußersten Schmach von Seiten seiner Landsleute unterwerfen.

„Zu allen diesen fürchterlichen Uebeln kommt noch in gegenwärtigem Fall, wie in vielen andern Fällen in Indien, die ungeheure Menge der zu lehrenden. Surat darf nur als die Schlüsselstadt der Provinz Gudscherat angesehen werden, deren Bevölkerung auf etwa 5,000,000 angeschlagen wird. Und wenn wir die Provinz Katsch und die Grenzen von Radschputawa und Malwa, wo das Volk, besonders in den großen Städten, der Mehrzahl nach im Wesentlichen dieselbe Sprache redet wie im eigentlichen Gudscherat, dazu rechnen, so haben wir wahrscheinlich eine Bevölkerung von zwischen 8 und 9 Millionen, die mit wenig Ausnahmen seit uralter Zeit ganz der Abgötterei anheimgefallen sind. Aber unter allen diesen Millionen hat unsers Wissens noch kein einziger protestantischer Missionar gewohnt, als die in Surat von der Londoner Missionsgesellschaft, mit Ausnahme des Hrn. Aratun, eines bekehrten Armeniers unter der Leitung der Serampor-Missionare, welcher 8 oder 9 Jahre lang in derselben Stadt gearbeitet, und des Predigers Gray, Caplans zu Bhudsch, der zwei oder drei Jahre einige Schulen leitete, und eines der Evangelien in den Katsch-Dialect übersetzte. Die Provinzen jenseits der bezeichneten Grenzen sind, namentlich gegen Norden und Nordwesten, bis zu einer bedeutenden Entfernung, in einem Zustand noch größerer geistlicher Verlassenheit. Darum muß die Masse des beständig wirkenden sittlichen Uebels in dieser ausgedehnten Provinz außerordentlich groß seyn, besonders da sie durch Einführung fremder Laster, und durch schmutzige Geschichten, wollüstige Gesänge, unkeusche Schastras, ausgelassene Priester und lasterhafte Mönche aller Grade noch täglich vermehrt und verstärkt wird: so strömt es von Herz zu Herz, von Familie zu Familie, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, vermehrt die Gottlosigkeit aller Classen, verblendet ihren Verstand, vergiftet ihre Herzen, betäubt ihre Gewissen, und schleudert Tausende und Hunderttausende ins ewige Verderben hinab. So war es seit Jahrhunderten—

aber ach! wie wenige rufen diesem verwilderten Volke zu: „Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!" „Ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte" die Millionen, welche Abgötterei in diesem Lande ins Verderben gestürzt, während Niemand da war, der diesen Heiden verkündigte: der HErr ist König, oder der ihre verirrten Herzen zu der Freistätte hinwiese die Er bereitet hat. Wäre in jeder bedeutenderen Stadt der Provinz ein Missionar angestellt, der täglich einige christliche Schulen beaufsichtigte, das Wort Gottes und Tractate verbreitete und das Evangelium predigte, so dürfte dies einigermaßen genügend scheinen; bisher aber waren die Arbeiter unter einer dichten Bevölkerung verloren, wie so viele Tropfen Wassers im Ocean.

„Nimmt man alle diese Umstände zusammen nnd betrachtet noch ferner die Schwierigkeiten geeignete Worte zu finden, um die evangelischen Wahrheiten in ihrer ursprünglichen Lauterkeit dem Herzen und Verstand eines heidnischen Volkes beizubringen, die mit dem Bekenntniß Christi verbundenen Aufopferungen, die schreckliche Unsittlichkeit, welcher die Bekehrten überall beständig ausgesetzt sind, den erschlaffenden Einfluß eines tropischen Klimas auf europäische Arbeiter, den ruchlosen Wandel so vieler Namenchristen, und den Zusammenhang der Regierungen, sowohl der obern als untergeordneten, christlicher, muhammedanischer und heidnischer, mit dem Aberglauben und Götzendienst des Landes, so ist sich in der That zu verwundern, daß überhaupt eine Bekehrung statt gehabt, oder ein Bekehrter im Glauben an Jesum standhaft geblieben ist. Aber Gott war seines Bundes eingedenk, er hat seiner Verheißungen gedacht, und hat uns, so unwürdig wir auch der Ehre sind, nicht ganz umsonst arbeiten lassen. Er hat unsere Sorgen angesehen, unsere Gebete erhört, und uns ganz nach dem Maße seiner unendlichen Weisheit und Gerechtigkeit Frucht unserer Arbeit

gegeben, selbst in diesem Lande der Götzen. Darüber freue ich mich, ja, und will mich freuen, und fordere jeden Christen auf mit mir den Allerhöchsten zu preisen, für das was er uns in den Stand gesetzt hat als Vorbereitung zu thun, und vornehmlich für die an einigen dieser armen Heiden erwiesene Gnade. „Ich preise dich, HErr; ich lobe deinen Namen, denn du thust Wunder."

„Doch das ist nicht Alles. Es war den Missionaren gegeben die ganze heilige Schrift ins Gudscherati, die Sprache der Provinz, zu übersetzen. Zwei Auflagen des Alten und drei des Neuen Testaments, nebst einer Auflage der vier Evangelien und Apostelgeschichte, sind auf der Missionspresse gedruckt und fast ganz unter das Volk vertheilt worden, so daß eines der Evangelien bald neu aufgelegt werden muß. Zudem sind über 200,000 religiöse Tractate zubereitet, gedruckt und in der ganzen Provinz verbreitet worden. Auch sind ein Liederbuch, ein Handbuch für den öffentlichen Gottesdienst, ein Inbegriff der heiligen Schrift, und drei Bände Reden über Cap. 5, 6 und 7 des Evangeliums Matthäi, schon seit geraumer Zeit bereit, und sollen namentlich unter solche vertheilt werden, welche geneigt scheinen das Christenthum genauer kennen zu lernen. Diese Schriften werden, außer ihrem unmittelbaren Gewinn für die Heiden, künftigen Missionaren zur Erlernung der Sprache von großem Nutzen seyn. — Sechs Männer und drei Frauen sind aus den Heiden zur Gemeinschaft des Evangeliums berufen, und acht Kinder dieser Erwachsenen durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen worden. Zwei Personen, ein bekehrter Hindu und ein Indo-Britte, sind im Dienste der Mission als Vorleser nützlich beschäftigt. Ein anderer Bekehrter, der auch äußerlich in guten Umständen ist, bringt ohne Belohnung von Menschen einen großen Theil seiner Zeit mit dem Streben zu, das zeitliche und ewige Wohl seiner Landsleute zu fördern. Mehrere andere scheinen das Heil ihrer Seele angelegentlich zu suchen. Sechs Schulen nach christlichen Grundsätzen geleitet, meist

über 300 Kinder zählend, sind schon lange in gesegnetem Gange; und von diesen sind schon viele, mit dem Schatze der göttlichen Wahrheit versehen, ins öffentliche und häusliche Leben ausgegangen, und üben deshalb jetzt einen ganz andern Einfluß auf die Gesellschaft aus, als sonst geschehen seyn würde. Biblische Bücher und Tractate werden von allen Classen gesucht und mit Begierde gelesen; und die Predigt des Wortes Gottes in der Missions-Capelle, in unsern Schulzimmern, in Tempeln und andern öffentlichen Orten, wird meistens mit Aufmerksamkeit und Anstand und in größerer Anzahl als je seit Anfang der Mission angehört. So scheint der Weg sich anzubahnen und die Zeit herbeizueilen, wo eine große sittliche Veränderung unter diesem Volke vorgehen wird, und wo es sich vom Götzendienst und allen seinen Gräueln bekehren wird zum wahren lebendigen Gott und seinem Sohne Jesu Christo ihrem alleinigen Heiland."

Im Jahr 1837 verzehrte eine Feuersbrunst, wie sie in diesen orientalischen Städten so furchtbar wüthen, einen großen Theil der Stadt Surat. Hören wir die Schilderung dieses furchtbaren Ereignisses von dem noch nicht lange damals auf seinen Posten zurückgekehrten Alexander Fyvie:

„Am Montag den 24. April gegen 6 Uhr Abends brach in etwa einer halbviertel Stunde Entfernung vom Missionshause Feuer aus. Bald waren alle Löschkräfte, welche die Regierung aufbieten konnte, in Bewegung; allein das verzehrende Element spottete aller Bemühungen seinem Umsichgreifen zu steuern. Ein Wind aus Norden trieb die Flammen durch die volkreichsten, wohlhabendsten und geschäftigsten Theile der Stadt. Die Wuth der Zerstörung nahm fortwährend zu und stand erst am dritten Tage den 26sten am östlichen Stadtthore beim Pallaste des Nabobs stille.

„Durch dieses unglückliche Ereigniß wurde fast die ganze Stadt mit ihren Vorstädten in einen Steinhaufen verwandelt, und es wird viele Jahre brauchen um sie

wieder herzustellen. Nach den amtlichen Angaben wurden 9373 Häuser gänzlich zerstört; wie viele Menschen durch das Feuer, Einfallen von Mauern, Dächern u. s. w. ihr Leben verloren, ist noch nicht genau ermittelt; aber der Verlust an abgebrannten Häusern wird nach dem niedrigsten Anschlag auf 468,650 Pfd. Sterl. (über 5 ½ Millionen Gulden) berechnet.

„Während dieser Zeit war alles Verwirrung und Elend in der Stadt. Alle gewöhnlichen Geschäfte standen eine Woche lang gänzlich stille und haben sich bis jetzt nur sehr wenig erholt. Viele Leute können keine Häuser weder zum Kaufen noch zum Miethen finden; und da die Regenzeit bald eintreten wird, so kann das Bauen im Großen erst im October begonnen werden. Die Brahminen sind sehr geschäftig vor den verschonten Häusern einzusammeln und Brandopfer darzubringen; und sie schwatzen von einem großen Sühnopfer das sie bereiten wollen, um die Götter, deren Tempel und Altäre zerstört worden sind, wieder zurückzubringen. Viele erkennen jedoch dieses Unglück als ein Gericht Gottes wegen ihrer Sünden an, und so blind und verhärtet sie auch sonst sind, hatte ich nie so zahlreiche und aufmerksame Zuhörer als seit diesem Brande, aber auch nie so große Freudigkeit zur Verkündigung des Wortes des Lebens. Wir sind dem HErrn besondern Dank schuldig, daß keiner unserer Getauften im Geringsten in seinen zeitlichen Angelegenheiten gelitten hat; aber mehrere von denen, für welche wir große Hoffnung hegten, haben alles verloren. Auch das ist eine große Ursache zur Dankbarkeit, daß das Land voll Getreide und schon eine hinlängliche Menge eingebracht ist, um den Preis jetzt niedriger zu stellen als er vor dem Brande war."

„Wenige Monate nach dem Brande traf die Stadt Surat ein anderes schweres Unglück. Zu Ende August trat der Fluß Tapty aus seinen Ufern und überschwemmte während zwei Tagen einen großen Theil der Stadt. Viele Häuser waren gänzlich unter Wasser und 2000 wurden zerstört und unwohnbar gemacht. Eine Menge Vieh kam

um und der Verlust an Landerzeugnissen und Eigenthum, besonders aber von Menschenleben, dem Fluß entlang, war höchst betrübend. Mehrere Europäer in Surat fuhren in Kähnen umher, um diejenigen Eingebornen, welche auf Dächer, oder auf die Stadtmauern oder Bäume hatten flüchten müssen, mit dem Nöthigen zu versehen. Der Zolleinnehmer stellte 500 Rupien (600 Gulden) zur Verfügung der Missionare, um die Bedürftigen in ihrem Bereiche zu unterstützen. Außer den Vielen die sie im Missionshaus speisten fuhren sie in einem von zubereitetem Korn gefüllten Nachen aus und boten vielen Familien und Einzelnen die in großem Elend waren Hülfe an. Obgleich das Missionshaus nahe am Flusse steht, hat es doch keinen Schaden erlitten."

In einem der Berichte der Londoner Missionsgesellschaft ist über das Werk in Surat folgender kurze Ueberblick gegeben:

„Der Gottesdienst für die Eingebornen wird Sonntags Morgen gehalten und von 40 bis 65 Leuten, meist Erwachsenen, besucht. Vorher hat jedesmal eine katechetische Uebung für die Schullehrer und andere statt. Nachmittags wird in einem andern Theile der Stadt, in dem Hause eines Bekehrten, wieder ein Gottesdienst für die Eingebornen gehalten, dem 30 bis 50 beiwohnen.

„Einige der regelmäßigen Zuhörer scheinen die Macht der Wahrheit zu spüren; aber Menschenfurcht hält sie vom offenen Bekenntniß zurück.

„Am Sonntag Abend haben wir auch einen englischen Gottesdienst, wozu von 20 bis 35 sich einfinden.

„Drei Ehen sind eingesegnet und acht Kinder getauft worden, wovon drei bekehrten Hindus angehören.

„Folgende Nebenstationen werden ebenfalls von Missionaren besucht:"

„Bagatula. — An diesem Durchfahrtsort wurde auf mehrere Jahre ein Haus gemiethet, das zum Predigen und Schulhalten gebraucht wird. Da es sehr wohl gelegen ist, so wird gewöhnlich zweimal die Woche Gottes-

dienst darin gehalten, und die Leute sind meist aufmerksam. Einmal, als die Irrthümer des Hinduismus bloß gestellt wurden, fuhr ein Brahmine zornig auf, erklärte alles Gesagte für Lüge, und ermahnte die Leute, solchen Behauptungen keinen Glauben beizumessen. Als sein Zorn etwas nachgelassen, fragte der Prediger die Leute, was die Haupteigenschaft eines Brahminen sey. Sie antworteten: „Die Beherrschung der Fakirs." Der Brahmine schien beschämt, und nachdem er eine Weile zugehört, entfernte er sich. Die Umgegend dieser Station ist meist von Hindus und Muhammedanern der niedern Classen bewohnt.

Ranitula. — Das gemiethete Bangalo (Wohnhaus) dieses Ortes dient gleichfalls zu einer Schule. Da es an einer öffentlichen Straße liegt, so werden immer Leute zur Anhörung des Evangeliums herbeigezogen. Ihm gegenüber ist eine große muhammedanische Moschee. Obschon die ihr Angehörigen keine Lust bezeugen das Christenthum kennen zu lernen, so setzen sie sich doch meist an den Eingang des Gebäudes, so daß sie alles hören können was der Prediger spricht; und nach dem Gottesdienst streiten sie zuweilen mit den Hindus gegen Abgötterei und mit den Parsis gegen die Anbetung der Naturelemente. Die Umgegend ist von Hindus, Muhammedanern und Parsis bewohnt, von welchen Viele das Evangelium anhören und Tractate annehmen.

„Novapura. — Dies ist einer der volkreichsten Bezirke in Surat, meist von Hindus und Muhammedanern bewohnt. In der Hauptstraße ist auf mehrere Jahre ein Bangalo gemiethet worden, wo regelmäßig wöchentlich einmal, bisweilen zweimal, gepredigt wird, und die Zuhörer sind immer zahlreich. Viele Fremde und andere kommen herzu und empfangen heilige Schriften und Tractate.

„Meiderpura. — Dieser volkreiche Bezirk ist ausschließlich von Hindus bewohnt. Das hiesige Bangalo ist Eigenthum der Gesellschaft. Es war dies ihre erste Station. Es wird einmal die Woche öffentlicher Gottesdienst gehalten der stark besucht wird. Der Boden wo

das Bangalo steht wurde einem Hindu abgekauft, der von Anfang der Mission bis an seinen Todestag im letzten März ein Verlangen sie zu fördern zeigte, und zuweilen nicht fern vom Reiche Gottes schien. Er bat öfters um die Taufe; allein die Missionare glaubten damit noch verziehen zu müssen. Als sie ihn auf dem Todbette besuchten, forderte er sie auf für ihn zu beten und empfahl seine Seele dem Heiland, indem er sagte: „O Jesu, vergib mir meine Sünden, reinige mein Herz, und nimm mich zu dir auf!"

„Karsiriri. — Diese Gegend ist von Hindus, Parsis und Muhammedanern bevölkert. Es wird einmal die Woche vor einer ansehnlichen Zuhörerschaft gepredigt.

„In der Nähe jeder dieser Stationen wird an verschiedenen Orten zuweilen das Evangelium gepredigt, so wie auch an den Straßen und Wegen einiger anderer Bezirke. Es sind immer aus allen Classen der Bevölkerung welche zugegen, und zuweilen machen die Frauen keinen geringen Theil der Zuhörerschaft aus. Das Predigen in Schulen ist von großer Wichtigkeit, nicht allein der Erwachsenen wegen, die dazu kommen, sondern der Kinder, die von dem Gesprochenen vieles behalten."

Missionar Fyvie macht, von einem Besuch in der Heimath auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt, folgende Meldung von der Mission:

„Die Freunde Christi werden mit Freuden vernehmen, „daß während meiner Abwesenheit von diesem Schauplatze „meines Glaubens, meiner Gebete und Arbeiten, die göttliche Wahrheit unter den Bewohnern dieser volkreichen „Stadt und ihrer Umgebungen bedeutende Fortschritte gemacht hat. Ich habe zweimal alle Schulen geprüft, das „Evangelium oft an den ordentlichen Predigtstätten, so „wie an andern öffentlichen Plätzen in und um die Stadt, „und in der Missionscapelle verkündigt, mit den Bekehrten, Erweckten und andern oft und ausführlich gesprochen, „und ich kann ohne allen Anstand versichern, daß wenn „auch die Zahl derer, welche der Welt völlig den Abschied

„gegeben, noch klein ist, ein Geist tiefer und ernsthafter „Forschung sich unter dem Volke im Allgemeinen verbrei„tet. Die regelmäßige und gelegentliche Predigt des Evan„geliums wird fleißig gehört, ein Verlangen nach weiterer „Kenntniß des Christenthums wird immer allgemeiner, „die Schulen werden in allen ihren Verzweigungen christ„licher, die heiligen Schriften und Tractate werden mehr „gelesen, und die Nationalgehülfen werden immer nütz„licher. Zwar werden viele Brahminen und Andere in „ihrem Widerstand entschiedener als je und suchen auf alle „nur mögliche Weise unsere Absichten zu vereiteln; allein „selbst dies ist viel besser als die Stumpfheit und der „blinde Gehorsam, welche so viele Jahre unter allen Clas„sen die Herrschaft übten. Wir müssen dies als Vorzeichen „einer bessern Zukunft ansehen."

Endlich im Jahr 1839 wurde es möglich, zwei neue Arbeiter auf die wichtige Station von England abzusenden. Es waren die Missionarien Clarkson und Flower. Es war aber auch hohe Zeit, denn schon am 10. Juni 1840 starb der tüchtige Alexander Fyvie, während William mit äußerst geschwächten Kräften auf dem Posten blieb. Er ist seitdem nach Europa zurückgekehrt.

Wir beschließen den Ueberblick über diese Mission mit einigen der neueren Mittheilungen von ihr, die zu zeigen geeignet sind, wie nach langem Harren das Feld doch endlich seine Früchte und die Stunde des Heils kommt.

„Bhätschand Narsädaß war in Surat von Hindu-Eltern von der Bauernkaste geboren und brachte an 37 Jahre seines Lebens nach dem Gange dieser Welt und in der Uebung der Religionsweise seiner Väter zu. Ich erinnere mich ihn zum erstenmale gegen Ende 1831 bei einer Predigt in einer unserer Schulen gesehen zu haben. Der Gegenstand der Rede war hauptsächlich: der Zustand des Menschen nach dem Tode. Nach der Predigt wurde er durch einen Freund zu mir gebracht. Auf meine Frage was er von dem Gehörten denke, erwiederte er gerade heraus, es möge alles wahr seyn, doch hege er gar starke

Zweifel dagegen. Es wurde jedoch allmählig Licht in ihm, und gegen Ende September 1832 kam er bereits regelmäßig an Sonntagen zur Anhörung des Evangeliums. Indeß hat man nicht Grund genug zu schließen, daß er zu dieser Zeit eine richtige Einsicht in das Wesen und die Regierung des wahren Gottes, noch auch in seinen eigenen Zustand als Sünder, noch in den Heilsweg durch Jesum Christum gehabt habe. Doch schien er in seinem Gemüth sehr unruhig und an der Wahrheit vieler seiner frühern Meinungen irre geworden zu seyn, indem er sogar äußerte, das Christenthum habe viele starke Beweise für sich, der Hinduismus aber wenige und von zweifelhafter Art. Der sittliche Charakter der Hindu-Götter, wie er sich aus ihren eigenen Schastras ergibt, schien vornehmlich seinen Glauben an das ganze System zu erschüttern; allein der Kastenstolz, die vermeinte Weisheit seiner Väter, die Theilnahme der brittischen Regierung an der Hindu-Religion, sein eigener Starrsinn und seine Streitsucht, stellten der Annahme der demüthigenden Wahrheiten des Evangeliums große Hindernisse in den Weg.

„Als ich im October 1832 wegen meiner und der Meinigen Gesundheit genöthigt war nach England zu reisen, verließ ich ihn in diesem Gemüthszustand, und der Verstorbene kam nun nebst Andern unter meines Bruders besondere Pflege. Einige Zeit vor meiner Abreise hatte ich in die Gudscheratisprache übersetzt: „die Blosstellung der Hindu-Religion" von Prediger J. Wilson; und da mein Bruder dachte diese Schrift könnte ihm von Nutzen seyn, gab er ihm eine Abschrift davon zum Lesen. Er las sie mehrere Male mit Aufmerksamkeit, und überzeugte sich bald, daß sie unwiderleglich sey. Nach Verlauf einiger Zeit nahm er sie auf Melas (Märkte) mit sich, um sie in großen Versammlungen vorzulesen, darüber zu sprechen, und das Christenthum als die größte Wohlthat Gottes zu rühmen.

„Da er die öffentlichen Gnadenmittel fortwährend regelmäßig benützte, die heilige Schrift und Tractate auf-

merksam las, so nahm, sagt mein Bruder, seine christliche Erkenntniß bald bedeutend zu; allein sein Bestreben Hinduismus und Christenthum mit einander auszugleichen, die Furcht vor dem Verlust der Kaste, und der Widerstand seiner Familie und Verwandtschaft, samt dem Wunsche, der sich bei gewissen Anläßen kund gab, das Haupt einer Secte zu werden, die zwar den Namen des Christenthums hätte, aber ihrem Wesen nach grober, nur von einigen Auswüchsen befreiter, Hinduismus wäre, ließen ihn bei anderthalb Jahren in einem unentschiedenen Zustand, und bewiesen deutlich, daß nichts als die Allmacht der göttlichen Gnade im Stande sey einen so hochmüthigen und hartnäckigen Menschen in einen sanftmüthigen lenksamen Jünger Jesu umzuwandeln.

„Indeß wich ein Bollwerk ums andere der Macht der göttlichen Wahrheit und Wirksamkeit des heiligen Geistes, und etwa im Juli 1834 offenbarte er meinem Bruder seine volle Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, seine Hoffnung, daß er als schuldiges höllenwürdiges Geschöpf durch den Glauben Christum angezogen, seinen aufrichtigen Wunsch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft zu werden, und seinen Entschluß fortan in der Kraft göttlicher Gnade als ein Jünger Jesu zu wandeln, trotz alles dessen was er von der Welt zu erdulden haben möchte. Das Lesen der Schrift des Pred. R. Nesbitt: „Des Brahminen Ansprüche," von meinem Bruder ins Gudscherati übersetzt, scheint zu dem genannten Ergebniß bedeutend mitgewirkt zu haben, indem ich ihn oft gehört habe für das Lesen dieser Schrift Gott danken, und erklären, sie habe ihn hauptsächlich überzeugt, daß die Hindu-Religion nie den Zweck hatte das geistliche Wohl irgend eines ihrer Anhänger zu fördern, sondern den Stolz zu nähren und die Hände einiger weniger Bevorzugter, der Brahminen, zu füllen.

„Nachdem er über die Pflichten derjenigen, die sich Gott geweiht haben, noch gründlicher unterrichtet worden,

erhielt er am 4. November 1834 in seinem eigenen Hause vor vielen Zeugen von meinem Bruder das Siegel der heiligen Taufe, und unmittelbar darauf widmete er seine beiden Kinder dem Heiland in demselben Sacrament; keine Gründe aber vermochten sein Weib zu bewegen seinem Beispiel zu folgen, und noch bis auf diesen Tag hängt sie dem Aberglauben ihrer Väter und Landsleute an. Da er schon seit langem gewohnt war mit seiner Familie und Dienstboten Morgen- und Abendandachten zu halten, und am Sonntag keine weltlichen Geschäfte vornehmen zu lassen, sondern diesen Tag ganz dem Dienste des HErrn zu weihen, so hatte er in diesen Stücken nach seiner Taufe keinen Widerspruch mehr zu leiden; indeß erfuhr er bald daß Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden. Gerieth er in irgend eine Verlegenheit, oder widerfuhr irgend einem Glied seiner Familie etwas Verdrießliches, so schrieben seine Frau und andere nahe Verwandte die Schuld davon seinem Abfall vom Glauben ihrer Väter zu, und seine Arbeiter suchten ihm auf jede mögliche Weise zuwider zu seyn; auch wiesen die Leute seiner Kaste und andere oft spottend mit dem Finger auf ihn. Bei manchen Fehltritten, von welchen viele aus Unwissenheit und frühern Gewohnheiten herkamen, theils auch von der noch ungetödteten Hartnäckigkeit und Rohheit seines Sinnes, war es ihm gegeben, trotz alles Widerspruches, auf dem Pfade des Christenwandels fortzugehen und öfters selbst das Böse mit Gutem zu überwinden.

„Bei meiner Rückkunft von England gegen Ende 1835 war er im Allgemeinen wegen seines aufrichtigen Wandels geachtet, vornehmlich aber von den Armen wegen seiner Wohlthätigkeit bewundert; einige seiner frühern Bekannten überhäuften ihn jedoch immer noch mit Schimpfnamen; und die Brahminen nebst andern religiösen Bettlern, die sich als er noch Heide war von ihm nährten, jetzt aber seiner guten Kost entbehrten, hörten nicht auf die Rache des Himmels auf ihn und seine Familie herab

zu rufen. Er aber fuhr fort das zeitliche und ewige Wohl seiner Landsleute aller Classen zu suchen, und sorgte zu aller Zeit bestens für den christlichen Unterricht seiner Familie und seiner Arbeiter. Jeden Sonntag Nachmittag hielten wir in einem Zimmer seines Hauses, welches er ganz zu diesem Zweck bestimmte, Gottesdienst. Gegen Ende 1836 hatte er und seine Familie viel zu leiden, aber die Ergebung womit er diese Prüfung ertrug war sehr erbaulich. Seine Wohlthätigkeit an Blinden, Lahmen und kranken Armen war oft sehr ausgedehnt, und was er an den im Jahr 1837 durch Feuer und Wasser Verunglückten gethan übertraf alle unsere Erwartung. In Vertheilung von Tractaten, Erklärung derselben, und Empfehlung des Christenthums bei Melas und andern öffentlichen Anläßen verrichtete er ganz das Amt eines Vorlesers oder Lehrers, und sein Haus war der Versammlungsort aller derer die irgend einige Liebe zur Wahrheit hatten, so wie eine Zuflucht aller um der Gerechtigkeit willen Verfolgter.

„Bei seiner Taufe äußerte unser verstorbener Freund öffentlich vor vielen Zeugen seinen innigen Wunsch nach seinem Tode der unter Christen üblichen Sitte gemäß begraben und auf keinen Fall nach dem Gebrauche der Hindus zu Asche verbrannt zu werden. Und diese Gesinnung beurkundete er auch schon dadurch, daß er alle Armen, die in seinem Hause starben und von keinen Verwandten gefordert wurden, begrub, und an den Leichenbegängnissen mehrerer naher Verwandter, die im Hindu-Glauben starben, keinen Antheil nahm. Da er von dem schlimmen Einfluß des Verbrennens auf die Ueberlebenden überzeugt war, und in der heiligen Schrift so viele Beispiele von Verehrern des wahren Gottes fand, welche ihren Leib durch Beerdigung dem Staube übergeben ließen, so schloß er, es sey der Wille Gottes, daß die Leiber der Jünger Christi nach ihrem Hinscheid zu Grabe gebracht würden in der gewissen Hoffnung, daß was in Verwe-

sung gesäet wird, der HErr am jüngsten Tage in Unsterblichkeit auferwecken werde.

„In den ersten fünf Monaten des Jahres 1839 legte er in mehrfacher Hinsicht nicht so viel von christlicher Stimmung zu Tage als man aus früheren Erklärungen erwarten konnte. Wir wissen zwar nichts davon, daß er in Gesinnung dem Evangelio entfremdet worden wäre; aber sein Betragen war offenbar eine halbe Gleichstellung der Welt, eine Mißachtung der göttlichen Vorschriften und ein Trachten nach weltlichen Genüssen und dem Beifall seiner Nebenmenschen. Dieser Rückgang machte uns vielen Kummer und trieb uns an ihn mit noch größerer Treue vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen, damit er nicht in die Schlingen gerathe, die ihm sowohl durch seine eigene Unwissenheit und Sorglosigkeit als auch durch die Schmeicheleien und Ränke derer gelegt zu seyn schienen, die im Herzen seine ärgsten Feinde seyen, obgleich sie, um ihre Zwecke zu erreichen, sich äußerlich das Ansehen seiner treusten Freunde gäben. Die Verlobung seines dritten Kindes, eines Knaben von etwa drei Jahren, mit einem etwas jüngern Töchterchen reicher Hindu-Eltern, wozu seine Frau, nach Hindu Gebrauch, seine ganze Zustimmung wünschte, mit allem Gepränge morgenländischer Sitte, war die Hauptursache dieser traurigen Abweichung von der Einfalt des christlichen Wesens. Ob die Zustimmung von seiner Seite völlig zu Stande gekommen, wissen wir nicht, da sich zu Anfangs Juni ein Umstand ereignete, der unsere Gedanken von diesem Gegenstande abzog, ihn aus der Erstarrung, in welche er versunken war, kräftig aufschreckte, ihm zeigte daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft sey, und ihn überzeugte, daß der Pfad christlicher Pflicht, so rauh und dornig er auch sey, allein zu Herrlichkeit, Ehre und ewigem Leben führe.

„Fast von seiner Taufe an wurde er und seine Familie von den Leuten seiner Kaste als dieser verlustig gehalten, und er wenigstens mischte sich in keine ihrer Zusammenkünfte, weder zum Essen noch zu Geschäften, ob-

gleich noch keine öffentliche Ausschließung statt gehabt hatte. Ungefähr um die erwähnte Zeit starb das Kind eines eingebornen Christen und wurde nach christlicher Weise begraben. Des Vaters frühere Kastengenossen (zu welchen Bhätschand auch gehört hatte) wandten alles an, daß des Kindes Leiche verbrannt werde, was aber der Vater nicht zugeben wollte. Das reizte ihren Zorn; sie veranstalteten Zusammenkünfte deswegen, überredeten seine Frau ihn zu verlassen, erklärten ihr sie nicht zurückkehren zu lassen, wenn er dem Christenthum nicht entsage, sagten öffentlich, daß Bhätschand und seine Familie und alle die sich zum Christenthume bekannt und vorher zu dieser Classe gehört hätten, von der Kaste ausgestoßen seyen und mit keinem Hindu mehr Umgang haben könnten; auch bedrohten sie mit derselben Strafe alle die ihnen auf irgend eine Weise behülflich wären, oder nur ein christliches Buch besäßen, oder einem christlichen Gottesdienst beiwohnten. Viele die bis dahin laut von ihrer Achtung für Bhätschand und seine neue Religion gesprochen, offenbarten nun die Nichtigkeit ihrer Betheuerung, indem sie sich öffentlich zu seinen Gegnern hielten, und ihn und alle Eingebornen, welche irgendwie den Namen Christi nannten, auf alle mögliche Weise plagten.

„Jetzt gingen ihm die Augen auf, und da er die Gefahr sah, welcher alle ausgesetzt waren, die den Heiland zu lieben erklärten, öffnete er ihnen sein Herz, seine Hand und sein Haus. Von da an schien er mit allen Waffen angethan, die das Evangelium verleiht. Er ermunterte den Furchtsamen, warnte den Unordentlichen, besuchte alle Melas die in der Regenzeit in der Umgegend von Surat vorkommen, um Tractate zu vertheilen und von dem zu sprechen was er von dem Worte des Lebens geschmeckt und begriffen hatte; lud viele ein der Predigt des Wortes Gottes in der Missionscapelle und in seinem Hause beizuwohnen, und schien täglich in den Werken der Selbstverleugnung zu Gunsten der Armen, Kranken und Sterbenden zuzunehmen. Zugleich wurde sein ganzes

Wesen geistlicher und er offenbarte eine tiefe Kenntniß der Verdorbenheit seines eigenen Herzens, der Versuchungen Satans und der Schlingen einer gottlosen Welt; zeigte auch eine klare Einsicht in den Weg des Heils.

„Am 20. September wurde er vom Fieber befallen, worauf er bis zu Ende des Monats öfters den Spital besuchte um sich die nöthigen Arzeneien geben zu lassen. Am Sonntag den 29. Morgens war er nicht beim Gottesdienst in der Missionscapelle, schien aber beim Nachmittagsgottesdienst in seinem eigenen Hause munter und in der Besserung zu seyn. Allein am ersten Tage des folgenden Monats wurde er Abends plötzlich sehr krank; in der folgenden Nacht verrieth er häufige Geistesabwesenheit, und am 2. October Morgens war seine Seele entflohen in die Wohnungen des Friedens.

„Obgleich er wegen seiner Bekehrung zum Christenthum von seiner Kaste ausgestoßen war, kamen nun viele Leute seiner Kaste in das Haus, um die Leiche nach Hinduweise zu behandeln, während große Haufen auf der Gasse warteten. Ich bat seine Frau mir seinen Leib zur Bestattung nach christlichem Gebrauch und seiner eigenen wohlbekannten Gesinnung zu überlassen, und suchte meiner Bitte durch die Vorstellung Nachdruck zu geben, wie ungeziemend es sey, daß seine vorigen Kastengenossen, nachdem sie ihn von sich ausgestoßen, sich jetzt mit ihm zu schaffen machten, besonders da dies mit den Wünschen des Verstorbenen völlig im Widerspruch sey. Darauf gab sie mir eine ausweichende Antwort, und damit meine Rede nicht etwa Eindruck auf sie machen möchte, wurde sie entfernt und ich sah sie nicht mehr. Die Leute wurden nun sehr unruhig und baten mich das Haus zu verlassen. Ich ersuchte sie, sich ruhig zu verhalten, die Leiche noch eine kurze Zeit da zu lassen, und ich wolle dann die Sache freundschaftlich ins Reine bringen. Einige begaben sich in ein Nebenzimmer, und nachdem sie dort durch Stampfen mit den Füßen, Schlagen an die Brust und Heulen ihre Leidenschaft recht entflammt, kamen sie zurück und erklär-

ten in aller Beiseyn, sie würden mit der Leiche thun was sie wollten und alle Folgen über sich nehmen, kostete es auch ihr Leben. Einige suchten mich nun mit Macht aus dem Hause zu drängen, da sie aber fürchteten ohne Gewaltthat damit nicht zu Stande zu kommen, so zogen einige andere mich durch List in einen Winkel und behielten mich dort, während die Andern die Leiche auf die Straße hinaus schafften. Als sie nun glaubten ich könne nichts mehr thun, ließen sie mich los, und die Leute zogen mit der Leiche nach der Feuerstätte, wo sie dieselbe nach Hinduweise verbrannten. Nachdem ich den mit den Geschäften des Hauses Vertrauten ermahnt als treuer Diener zu handeln, und allen Anwesenden empfohlen dem Beispiel des Verstorbenen nachzufolgen wie er Christo, ging ich nach Hause mit dem tiefen Eindruck von dem heute Vorgefallenen, aber mit dem Trost der Versicherung, der Tod seiner Heiligen sey werth gehalten vor dem HErrn, unter welchen Umständen er auch nach seinem Wohlgefallen statt finde. „Selig sind die Todten die in dem HErrn sterben."

Am 13. März 1842 tauften die Missionare einen jungen Eingebornen, von dem sie Folgendes melden:

„Er gehört zu der Borah-Kaste, die man allgemein für eine muhammedanische Secte hält. Ein anderer Borah hatte oft im Missionshaus besucht, viel über das Neue Testament gesprochen, seinen Glauben an Jesum und Unglauben in Bezug auf Muhammed geäußert. Zuweilen brachte er einen Freund mit sich. Als einmal jener Jüngling mit ihm kam, erkannte man aus seinem Gespräch sogleich, daß das Christenthum seinen Gedanken obschwebte. Er hatte mit seinem Freunde eine Widerlegung des Muhammedanismus gelesen, so wie einen Theil der evangelischen Geschichte. Er sprach von den vielen Hindernissen die dem Bekenntniß des Christenthums im Wege stünden, daher er ermahnt wurde der Vorsehung zu vertrauen. So wenig im Allgemeinen auf die Bekenntnisse der Eingebornen zu gehen ist, es war in dem was er sagte eine solche Treuherzigkeit, die ungemein an-

sprach. Von da an besuchte er uns fast täglich, und manchmal zweimal des Tages, ungeachtet der Entfernung seiner Wohnung. Er hörte dem Lesen der heiligen Schrift mit großer Aufmerksamkeit zu, las uns auch täglich selbst daraus vor und bat um Erläuterung. Durch Nachfrage erfuhren wir, daß er durch Anstellung bei einem Mulah hinlänglich versorgt sey; daß er eine Frau und zwei Pflegkinder habe. Es ließ sich daher nicht wohl ein falscher Beweggrund bei ihm annehmen. Es währte nicht lange so bat er um die Taufe; und als man ihn ermahnte die Kosten zu überschlagen, antwortete er, er habe das schon gethan und sey auf alle Folgen gefaßt, denn er wisse daß der Werth seiner Seele alles andere weit überwiege.

„Gewöhnlich würde eine so kurze Bekanntschaft und Erfahrung kaum hinreichen einen Charakter genügend kennen zu lernen, um sofort zur Taufe zu schreiten; allein die Beweggründe waren hier offenbar so lauterer Art, sein Erfassen der evangelischen Wahrheit so schnell und hell, und sein Anhalten so dringend und herzlich, daß alle Bedenken schwanden. Er war entzückt als ihm unsere Entscheidung bekannt wurde und sprach zu unserm bekehrten Hindu: „wie groß ist Gottes Güte gegen mich, daß er mich läßt getauft werden!“ Er sagte, er erkenne es für eine große Gnade, der Unwissenheit und Sünde enthoben und der Religion der Wahrheit und Heiligkeit theilhaft worden zu seyn. Er lud mehrere Freunde zu seiner Taufe ein, indem er sagte: „Wenn ich zu stehlen oder sonst etwas Unrechtes vorhätte, so würde ich suchen es heimlich zu thun, allein es sollen Alle wissen, daß ich Christum bekenne; ich schäme mich meines Vorhabens durchaus nicht.“

„Wir fürchteten sehr er würde nach der Taufe seiner Gattin beraubt werden; und so geschah es auch. Als er ihr selbst seine Taufe anzeigte, machte sie ihm bittere Vorwürfe, beklagte ihren Zustand, erklärte ihm auch, sie könne unmöglich bei ihm bleiben, und bestand auf Scheidung; da er sich aber hierauf nicht einlassen wollte, wandte sie sich an den Mulah. Die Kunde von seiner

Taufe war bald unter seiner Kaste bekannt und verursachte Erstaunen und Ingrimm. Man verklagte ihn beim Mulah, der ihn rufen ließ aber nichts mit ihm ausrichtete. Nun ließ der Mulah seinen vorerwähnten Freund kommen, von dem man wußte daß er ihn zuerst in unser Haus gebracht, und befahl ihm das angerichtete Uebel wieder gut zu machen, und ihn zu seiner vorigen Religion zurückzuführen. Deß weigerte er sich aber mit Bestimmtheit. Als ihm nach einigen Tagen Gewaltthätigkeiten drohten, flüchtete er sich zu uns. Seine Gattin aber wollte ihm nicht folgen, wenn ihr nicht ihre Kaste gesichert würde, was jedoch, da er derselben verlustig war, nicht seyn konnte. Der Mulah erklärte die Ehe aufgehoben, ohne daß ein Scheidebrief vom Gatten nöthig sey. Sie müsse nur die übliche Zeit als Wittwe in der Abgeschlossenheit zubringen, worauf er für ihre Wiederverheirathung sorgen werde.

„So hatte also unser junger Bekehrter gleich Anfangs eine schwere Glaubensprüfung zu bestehen, die auch uns viel Sorgen machte. Gott sey Dank, daß sein Glaube nicht gewankt hat. Sein Wahlspruch ist: „Der HErr thue was ihm wohlgefällt." Seitdem ist allerlei versucht worden ihn zurückzuziehen, aber ohne Erfolg. Obgleich die Muhammedaner sich wenig um die Borahs bekümmern, waren sie dennoch über diesen Abfall nicht weniger aufgebracht als diese, indem sie behaupteten ihre Ehre sey dadurch eben so sehr geschändet. Die Waffe beider Parteien war Anfangs Beschimpfung, dann das Gegentheil: Geld und Anstellung wurden von einigen der Einflußreichsten angeboten. Die Eingebornen können sich nicht denken, daß man aus irgend einer andern Ursache als für Belohnung seine Religion ändern könne; das behaupten sie nun auch in diesem Falle, und wenden alle List an um hinter das Geheimniß zu kommen.

„Wir bedauern sehr, daß der Freund, durch welchen dieser Jüngling zuerst von der Nichtigkeit des Muhammedanismus überzeugt wurde, und dessen Bekehrung er so sehnlich wünschte, in der Versuchung nicht Stand hielt.

Seine Freundschaft mit dem Bekehrten setzte ihn vieler Schmach aus, und er beschloß daher den Ort zu verlassen; besonders da die Mulahs ihn nicht ohne Begleiter ausgehen lassen wollten, und dieser anzeigen mußte wo er hingehe. Auf den Rath des Mulahs trug der Nabob von Surat ihm ein Amt an, als er eben im Begriff war wegzuziehen: er nahm es an, und hat uns seitdem nicht wieder besucht. So bestätigte sich das Wort des HErrn: „Die Ersten werden die Letzten seyn, und die Letzten die Ersten." Der Bekehrte wurde in eine Druckerei gethan um das Setzen zu lernen; allein die Gewohnheiten der Borahs eignen sich nicht wohl zu einer solchen Beschäftigung. Die Versorgung der Bekehrten ist eine eben so schwierige als wichtige Frage, und wird es mit ihrer Zunahme immer mehr. Die Erfahrung lehrt, daß ein Geschäft, das sie in täglichen Verkehr mit den Eingebornen bringt, ihrem innern Leben sehr nachtheilig ist. Das Verderben der Eingebornen ist zu ansteckend, als daß ein Bekehrter, der unter ihnen lebt, nicht Schaden leiden sollte. Unsere Freude über diese Bekehrung ist nicht ohne Beimischung von Furcht. Die Rückfälle, selbst nach Jahre langem Bekenntniß in Indien, sind so zahlreich, daß wir uns nur mit Zittern freuen können. Unsere Pflicht ist einfach: ihn täglich zu unterweisen und mit dem belebenden Worte Gottes in Berührung zu bringen, während wir ihn den Händen dessen empfehlen, der ihn allein vor dem Fallen bewahren kann."

Im November 1844 schreibt Hr. Clarkson:

„Zu Ende Octobers kamen zwei Hindus ins Missionshaus, die sich nach der Wahrheit in Christo erkundigten. Sie waren den ganzen Weg von Kanwadi, einem Dorfe bei Baroda, 100 Meilen (26 deutsche Meilen oder 52 Stunden) von Surat, zu Fuß gekommen. Sie blieben eine Woche bei uns, empfingen Unterricht, und erwiesen sich auf jegliche Weise als aufrichtige Wahrheitsucher; sie hätten aber, sagten sie, nicht Glauben genug sich taufen zu lassen, indem sie sich dadurch dem Verlust der Kaste,

Familie u. s. w. aussetzten. Wir empfahlen sie den Händen des Heilandes und sie zogen fort.

„Da mich kein besonderes Geschäft an Surat band, und mir dies wie eine Anzeige von einer dem Evangelio sich öffnenden Thüre vorkam, trat ich am 4. dieses eine Reise nach Baroda an. Ich verweilte fünf Tage zu Barotsche, predigte vom Reiche Gottes, und fand eine gute Aufnahme. Hier angekommen, fand ich daß mehrere Dorfbewohner des Sonntags sich bei einem Hrn. Antone zu christlichem Unterricht versammelten. Einer von diesen war der Vorsteher eines großen Dorfes, und Theilhaber an andern unter der Guikonar Regierung. Er schien besonders den Einfluß der Wahrheit zu spüren. Auch ein Gärtner des Hrn. Antone erkennt schon seit einiger Zeit die Wahrheit und verlangt nach der Taufe. Die beiden erstgenannten Wahrheitsfreunde kamen von ihren Dörfern mich zu besuchen und baten um die Taufe. Den Vorstellungen aller Folgen ihres christlichen Bekenntnisses setzten sie eine solche Entschlossenheit und Glauben an den Erlöser entgegen, daß ich sie nicht anders als für die Taufe reif halten konnte. Diese viere wurden folglich gestern den 24. getauft. Fünf andere Dorfleute sind noch im Vorunterricht, da ihr Verständniß noch gar zu beschränkt ist. Es waren an dreißig Eingeborne aus verschiedenen Dörfern bei der Handlung zugegen.

„Ich hoffe es sey jetzt ein Feuer angezündet, das sich weit umher verbreiten wird. Drei der Getauften sind Häupter großer Familien, und von Einfluß, Verstand und guter Kaste. Dies ist zwar ein Grund großer Besorgnisse ihretwegen, zugleich aber auch großer Hoffnungen. Ich harre mit Verlangen und Vertrauen auf Gott des Ausgangs dieser Regung. Es sind ihrer sehr viele in der Provinz Gudscherat und Vielversprechende. Die Koli-Kaste, welche die Hauptmasse der Dorfbewohner bildet, kümmert sich wenig oder nichts um den Hinduismus. Der Hindu-Vorleser Gangarum ist bei mir

und arbeitet wörtlich Tag und Nacht am Evangelio. Er erfreut mein Herz und stärkt meine Hände."

In einem spätern Schreiben Clarkson's heißt es:

„Am 1. December wurde ein Kumbi, Namens Bhovani getauft. Derselbe ist mehrern unserer Freunde in Bombay bekannt und empfing seit einiger Zeit Unterricht. Er wurde uns nach Surat zur Taufe zugeschickt, und nach einem sorgfältigen Unterricht, worin er uns für seinen künftigen Christenlauf viel Hoffnung gab, wurde der Tag seiner Taufe bestimmt. Allein am Tag vorher reiste er ohne irgend eine Anzeige nach Bombay zurück. Nachgehends begleitete er Dr. Wilson auf seiner Reise nach Katiawad, begab sich dann nach seiner Heimath, Baroda, und fiel sehr in heidnische Gesellschaft und Sitten zurück. Vor zwei Jahren war wenig Hoffnung mehr für ihn.

„Als ich letzthin nach Baroda kam, wurde er auf sein Verlangen fieberkrank zu mir gebracht. Nachdem er genesen, bat er um die Taufe und äußerte ein ernstliches Verlangen aus seiner heidnischen Verbindung heraus zu kommen. Er ist nun ein ganz anderer Mann; aber noch hat er täglich gegen das Heidenthum zu kämpfen. Wahrlich der Anblick von Gläubigen, eben erst aus der Gewalt des Heidenthums befreit, aber noch nicht ganz los von der Knechtschaft des Verderbens, läßt uns nur allzu deutlich den Nachdruck der Gebote empfinden, welche Paulus den Gläubigen seiner Zeit so oft zu geben veranlaßt war.

„Am 8. December wurde Batschara, der Erstling aus der Koli-Kaste, getauft. Er hatte seit etwa einem halben Jahre jeden Sonntag dem Unterricht des Hrn. Antone beigewohnt. Seit seiner Taufe ist eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Er war sonst so still und schweigsam, daß es schwer war ihm eine Aeußerung seiner Gedanken und Empfindungen zu entlocken. Jetzt werden ihm seine Empfindungen oft zu mächtig und sie machen sich in stürmischen Ausdrücken Luft. Einmal rief er aus: „Der Bann ist weg; Falschheit, Betrug, Geiz, alle fal-

schen Götter (die Namen nennend) sind aus meinem Herzen fort, sie sind entflohen, und der Geist Gottes ist an ihre Stelle getreten. Nun habe ich die Furcht Gottes im Herzen. Ich will keinem andern als Gott dienen."

„Die Umstände, unter welchen diese Taufen statt fanden, lassen keine irdischen Beweggründe von Seiten dieser Täuflinge zu. Es ist ein großes Verlangen zu hören unter diesen Dorfleuten, und mehrere Dörfer wünschen meine Gegenwart. „Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab, daß die Berge vor dir zerflössen!"

Am 23. Januar 1845 konnte M. Clarkson hierauf weiter melden:

„Wir haben jetzt 24 getaufte Hindus hier. Das Wort Gottes hat sich verherrlichet. Zehn der vornehmsten Dorfbewohner sind getauft worden; unter ihnen der Vorsteher des Dorfes, ein verständiger Greis von 70 Jahren. Die Bekehrungen sind sehr merkwürdiger Art. Der berüchtigtste Straßenräuber hat sich bekehrt, öffentlich seine Sünden bekannt und ist getauft worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden noch mehrere Dorfleute dem Hinduismus entsagen. Meine Seele ist voll Bewunderung und Anbetung der Gnade Gottes. Ich halte täglich Andacht im Hause des Alten, und Abends in meinem Zelt. Es hat allen Anschein als habe die Nacht der Mühen ein Ende. Hätten wir nur mehr Missionare!"

19. Aug. „Seit meinem letzten Brief hat das Werk des HErrn steten Fortgang gehabt. Es sind noch 5 weitere Mitglieder der Kirche beigefügt worden und haben am Mahle des HErrn Theil genommen. Demnach haben 18 Hindu den Kastenbann gebrochen und sind Christo gehorsam worden. Noch andere warten der Taufe. Im letzten Monat sind sieben erwachsene Hindus getauft worden, wovon zwei Hauptpersonen ihres Dorfes sind. Es ist erfreulich auch Frauen hervortreten zu sehen. Erst wenn Familien sich bekehren faßt das Christenthum Wurzel. Meine Frau ist jetzt in diesem großen Werke von großem Nutzen, da sie täglich mehrere Frauen unterweist."

# Dritter Abschnitt.

Bombay. — Die Mission aus Nordamerica daselbst. — Die kirchliche Missionsgesellschaft von England. — Die schottische Missionsgesellschaft. — Anfänge im Konkan zu Bankot und Hurni. — Station zu Bombay. — Uebertragung der Mission an die schottische Kirche. — Dr. Wilson. — Neuere Berichte. — Die Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums.

Als Hauptstadt des ganzen westlichen Indiens, Sitz des Gouverneurs und Verwaltungsrathes, Mittelpunct der Regierung, ist die Stadt Bombay, (entweder von Bomba Dewi eine Hindu-Göttin oder von Bom Bahia, portugiesisch: gute Bucht) im nördlichen Konkan, zu einem Ort von hoher Wichtigkeit geworden. Sie gehörte von Alters her einheimischen Radscha's an und wurde später zu dem Mogulreiche und zwar seiner Provinz Aurungabad gezogen. Die Stadt selbst existirte aber in alter Zeit gar nicht, sondern auf dem Eiland, welches südlich von der größern Insel Salsette und von der Mündung des Hulas-Flusses liegt, war damals Mahim der Hauptort, eine Stadt, die im nördlichen Theile der Insel liegt. An dem südöstlichen Ende der kleinen Insel aber streckte sich schon in uralter Zeit eine Landzunge vor, die zwei Buchten von einander schied, deren eine westlich liegt, die Hinterbucht (Back Bay) heißt, während die andere östlichere den Hafen von Bombay bildet. Diesen umwohnten damals Fischer, deren Häuser zwischen Kokos-Palmen versteckt lagen; denn ein Kokoswald bedeckte einen großen Theil der südlichen Hälfte des Eilandes. Im Jahr 1530 wurde die Insel vom Radscha von Tanna auf Salsette an die Portugiesen abgetreten. Sie bauten ein Fort und begannen ihren Handel. Lange nachdem die Engländer sich (1612) in Surat niedergelassen hatten und nachdem bereits dort ein Präsident oder Rath entstanden war, der die verschiedenen Factoreien der ostindischen Compagnie zu leiten hatte, wurde in Folge der Unfähigkeit der Portu-

giesen ihre Colonieen gegen den Andrang der Eingebornen zu halten, auch dieser Platz unter dem Namen eines Theils der Mitgift seiner Gemahlin an König Carl II. von England abgetreten (1661). Der Staat gab das Fort mit seiner nächsten Umgebung, denn mehr war damals noch nicht sein Eigenthum, an die ostindische Compagnie. Die Ungesundheit des sumpfigen Platzes gestattete noch nicht, ihn zum Hauptsitze der brittischen Handelsmacht zu erheben. Dies geschah erst im Jahr 1684. Unter wiederholten Kriegen mit der Flotte des mongolischen Reiches blühte der anfangs kleine Ort immer mehr empor, die Wälder verschwanden, die Sümpfe trockneten, die Pest, die anfangs noch viele Opfer gefordert, blieb aus, die Schiffe kamen in Schaaren in den Hafen und im Lauf von zwei Jahrhunderten trat an die Stelle des Palmenwaldes am Ufer der Mastenwald im Hafen, an die Stelle der Fischerhütten eine gewaltige Stadt von 300,000 Einwohnern. Darunter sind wenigstens 60,000 Fremde, das bunteste Gewimmel von Gesichtern, Trachten, Sitten, Sprachen und Religionen. Die Grundmasse der Bevölkerung bilden die Konkanis und Mahratten, die Gudscheratis folgen ihnen als die reichsten in Zahl, dann die Canaresen, die Bergstämme der Ghats, die muhammedanischen Perser und Araber, die Portugiesen (15,000), Parsis (25,000), die Juden (18,000), und Türken, die Malayen und Chinesen und endlich die große Zahl der durchreisenden oder hier weilenden Europäer aus allen Landen.

Kein Wunder wenn eine solche Stadt von den Gesellschaften beachtet wurde, welche Boten des Friedens aussenden, um das Heil in Jesu Christo den Völkern zu verkündigen. Aus großer Ferne kamen die ersten derselben, im Jahr 1813, die Hrn. Hall und Nott, die mit den Hrn. Newell, Judson und Rice von der in Nordamerica aus Presbyterianern, Congregationalisten, holländisch-Reformirten u. a. zusammen gebildeten Missionsgesellschaft ausgesendet waren, um sich im Osten ein Arbeitsfeld zu suchen. Lange waren sie umher gereist,

ohne zu finden, was sie suchten. Nirgends fanden sie den ersehnten Ort. In Calcutta hatte die damals noch so ängstliche Policei der ostindischen Compagnie, die noch die Schiffe durchsuchen ließ, ob sie nicht die gefährlichste Waare — Missionarien an Bord haben, sie weggewiesen, ja sie nöthigen wollen, mit einer gerade absegelnden Flotte nach England zu reisen: wo immer jene Compagnie herrschte, war für sie das Landen verboten. Sie dachten an Madagascar, als ihnen die erfreuliche Kunde zukam, daß der neue Gouverneur von Bombay, Sir Evan Nepean, ein Freund der Mission sey. Dorthin wendeten sie sich. Inzwischen hatte sich die kleine Schaar von Missionarien auf diese zwei Männer verringert. Hr. Newell war nämlich um Madagascars willen auf der Insel Mauritius zurückgeblieben. Dort war aber seines Bleibens nicht. Er suchte seine Brüder auf, als er wußte, daß es mit Madagascar nicht gehe; er wollte nach Bombay, kam aber erst nach Ceylon. Dort fing er an, bis der Weg Gottes ihm klar wurde, zu arbeiten und wurde dadurch der Gründer der schönen americanischen Mission auf dieser Insel. In Calcutta waren Judson und Rice zurückgeblieben, weil sie zu den Ansichten der Baptisten übertraten. Der Erstere wurde der Gründer der ausgezeichneten Mission in Birmah, der Letztere kehrte nach America zurück. In Bombay erhielten die Ankömmlinge nach genauer Untersuchung ihrer Sache wenigstens die Erlaubniß fürs Erste zu bleiben. Allein es war Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten, und ein Schiff, der Alligator, das den Missionarien Briefe, Bücher u. a. überbringen sollte, wurde in Calcutta genommen unter Umständen, die dem Verdacht Raum gaben, die americanische Mission sey nur der Vorwand eines politischen Planes. Selbst der gütige Sir Evan Nepean konnte sie nach den Weisungen, die er deshalb aus Calcutta erhalten, nicht schützen, sie verließen, um diesen edlen Mann der Verantwortung und sich selbst der befohlenen Wegsendung nach England zu entziehen, heimlich das Gebiet der ost-

indischen Compagnie. Lieutenant Wade, ein junger englischer Officier, der durch sie zu einem neuen Leben war gebracht worden, half ihnen an Bord eines Schiffes, das nach Cotschin und Ceylon segelte. Frau Nott mit ihrem Kinde blieb zurück. So rasch war der Entschluß und so nahe der Abgang des Schiffes gewesen, daß die Missionarien erst, als es mit vollen Segeln dem Süden zusteuerte, zur gründlicheren Prüfung ihres Schrittes kamen. Sie konnten sich jedoch nicht überzeugen, daß ihre Flucht unerlaubter war als die des Apostels Paulus aus Damascus. Allerdings war viel dabei zu bedenken, vor Allem, ob es gut war, den nachtheiligen Gerüchten über ihre Absichten durch heimliches Weggehen einigen Schein der Wahrheit zu verleihen. Allein das indische Schiff, dem sie sich anvertraut hatten, ging nicht nach Ceylon, es blieb in Cotschin und lange ging kein anderes nach jener nicht unter der ostindischen Compagnie, sondern unter der englischen Regierung selbst stehenden Insel ab. Eben hatte sich endlich eines gefunden, als der Befehl des Gouverneurs anlangte, sie nach Bombay zurück zu senden. Der Gouverneur war mit ihrer Flucht sehr unzufrieden, weil sie ihren Charakter in ein übles Licht stellen und zugleich auf den Gouverneur, der sich ihnen freundlich bewiesen, den Verdacht werfen konnte, sie heimlich begünstigt zu haben. Sie waren Gefangene am Bord des Schiffes und nachher im Admiralitätshause, weil sie sich weigerten Bürgschaft zu leisten für ihr Bleiben in Bombay, bis ein Schiff sie nach England bringen könnte, oder auch nur einfach ihr Wort dafür zu geben. Inzwischen war zu Calcutta eine Committee für die americanische Mission gebildet worden, an deren Spitze der ehrwürdige Caplan Thomas Thomason stand, einer der Männer, die allgemeine Achtung und Ehrfurcht einflößten. Jetzt waren sie unter einheimischer Leitung, nicht mehr die Abgesandten eines fremden, England feindlichen Staates. Dies und ein kräftiges Wort an den würdigen Gouverneur von Seiten der beiden entschiedenen Männer verschaffte

ihnen die Erlaubniß, noch zu bleiben, bis Entscheidung vom General-Gouverneur aus Calcutta anlangen würde. Allein in Calcutta fand man die Sache zu wichtig um sie nicht an die oberste Regierung Indiens, an den Directoren-Hof in England zu weisen. Eben hatte das Parlament der ostindischen Compagnie ihr Privilegium auf weitere 20 Jahre verlängert, jedoch mit der Bedingung, daß Missionarien in Indien zugelassen würden. Gleichwohl hätte ohne die Stimme eines Mannes, des würdigen Charles Grant, der aber freilich statt Vieler galt, der Hof unsere beiden Streiter für Christum von der Wohlthat der neuen Charte ausgeschlossen, weil sie vor Erlassung derselben in Indien angelangt waren. Dem Einfluß jenes ausgezeichneten Staatsmannes und Bekenners Christi verdankte das Missionswerk die Erlaubniß an den Gouverneur von Bombay, sie in Bombay aufzunehmen. Unter diesen Verhandlungen war das Jahr 1814 hingegangen; die Missionarien hatten es aber zu Erlernung der Mahratta-Sprache und zur Predigt des Evangeliums in englischer Sprache fleißig genützt. Im Januar stieß nun auch Newell von Ceylon her zu ihnen. Jetzt erst wurden sie völlig auf freien Fuß gesetzt. Der Gouverneur zeigte sich ihrer Arbeit freundlich gewogen; sie hatten die Landessprache hinlänglich inne, um jetzt in den Tempeln, auf den Marktplätzen und Straßen, in der gewohnten Weise des ersten Anfangs einer indischen Mission das Evangelium zu verkündigen. Leider! war auch dieser Anfang mit einer der Prüfungen begleitet, die so viel an dem raschen Fortschreiten der Mission in Indien aufgehalten haben. Nott erkrankte und mußte in die Heimath zurückkehren. Bardwell kam von Ceylon als Buchdrucker der Mission. Schulen wurden eröffnet, die bald 300 eingeborne Knaben umfaßten; der Anfang zur Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Mahratta-Sprache wurde gemacht. Das Evangelium Matthäi, eine Harmonie der Evangelien, kleinere Schriften, meist Bibelauszüge, waren die ersten von der Presse gelieferten Werke.

Die Schulen wuchsen rasch und eine für die Beni Israel, die Juden in Bombay wurde eröffnet. Die Missionarien Allan Graves und John Nichols mit ihren Gattinen und die Jungfrau Philomela Thurston kamen im Jahr 1818 zur Verstärkung der Mission. Jetzt konnte man zwei neue Stationen besetzen, nämlich Mahim im Norden des Bombay-Eilandes und Tanna auf der Insel Salsette: sie wurden den Missionarien Graves und Nichols angewiesen. Die Insel Salsette, so berühmt wie das nahe Inselchen Elephanta, durch ihre riesenhaften Felstempel, die dem uralten Gottesdienste Indiens dienten, wurde nun einer der Orte, wo das Evangelium erscholl. Sie hatte 60,000 Einwohner, meist Hindus, die in einem über alle Maßen traurigen Zustande getroffen wurden. Neben ihnen lebten noch Parsis, Juden und Portugiesen. Tanna ist der Hauptort. Sie beherrscht den Uebergang nach dem nahe gelegenen Festlande. Dieses Festland kam bald hernach in die Hände der Engländer, und so wurde der Zugang zu einer mächtigen Nation geöffnet kaum nachdem der Schlüssel zum Lande gehörig von der Mission besetzt war. Die ersten Arbeiten waren von der stillen Art, deren Früchte erst in der nächsten Generation reifen und von deren Gang daher die Geschichte nur wenig aufzuzeichnen hat. Es wurden Tausende von Schriften vertheilt; es wurden 1200 Knaben in Schulen mit den ersten Hauchen christlicher Wahrheit angewehet; die Missionarien reisten hinüber nach Karandscha, einem kleinen benachbarten Eilande mit 10,000 Einwohnern, nach Bankote 12 Meilen (24 Stunden) südlich von Bombay auf dem Festlande, und in die zahlreichen benachbarten Dörfer, nach Bassin im Norden (6 Meilen oder 12 Stunden) und nach Kalliani im Osten (8 Meilen oder 16 Stunden) und fanden Tausende williger Hörer für ihre Predigt. Erst im Jahr 1819 fiel die erste reife Frucht der Arbeit in ihre Hände, indem sie den Muhammedaner Kadin Yarkhan taufen durften. Die Erhebung des berühmten Elphin-

stone zum Gouverneur von Bombay gab der Mission noch freiere Bewegung als sie im Anfang hatte. Als im Jahr 1821 Missionar Bardwell krank in die Heimath zurückkehrte, hieß es noch immer: „Könnten wir doch „melden, daß die Sünder in Schaaren zu Christo kom„men. Aber ach! von den vielen Millionen um uns her „und von den Tausenden, die wir zu der großen Erlösung „eingeladen haben, wissen wir nicht einen Einzigen, der „fragt, was er thun müsse, um selig zu werden." Bald nachher starb auch noch an der Cholera der ausgezeichnete Missionar Newell. An Bardwell's Stelle trat der Drucker Garrett ein. Eine Missions-Capelle wurde gebaut. Im Jahr 1823 sendeten die Missionarien zwei ihrer Schullehrer, Juden (es ist überhaupt zu bemerken, daß sie vorzugsweise Juden an ihren Schulen anstellten), ins Innere, um christliche Bücher zu verbreiten. Es wurde aber diese Arbeit verboten, weil sie die Ruhe der erst neu gewonnenen Gebiete stören könnte. Todesfälle lichteten ferner die kleine Streiterschaar. Miss. Nichols starb (1824) und der neuangelangte Miss. Frost blieb mit Hall, Graves und Garrett allein zurück. Aber auch er fand ein Jahr später dort sein frühes Grab. Jetzt aber schien auch die verschlossene Thür sich zu öffnen, indem drei Eingeborne, nämlich zwei Brahminen und ein Radschpute von Belgaum im südlichsten Mahratta-Lande die heilige Taufe empfingen. Sie waren freilich an dem eben genannten Orte zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen.

Eine Reise des Missionars Hall nach den Ghat-Gebirgen mag uns zeigen, wie das Land beschaffen war, das diese Arbeiter vor sich liegen hatten:

„Am 15. November 1824 bestieg ich bei Sonnenuntergang das offene Reiseboot nach Bankote, in der Absicht Parr-Ghat und andere Orte da herum zu besuchen, wobei mein Hauptzweck war, eine Stelle zu finden, wo man sich im Fall von Krankheit oder Angegriffenheit von Bombay aus erholen könnte. Etwa 20 Stunden nach der

Abfahrt erreichte ich Bankote, wo ich von unsern lieben Missionsbrüdern Mitchell und Crawford und ihren Frauen herzlich empfangen wurde. Da ich kein Boot erhalten konnte um sogleich weiter zu reisen, so brachte ich etwa 24 Stunden recht angenehm und nützlich bei diesen theuern Mitarbeitern zu, welche fleißig die Sprache lernen, eine Anzahl Schulen besorgen, verschiedene Leseübungen für dieselben zubereiten und auf ihrer lithographischen Presse drucken, und auch unmittelbarere Missionsarbeiten unter den Heiden verrichten.

„Am 17. gelang es mir ein Boot für 5½ Rupien bis Mahar zu miethen, eine große Stadt, etwa 30 Meilen fast östlich von Bankote, und Hauptschiffahrtsort im Bankot-Fluß, obschon die Fluth noch etwas weiter hinaufreicht. Ich langte am 18. Morgens 8 Uhr daselbst an. Es kommen oft große Rinderheerden von verschiedenen Orten jenseits der Ghats hieher, so wie auch einige aus verschiedenen Theilen Konkans. Es werden hier große Vorräthe von Waaren niedergelegt, die in der trockenen Jahreszeit auf Ochsen nach Sattara jenseits der Ghats und nach den vornehmsten Städten der andern Theile des Deccans gebracht werden. Etwa zwei Centner gilt für eine volle Ochsenladung, und diese wird in einem Sack von starkem Packtuch dem Ochsen so fest auf den Rücken geschnürt, daß er ohne Möglichkeit sie zu verlieren die schroffsten Abhänge auf und hinabsteigt, mitunter wohl auch, was aber selten geschieht, erschreckt den Reißaus nimmt.

„Vormittags halb 11 Uhr machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Mahar. Mein Weg führte viel mehr südlich als östlich, und war mehrentheils ein unregelmäßiger aber sehr ebner Fußpfad zwischen meist angebauten Feldern, mit hohen Bergen zu beiden Seiten, die sehr mannigfaltig gestaltet, und oft ungemein schöne und erhabene Ansichten gewährten. Vor 12 Uhr gelangte ich an den Fluß Sawuttri, welcher weiter unten der Bankotefluß heißt. Hier mußte ich Schuhe und Strümpfe

ausziehen und über den Fluß waten, wo er etwa 70 Schritte breit aber blos etwa 1 Fuß tief ist. Um 3 Uhr kam ich nach Paladpur und ruhte, vom Gehen ermüdet, an derselben Stelle aus, wo gerade ein Jahr und ein Tag zuvor unser lieber Missionsbruder D. Mitchell gestorben war. Nach genossener Ruhe und Erfrischung ging ich sein einsames Grab besuchen, das mit einem einfachen steinernen Denkmal bedeckt, am westlichen Ufer des Sawuttri in einem prächtigen Mangohaine liegt. Nach meiner Wohnung zurückgekehrt, versammelten sich auf meine Einladung die vornehmsten Männer des Ortes bei mir, und ich hatte hier eine sehr schöne Gelegenheit sie mit einigen der Hauptwahrheiten des Evangeliums bekannt zu machen. Nach der Angabe der Eingebornen ist Paladpur 12 Meilen von Mahar. Man sagte mir es sey vor einigen Tagen ein Tieger in die Nähe des Dorfes gekommen, der zwei Männer getödtet und einen dritten verwundet habe. Ich ging früh zu Bette, konnte aber vor Kälte nicht wohl schlafen.

„Ich verließ Paladpur Morgens 7 Uhr, und erreichte auf sehr krummem Wege und nachdem ich viele Hügel überstiegen und über mehrere kleine Flüsse gesetzt, etwa um 10 Uhr Vormittags den Fuß des Parr-Ghat. Hier stund das Thermometer im Schatten auf 77° Fahrenheit (20° Reaumur). Um 1 Uhr auf der Höhe angelangt. Thermometer 75 (R. 19) im Schatten. Die Luft ist hier ganz erquickend; die Aussicht nach Westen sehr ausgedehnt; aber ein Meer von unzähligen kahlen Hügeln, wild zusammen gedrängt, ist fast alles was man sieht. Gegen Osten, Norden und Süden nichts als Berge, zwar viel höher und majestätischer, aber eben so kahl. Auf dieser Stelle stehen 7 oder 8 elende Hütten für die Sipoy's, deren hier etwa 25 zur Bewachung des von Natur fast unzugänglichen Passes aufgestellt sind. Natürlich ist hier nichts von Lebensbedürfnissen zu haben. Nachdem ich eine Weile unter dem Schatten eines Baumes geruht, stieg ich zwei Meilen nach dem Dorfe Parr hinab, das etwa

zehn Meilen von Paladpur liegt, und etwa 100 kleine Häuser und einen Markt hat. Man wies mich sogleich nach einem Tempel Mohadar's, als dem einzigen Ort wo Europäer unterkommen können. Der Tempel war auf der Ostseite ganz offen, aber auf den übrigen drei Seiten von einer Steinmauer umgeben. Eine Einfassung von gehauenen Steinen um den Götzen her nahm im Innern des Tempels so viel Raum ein, daß nur ein enger Gang zwischen derselben und der Außenmauer blieb. Im westlichen Gange, der am meisten vor dem Winde geschützt war, breitete ich meine Decken aus, und ein ganz in der Nähe angezündetes Feuer hielt mich warm, daß ich ordentlich schlafen konnte.

„Der Mann, der als Koch u. s. w. mit mir gekommen war, hatte auf dem Wege hieher das Fieber bekommen und konnte nicht mehr weiter. Ich dachte vorher ich könnte bis Sattora, vielleicht bis Punah kommen, und von da über ein Ghat, 30 bis 40 Meilen nördlich, zurückkehren. Allein davon mußte ich nun abstehen und ich nahm mir jetzt vor den Kranken nebst allem meinem Gepäck im Tempel zu lassen, mit einem Führer bis zum nächsten Ghat zu gehen, und am folgenden Tage hieher zurückzukehren. Ich frug nach einem Pferd, vernahm aber es sey keines im Dorfe. Ich bestellte also einen Führer, und begab mich, nachdem ich einigen Leuten, die zu mir in den Tempel kamen, christliche Unterweisung gegeben, früh zur Ruhe. — Nach einer Weile weckte mich Jemand der mir sagte, es sey ein Pferd angelangt, und ein Mann wolle mich mit demselben um eine Rupie nach Mahabulaschwir, wo ich hin wollte, und wieder zurück begleiten. Ich sagte ohne aufzustehen und selbst den Mann zu sehen zu, und es wurde ausgemacht, daß wir vor Sonnenaufgang aufbrechen.

„Samstag den 20. Um 5 Uhr aufgestanden. Ther. 50° (R. 8). Packte fast alle mitgebrachten Bücher auf und erreichte um 8 Uhr den Gipfel des Kurtondi Ghat. Therm. 72° (R. 18). Dies ist schwerer zu ersteigen als Parr-

Ghat. Nachdem wir anderthalb Meilen oder weiter der Sattaraſtraße gefolgt, wandten wir uns durch ein wildes weites Gefilde faſt nordwärts. In der Ferne ſah ich einmal ein Waizenfeld das eben geſchnitten wurde. In demſelben Gefilde hätte noch manches Stück auf gleiche Weiſe benützt werden können; aber alles wird dem Vieh und den wilden Thieren zur Waide und zum Tummelplatz überlaſſen. Mein Führer ſagte mir es gebe hier viele Bären, zuweilen würden auch Tieger geſehen. Wir kamen nun zu einer Gruppe von Baumſtümpfen und ich hörte die Bäume ſeyen zu Kohlen verwendet worden.

„Um 10 Uhr Vormittags erreichten wir Mahabulaſchwir. Therm. 75° (R. 19). Wind Nordoſt. Therm. um 12 Uhr 78° (R. 20). Dieſes Dorf beſteht aus etwa 50 elenden Hütten, von denen etwa 25 von Brahminen bewohnt ſind. Es hat drei Haupttempel und mehrere kleinere. Der vornehmſte iſt über der Quelle erbaut, die dieſen Ort weit berühmt gemacht hat. Ihr Waſſer iſt von ganz vorzüglicher Güte. Die Hindus behaupten von dieſer Quelle entſprängen die fünf Flüſſe Kriſchna, Wanea, Kohanna, Sawuttri und Gaetra. Dieſe verſchiedenen Flüſſe haben offenbar ihren Urſprung an dieſem hohen Berge oder in deſſen Nähe, und mehrere ſind mit dieſer Quelle in Verbindung oder ihr doch nahe. Der Kriſchna, Wanea und Kohanna können von der Bergſpitze oberhalb der Quelle in ihren Windungen gegen Oſten und Südoſten, der Bucht von Bengalen zu, geſehen werden, während die Sawuttri ſich deutlicher zwiſchen den Bergen von Konkan dem weſtlichen Meere zu durchſchlängelt.

„An dieſem abgelegenen Orte, von jeder Landſtraße weit entfernt, und wo kaum je ein Europäer geſehen wird, hatte ich die herrlichſte Gelegenheit den vornehmſten Männern des Dorfes, beſonders Brahminen, die göttliche Wahrheit bekannt zu machen. Sie nahmen meine Bücher ſehr gerne an und verſprachen ſie zu leſen. Als ich fort wollte, luden ſie mich ein zum jährlichen Wallfahrtsfeſte

wieder zu kommen, das nach etwa drei Monaten statt finden würde, wo dann große Schaaren aus allen Gegenden herkämen.

„Nach einem freundlichen Abschied bestieg ich mein kleines Pferd und trat meine Rückreise an; aber zwei Boten kamen gesprungen die mir nachriefen, die Leute verlangten dringend mich noch für einige Minuten im Tempel zu sehen. Ich folgte und fand eine Anzahl am Eingang meiner wartend. Sie baten mich niederzusitzen und einen Topf Milch zu genießen ehe ich fort ginge. Ich dankte ihnen und sagte es thäte mir leid wenn sie sich meinetwegen irgend welche Unkosten machten, sprach wieder einige Worte von unserm hochgelobten Heiland zu ihnen, und verabschiedete mich abermals sehr freundlich. Abends 5 Uhr kam ich nach Parr zurück und fand meinen Begleiter etwas besser. — Hatte einige Gelegenheit die armen Bewohner des Ortes zu lehren.

„Sonntag. 21. Morgens 6 Uhr. Therm. 55° (R.10) und Abends 6 Uhr 66° (R. 15). Las und sprach den Tag über zu vielen Leuten, und vertheilte fast alle noch übrigen Bücher. Mehrere sandte ich in das indische Fort etwa eine Meile vom Dorf, wo sechs oder sieben Brahminen-Familien und 50—60 Sipoy's wohnen. Zwei Brahminen von dort besuchten mich und baten um Bücher für sich und ihre Nachbaren.

„22. Nachdem ich dasselbe Pferd bis Mahar wieder gedungen, das ich am Sonnabend hatte, brachen wir etwas nach 4 Uhr auf, und erreichten Abends 5 Uhr den Gipfel des Parr-Ghat. Therm. 55°. Wind Ost. Um halb 7 Uhr am Fuße des Ghats. Therm. 64°. (R. 14). Etwa 3 Uhr Nachmittags in Mahar angelangt, nachdem wir nur einmal etwa zwei Meilen diesseits Paludpur unter dem Schatten eines Baumes gehalten, um etwas Reis zu sieden und gesalzene Fische für unsere Mahlzeit zu bereiten. Ich ging eine große Strecke zu Fuß um meinen kranken Begleiter zu schonen, der sonst nicht so weit zu gehen vermocht hätte. Trank Thee mit einem sehr

einsichtsvollen Muhammedaner, der mehr Kenntniß von unsern heiligen Schriften besaß als Wahrheitsliebe um die Beweise für ihren göttlichen Ursprung zu würdigen.

„Als wir im Beiseyn vieler Hindus und Muhammedaner in lebhaftem Wortwechsel begriffen waren, traten zwei junge englische Offiziere ein und machten unsern Erörterungen ein Ende. Einer von ihnen war der Befehlshaber des Ortes. Von diesen beiden Herren erhielt ich bedeutende Kunde über den Ort, namentlich über das berühmte Fort Rajagur, das einst eine Belagerung der Muhammedaner von zehn Jahren erdauerte und sich auch im letzten Mahratta-Kriege auszeichnete. Diese Herren waren den Tag zuvor von da her gekommen und empfahlen es höchlichst als eine Erholungsstätte für Kranke und Schwache. Es liegt fast so hoch als die Ghats, die Luft ist sehr frisch und das Wasser, das nie fehlt, vortrefflich. Von Mahar liegt es etwa 14 Meilen nordöstlich. Könnte man Erlaubniß im Fort zu wohnen erhalten, was kaum zu bezweifeln ist, so wäre es in mehrerer Hinsicht den Ghats vorzuziehen. Es ist bis auf 14 Meilen Entfernung zu Wasser erreichbar, und innerhalb derselben Entfernung wohnt eine große Bevölkerung ohne allen christlichen Unterricht. Allzu große Eile hielt mich vom Besuch dieses wichtiges Ortes ab, was ich nachgehends sehr bereute.

„Etwa 10 Uhr Nachts bestieg ich das Reiseboot nach Bankote; aber wegen heftigem Gegenwind kamen wir erst am 23. gegen Sonnenuntergang daselbst an. Es war daher zu spät für das Reiseboot nach Bombay, und ich mußte nun bis am 25. Nachmittag warten. In dieser Zwischenzeit redete ich unter sehr günstigen Umständen zu einer großen Versammlung von Hindus. Abwechselnde Windstille und Gegenwinde verlängerten meine Fahrt nach Bombay bis Sonntag den 29. nach Sonnenuntergang, wo ich landete und in etwa zwei Stunden bei den Meinigen in Mahim war."

Nicht lange nach dieser Reise entschlief der würdige Mann zu Dhudi-Dapur bei Nassik im Mahratta-Ge-

biete, wohin er gereist war, um das Evangelium zu verkündigen, an der Cholera, und die Mission war verwaiseter als je. Das Werk, welches er hinterließ, war die Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Mahratta-Sprache.

Die Sendboten anderer Gesellschaften waren inzwischen auf dasselbe Feld des Kampfes getreten, und wir fügen am besten, um ihre ganze Stellung zu bezeichnen, ein Actenstück hier ein, das zugleich das letzte Vermächtniß des entschlafenen Hall an die americanische Christenheit war:

„Ich gebe Ihnen Nachrichten, die Ihnen theils erfreulich theils schmerzlich seyn werden. Blicke ich nicht weiter zurück als auf die Zeit meiner eigenen Ankunft dahier, und überschaue nur was ich meine eigene Umgebung nennen kann, so begegnet mir viel Erfreuliches. Damals war vom Cap Comorin an der ganzen Küste von Cotschin, Goa, Bombay, Surat, Cambay, Bussora, Mocha, dann auf Mosambique, Madagascar, Mauritius und andern Inseln bis ans Cap der guten Hoffnung kein einziger protestantischer Missionar, mit Ausnahme eines Eingebornen, der auf eine kurze Zeit theilweise in Surat wohnte.

„Vor etwa drei Monaten aber kamen in der Missionscapelle zu Bombay Abgeordnete von fünf Missionen zusammen und bildeten einen „Verein für Förderung christlicher Gemeinschaft, und für Besprechung der besten Mittel zur Förderung des Reiches Christi hier zu Lande."

„Der einzelne Missionar, von dem eine dieser Missionen abhing, ist seitdem nach England zurückgekehrt und wird nicht wieder kommen, daher für jetzt diese Mission aufgehört hat. Die vier andern werden von neun Missionaren und zwei europäischen Missionsgehülfen bedient. Diese Missionen haben zwei Druckereien und eine lithographische Presse, als mächtige Hülfsmittel zur Verbreitung göttlichen Lichtes, und etwa 60 Schulen, worin an 3000 Kinder täglich das Wort lesen und lesen lernen,

und im Christenthum unterrichtet werden. Einige oder alle Missionare predigen den Heiden täglich Christum den Gekreuzigten. Bibeln und Tractate ziehen hinaus, und das Wort Gottes bricht sich nach allen Seiten hin Bahn zu unsterblichen Seelen. Man betet und hält sich an die Verheißungen des Wahrhaftigen, und an Mitteln (Missionare ausgenommen) um für die Sache Zions hier auf ähnliche Weise noch Tausendmal mehr zu thun fehlt es nicht. Das ist was Schönes und wir freuen uns dessen.

„Allein es ist etwas in unserer schwachen Natur, oder in der verborgenen Tücke unsers Feindes, das selbst bei der Betrachtung dieses Schönen und während wir Gott dafür preisen, uns einen tödtlichen Schaden zu versetzen droht, indem es unser Gemüth mit dem Wenigen das gethan wird oder worden ist so sehr erfüllt und ergötzt, daß es gar nicht mehr sieht, daß noch fast Alles zu thun ist. Das bringt uns zur Betrachtung des Schmerzlichen.

„Es ist schmerzlich ein so großes Land mit einem solchen Gewimmel unsterblicher Seelen zu sehen, und dabei den großen Mangel an Boten des Lebens.

„Gehen wir von Bombay 70 Meilen die Küste hinab, so sehen wir da zwei Missionare. Vierzehn Meilen weiter hinab wieder zwei. Wenden wir uns mehr östlich, so treffen wir in einer Entfernung von etwa 300 Meilen einen Missionar, der aber vornehmlich als Caplan unter Europäern wirkt. Gerade nach Osten hin wohnt der nächste Missionar etwa 1000 Meilen von uns. In einer etwas nördlichern Richtung stoßen wir in einer Entfernung von 1300 Meilen an den Ufern des Ganges auf 10 oder 12 Missionare in einer Strecke von etwas mehr als so vielen Meilen. Von da nördlich, fast in derselben Entfernung von uns, erblicken wir drei, vier oder fünf mehr in Zwischenräumen von fast eben so vielen Hundert Meilen.

„Doch beschränken wir unsern Blick. Hier sind die Mahratta's, die man auf 12,000,000 schätzt; und unter ihnen sind jetzt sechs Missionare, vier von der schottischen

Missionsgesellschaft und zwei von unserer. Das ist ein Missionar zu 2,000,000 Seelen. Und um diese 12,000,000 mit dem Worte Gottes, mit Tractaten und Schulbüchern zu versehen, ist eine kleine Buchdruckerei vorhanden. Es sind nun etwa 12 Jahre seit die hiesige Mission in sehr geringem Grade angefangen hat einigen aus dieser großen Menge die Wahrheit beizubringen. Erwägen wir diese Thatsachen wohl.

„Während dieser zwölf Jahre haben sich die Hülfsmittel zu Ertheilung christlichen Unterrichts unter diesem Volke so vermehrt und ausgebildet, daß ich nicht glaube zu viel zu sagen wenn ich behaupte, daß ein jetzt hier ankommender Missionar in einem gleichen Zeitraume in Verbreitung christlicher Erkenntniß zehnmal so viel zu thun vermag, als einer der vor zwölf Jahren hieher kam. Damals gab es noch keine Schule worin katechisirt und gelehrt ward, keine Kirche, keine Bibeln und Tractate zu vertheilen. Jetzt haben wir eine Kirche, mehr als dreißig Schulzimmer, Bibeln und Tractate zur Verbreitung; während Hunderte von Städten und Dörfern mit allem Ernst und Nachdruck der Beredtsamkeit, wie sie nur das schmachtendste Bedürfniß einzuflößen vermag, um mehr Missionsschulen anhalten, Millionen von Menschen nach Bibeln, nach Tractaten und nach der Predigt verlangen, und viele der größten und volkreichsten Städte um Missionsniederlassungen bitten. Wenn auch einige dieser Ortschaften zur Aufnahme von Missionarien noch nicht ganz bereit sind, so sind es doch gewiß andere, und mit der Zeit werden es ohne Zweifel alle werden; bereits sind alle, auf verschiedene Weise, den christlichen Büchern zugänglich.

„Welche Zahl von christlichen Büchern könnte nicht unter solchen Umständen und mit solchen Hülfsmitteln geschrieben, gedruckt und vertheilt werden! welche Zahl von Kindern könnte nicht das Wort Gottes lesen lernen und katechisirt werden! und wie vielen ins Verderben fahrenden Sündern könnte nicht der Weg zum Kreuze Jesu ge-

wiesen werden, wenn nur genug Missionare da wären! Ist es nicht schmerzlich solche Gelegenheiten zu Missionsarbeiten beinahe unbenützt vor sich zu sehen? Ist nicht hier ein weites fruchtbares Gefilde aufgepflügt und bereit zur Aufnahme des guten Samens? und wartet nicht der Same nur der Säer um ihn auszustreuen? Was würden wir von dem Landmann halten, der sich von einem solchen Acker wegwendete und den Samen ungesäet ließe; dann etwa zu einer öden Heide ginge, wo noch fast alles zu thun ist ehe gesäet werden kann?"

Als im Jahr 1827 die Missionarien Allen und Stone mit der Lehrerin Cynthia Farcar anlangten, fanden sie die Mission in Hoffnung gebendem Zustande und die Schulen in gutem Fortgange mit mehr als 1600 Schülern, und die Heiden fingen an, besonders die Gebildeten unter ihnen, über die Arbeit der Mission beunruhigt zu werden, aber auch nach der seligmachenden Wahrheit zu fragen. Diese Nachrichten ermuthigte die Gesellschaft noch weitere Sendboten, Hervey, Read und Ramsey nachzusenden, so daß mit dem Anfang 1831 die Station wieder gerüsteter da stand als je. Allein fast sogleich fing auch der Tod wieder an, die Streiter wegzuraffen; zuerst mehrere Frauen, dann Miss. Garrett. — Um die Zeit seines Todes war die kleine Gemeinde durch die Bekehrung einiger Heiden und den Uebertritt römischer Katholiken auf 19 Seelen angewachsen. Sie feierte unter großem Zulaufe von Neugierigen das heilige Abendmahl in der Mahratta-Sprache. Jetzt wurde auch beschlossen, im Innern des Landes eine hochgelegene Stelle für eine Zweigstation zu wählen. Es war Ahmednuggur, wohin die Miss. Graves, Read und Hervey im December 1831 sich begaben. Allein der letztgenannte kam nur dahin, um das erste Grab dort zu füllen und der erstgenannte nur, um bald darauf nach America zu reisen. — Zugleich aber mußten die Posten in Tanna und Mahim wieder verlassen werden. Auch die fernere Geschichte dieser Mission würde uns nur ein Register von Todesfällen und

Verstärkungen, von Schulen und gedruckten und verbreiteten Schriften oder trockener Reisetagebücher darbieten. Wir begnügen uns daher etwas Weniges aus ihrer neuesten Geschichte in den letzten Jahren zu melden.

Im Jahr 1842 gibt Miss. Hume folgende Nachrichten:

„8. April 1842. Uschtume. Ich kam mit Missionar Mitchell von der schottischen Mission hier an. Wir besuchten einen reichen Juden, Samuel, der uns freundlich willkommen hieß. Abends kamen mehrere Juden herzu, die wir aufforderten ihre Bedenken vorzubringen, damit wir sie beantworten könnten. Eines der ersten war: Moses sprach: „Einen Propheten wie mich wird der HErr dein Gott dir erwecken, aus dir und aus deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen." Moses war nicht Gott; wie konnte Christus, wenn er eine göttliche Person war, wie Moses seyn? — Ferner wurde eingewendet, daß nach der Zukunft des Messias kein Krieg mehr seyn werde. Die Menschen „werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln schmieden" u. s. w. Auch frugen sie uns warum wir keine Beschneidung hätten, da wir doch das Alte Testament annehmen. Sie schienen das Gewicht unserer Entgegnungen auf diese und andere Fragen einigermaßen zu fühlen; aber es war nur zu deutlich, daß die Decke noch über ihren Augen hing.

„Die Israeliten dieses Landes verdienen wirklich unsere Theilnahme. Ihre Willigkeit zu hören und auf religiöse Gegenstände einzugehen ist uns oft recht aufmunternd. Sie sind sehr begierig nach dem Alten Testament, mitunter auch nach dem Neuen. Sie betrachten die Missiongre als ihre Freunde, und sie kommen oft mit uns zu sprechen und Bücher zu holen. Besuchen wir sie in ihren Dörfern, so nehmen sie uns meist sehr freundlich auf.

„9. April. Revadunda. Hier sind die Ruinen mehrerer großer Kirchen der Portugiesen. In einer derselben schlugen wir unsere Wohnung auf. Unter denen die um Bücher kamen waren mehrere die in der Schule

gelehrt wurden, welche vormals von unserer Mission hier erhalten worden war. Einige erinnerten sich meines vorjährigen Besuches, und brachten auf mein Verlangen die damals empfangenen Bücher, die sie sorgfältig aufbewahrt hatten. Da es der Juden Sabbath war, verfügten wir uns Abends 5 Uhr nach ihrer Synagoge, und begegneten unterwegs einer Anzahl die uns eben besuchen wollten. Der Eingang in die Synagoge wurde uns jedoch versagt, es sey denn wir ziehen die Schuhe aus, was wir nicht thun wollten.

„21. April. Bombay. Auf dem Heimweg von einer Versammlung sah ich diesen Abend in einiger Entfernung von der Straße eine Gesellschaft von Hindus; und da ich eine Gelegenheit zur Verkündigung der Wahrheit wünschte, ging ich zu ihnen hin und fand da 30—40 Personen um ein flammendes Licht sitzen, denen einige Männer von Punderpur, einer heiligen Stadt im Innern, die Geschichte Vittoba's erzählten. Ich fragte die Leute ob ihnen das gefalle. „Ja," erwiederten sie. Ich: „Wer war Vittoba?" Antwort: „Ein Gott." Frage: „Was hat er für euch gethan?" Antwort: „Durch Wiederholung seines Namens werden wir selig." Frage: „Warum ist er und die andern Hindu-Götter Fleisch geworden?" Antwort: „Um die Gottlosen umzubringen." Frage: „Wirklich? was haben also wir Sünder von ihnen zu hoffen? Thaten sie doch keine Genugthuung für Sünden; kamen nicht Sünder zu retten, sondern umzubringen. Durch sie also können die Sünder nicht selig werden. Darum hört mir zu: ich will euch von einem erzählen, welcher nicht kam die Sünder zu verderben, sondern zu retten."

„28. April. Da ich in einer offenen Verandah einen Mann mit Büchern erblickte, ging ich hin zu sehen was es für wären. Er zeigte mir zwei, wiewohl unwillig, indem er ein drittes heimlich verbarg. Ich bat ihn, mir auch dieses zu zeigen; aber er sagte, er habe keines mehr. Als ich ihm sagte was ich bemerkt, erwiederte er, es sey kein Buch das mir zu sehen gezieme. Ich verwunderte mich, daß er ein solches

Buch lese, wiederholte aber meine Bitte, um selber darüber urtheilen zu können. Endlich gab er mirs mit einigem Zögern. Es war eine Schrift zum Preise Holi's, eines der abscheulichsten Hindu-Feste, mit dahin gehörigen Liedern. Ich äußerte mein Bedauern ein solches Buch bei ihm zu finden, und überredete ihn bald es gegen einen christlichen Tractat zu vertauschen. Die Eingebornen bedienen sich nun der Presse zur Vervielfältigung ihrer liebsten Werke, deren Viele den allerentsittlichendsten Einfluß zu üben geeignet sind.

„27. August. In einem Gespräch mit einem gelehrten Brahminen kam heute die Rede auf die Muntras. Es sind dies geheimnißvolle Wörter oder Phrasen, meist aus ihren heiligen Büchern, mit gewissen Ceremonien ausgesprochen. Es gibt solcher sehr viele, deren einige von Brahminen, andere von Leuten niederer Kaste gebraucht werden. Auf meine Frage über den Nutzen des Aussprechens derselben antwortete der Brahmine: „Dadurch erwerben wir uns großes Verdienst und machen die Götter unsern Wünschen unterthan." Frage: „Wie vielerlei Muntras könnet ihr aussprechen?" Antwort: „Nicht gar viele, vielleicht fünfundzwanzig." Frage: „Und durch Aussprechen derselben können sich also die Brahminen der Erfüllung aller ihrer Wünsche versichern?" Antwort: „Freilich; sie können ihre Feinde vertilgen, feindliche Heere schlagen" u. s. w. Frage: „Warum haben sie denn ihr Land von den Engländern einnehmen lassen? Zur Zeit Peischwa's standen die Brahminen sehr in Gunsten und hohen Ehren; warum waren sie so undankbar und gegen ihren eigenen Vortheil so nachläßig, daß sie ihn überwinden ließen, während sie ihm doch so leicht den Sieg hätten sichern können?" Antwort: „Die Brahminen sind jetzt im Verfall. Sie können sich nur schwer noch ihren Unterhalt verschaffen; sie müssen den Europäern Dienste thun und sich ihren Befehlen unterwerfen — was der Brahminen durchaus unwürdig ist." Frage: „Und ist denn gar nicht zu helfen? würde der fleißige Gebrauch

der Muntras auch nicht von allem diesem Unglück befreien?" Antwort: „Wohl; allein die Brahminen sind sündhaft geworden." Frage: „Und können die Muntras nicht von Sünden befreien?" Antwort: „O ja." Frage: „So steht also die Macht der Befreiung ganz bei euch, und ihr habt euch alles Unheil selbst zuzuschreiben. Warum befreit ihr euch denn nicht sogleich von dem Dienstzwang? Warum verschafft ihr euch nicht Reichthum und Ehre und alles was ihr wollt?" Antwort: „Wir sind ein träges, ausgeartetes Geschlecht worden. Der rechte Gebrauch der Muntras erfordert Fasten und andere Arten von Selbstverleugnung, und wir haben keinen Geschmack an solchen Dingen."

„Des Brahminen Herrlichkeit schwindet wirklich schnell dahin. Er gibt sich zwar noch stets für göttlich aus; ist aber genöthigt Beschäftigung und selbst Almosen bei denen zu suchen, die ihn und seine Ansprüche mit Verachtung behandeln. Während einige der andern Kasten sich Wohlstand, Einsicht und Ansehen verschaffen, sinken die Brahminen immer tiefer hinab.

„14. Nov. Bassin. Dies ist ein großes Dorf, etwa 40 Meilen von Bombay, und einst sehr bedeutend. Es sind jetzt fünf Schulen dort, und viele der Eingebornen können lesen. Seit zwei Tagen kommen die Leute beständig mit uns zu sprechen und Bücher zu erhalten. Ein Mann sagte, nachdem er uns eine Weile zugehört, ganz wahr: „Ihr kommt nur von Zeit zu Zeit hieher; die Brahminen aber sind immer hier und haben also den Vortheil. Sobald ihr fort seyd sagen sie den Leuten diese Tractate taugen nichts, und alles was ihr sagt sey nicht wahr. Es sollte Einer hier zu wohnen kommen."

„19. Dec. Bhundy. Bald nach meiner Ankunft dahier kam ein Mann zu mir, der offenbar viel von sich selber hält, und frug in zornigem Tone, ob ich das für recht halte, daß ich die Leute lehre die Religion ihrer Väter zu verlassen. Ich erwiederte: „Wenn die Menschen Gott verlassen haben, so ist es ohne Zweifel recht sie zu

ermahnen zu ihm zurückzukehren. Sind sie Sünder und dem Verderben bloß gestellt, so ist es recht sie zu belehren, wie sie mit Gott versöhnt werden können." Er: „Wer ist Gott?" Ich: „Der alle Dinge erschaffen hat, der ist Gott." Er: „Nein; Alles ist Gott. Ich bin Gott." Nun zeigte ich ihm und den Umstehenden wie ungereimt und irrig es sey Gott mit dem was er geschaffen zu verwechseln. Er bat jetzt um einen Tractat, und ich gab ihm einen, der am wenigsten seinen Widerwillen erregen konnte. Bald nachdem er fort war brachte Jemand einige zerrissene Blätter dieses Tractats, indem er sagte, der Mann, der ihn empfangen, habe ihn zerrissen und weggeworfen. — Sowohl derjenige, der die Blätter brachte, als auch die Umstehenden äußerten ihr Erstaunen und ihren Unwillen über solches Betragen. Ich erinnerte sie an seine Behauptung, daß er Gott sey, und bemerkte wie wenig sein Betragen mit dieser Erklärung übereinstimme. Die Begebenheit schien im Allgemeinen einen guten Eindruck zu machen. Dies ist der erste Tractat den ich seit meiner Ankunft in Indien habe muthwilligerweise zerreißen sehen, und ich bin überzeugt, daß es sehr selten vorkommt."

Im folgenden Jahre durfte er Erfreulicheres melden, als diese Mission seit lange erlebt, nämlich die Taufe von vier Heiden. Er gibt von zweien derselben, Nantschery und Kassiba die Kunde:

„Nantschery ist eine verständige junge Frau, die mehrere Jahre in der Familien-Kostschule, zuerst als Schülerin, dann als Lehrerin, gewesen war. Sie war schon lange von der Wahrheit des Christenthums völlig überzeugt, fühlte auch oft die Nothwendigkeit der Selbstaneignung. Eine Zeitlang wollte sie sich überreden, sie könne den Heiland lieben und ihm dienen, ohne ihn offen vor der Welt zu bekennen; oder wenigstens sie könne eine Christin heißen ohne durch die Taufe und den Genuß des Abendmahls die Kaste zu verlieren. Sie wünschte die Kaste wegen ihres alten Vaters zu behalten, der sonst

Niemand hat der für ihn sorgt, und welcher erklärte, er könne nicht bei ihr wohnen wenn sie getauft würde. Was sie selbst betraf, so war sie ganz bereit um Jesu willen Schmach und Verfolgung zu erdulden.

„Sie verweilte einige Zeit in diesem Zustande; allein ihr Gemüth war nicht beruhiget, sie war nicht vergnügt. Allmählig jedoch wurde es ihr klarer was sie zu thun habe, und sie erkannte die Nothwendigkeit ihren Heiland öffentlich zu bekennen, welcher Art auch die Opfer seyen die dieser Schritt erheische. Von da an erfuhr sie manche Tröstungen des Evangeliums. Friede und Freude blickten aus ihrem Angesicht. Die Verheißung des hundertfältig Nehmens scheint an ihr erfüllt worden zu seyn.

„Ein Jüngling Namens Kassiba, der am 29. Januar ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens an Christum ablegte, war offener und heftiger Verfolgung ausgesetzt. Er war früher in der Armee, wurde aber in Folge eines Beinbruchs entlassen. Er erhält nun von der Regierung einen Gnadengehalt. Vor einiger Zeit hielt er in Bombay eine Schule auf eigene Rechnung. Es sind nun bald drei Monate daß er um die Taufe bat, und seitdem ist er fast täglich zu uns in Unterricht gekommen. Seine Schule hörte auf sobald es verlautete er wolle ein Christ werden. Er hat viel Verfolgung erlitten, und seit seiner Taufe war er genöthigt zu uns zu flüchten.

„Diese Taufen haben eine große Gährung verursacht. Unsere beste Mädchenschule ist dadurch aufgehoben worden. Die Lehrerin hatte vielen Unterricht genossen; sie hatte etwas von der Macht der Wahrheit erfahren, und schon hofften wir sie bald dem Volke Gottes beizählen zu können. Allein ihre Umgebungen waren um sie so besorgt, daß sie ihr wehrten ferner zu uns zu kommen. Die Eltern ihrer Schülerinnen waren meist von derselben Kaste mit Nantschery, und sie fürchteten ihre Kinder möchten ebenfalls bekehrt werden. Zwei unserer Knabenschulen haben

durch diese Aufregung gleichfalls gelitten. Dem Kassiba ist gemeldet worden, daß wenn er zum Hinduismus zurückkehren wolle, die Leute Geld sammeln würden um eine große Sühnung für ihn anzustellen, damit er wieder zu seiner Kaste gelangen könne. Der Lehrer von einer der Schulen, ein hoffnungsvoller junger Mann, der nach der Taufe verlangt, wurde überredet seine jetzige Stelle aufzugeben, und man versprach ihm eine große Schule mit höherm Gehalt."

Bald nach dieser Freudenbotschaft folgt eine andere:

„Die alte Gopi, seit mehrern Jahren ein Mitglied unserer Missionsgemeinde, war eine treue wahrhafte Christin, welcher das Heil ihrer Nachbaren ernstlich am Herzen lag. Sie brachte gewöhnlich am Sonntag einige Personen zur Kirche mit. Oefters kam sie in der Woche mit einigen ihrer Bekannten zu uns, damit sie Unterweisung erhielten. Bald nach ihrer Bekehrung besuchte sie ihr Heimathsdorf, um ihre Leute dort mit dem Evangelio bekannt zu machen. Wer sie nur kannte, ehrte sie und vertraute ihr. Wir freuten uns stets sie zu sehen, und ihr freudiger einfältiger Glaube ermunterte und tröstete uns oft. Am 29. des vorigen Monats ward sie von der Cholera weggerafft. Sie sagte, sie fürchte sich nicht zu sterben. Vor ihrem Heimgang wiederholte sie oft den Namen des hochgelobten Erlösers, und sprach ihre Zuversicht zu Ihm aus. Durch Ihn hatte der Tod für sie keinen Stachel mehr."

„Wir kennen nicht viele die ein wahres Verlangen nach ihrem geistlichen Wohl kund geben. Ein achtbarer Hindu von guter Kaste und wohl erzogen erklärt das Christenthum angenommen zu haben und nach der Taufe zu verlangen. Wir hoffen ihn mit der Zeit aufnehmen zu können. Ein ansprechender Jüngling äußerte eine Zeit lang den Wunsch getauft zu werden, und wir hatten beschlossen ihn aufzunehmen; allein er trat wieder zurück ehe die Zeit kam. Indeß kommt er immer noch zu uns und könnte sich doch noch entschließen um Jesu willen Schmach und Verfolgung zu leiden. Ein Moslem von guter Ge-

burt kam etwa drei Monate lang fast täglich zu mir in Unterricht und verlangte sehr getauft zu werden. Allein er schien nicht vom Geiste Gottes gelehrt, so daß wir ihn nicht aufnehmen konnten. Als er sah daß wir mit der Taufe zögerten, und daß ihm das christliche Bekenntniß wohl keinen zeitlichen Gewinn bringen würde, hörte er zuletzt auf mich zu besuchen."

Eine Reise nach Goa und ins südliche Konkan mag hier stehen, als Erinnerung an die ehemalige Thätigkeit der römischen Kirche in Indien und als Beweis wie viel noch heute dort zu thun ist:

Am 1. Jan. 1844 kam Miss. Hume in Neu-Goa, dem Ort wohin er sich in Bombay eingeschifft hatte, an. Er bemerkt von dieser Stadt: „Dem Fremden, der lange Zeit nur Hindu Städte und Dörfer zu sehen gewohnt war, muß alsobald die größere Reinlichkeit und Schönheit dieser Stadt auffallen. Sie liegt an einem sehr schönen Fluß, hat einen guten Hafen, und wäre, wenn im Besitz der Engländer, eine wichtige Handelsstadt." Allein weit anziehender als dieser Ort ist das drei Meilen davon entfernte Alt-Goa. Diese Stadt wurde im Jahr 1510 von ihren jetzigen Besitzern erobert, und war lange Zeit die europäische Hauptstadt Indiens. Jetzt aber zeugen nur noch ihre Ruinen von ihrem frühern Glanz. Noch gehört ihr ein kleines Gebiet zu; aber die Niederlassung ist von der Regierung in Lissabon fast gänzlich vernachläßigt. Die Masse des Volks in der Umgegend von Goa spricht portugiesisch und bekennt sich zur römischen Kirche. Unter ihnen aber wohnen sehr viele Hindus, die ein verdorbenes Mahratta reden.

„Kaum hatte ich mich in einem leeren Hause, das mir angewiesen wurde, niedergelassen, als sich Leute, vornehmlich Hindus, um Bücher bei mir meldeten, und mit Freuden begann ich unter ihnen die Verbreitung von Bibeln und Tractaten. Ich zeigte ihnen welches Recht Gott an unsere Liebe und unsern Dienst habe, und wie ungenügend alle Mittel zur Seligkeit seyen, außer dem Einen

im Evangelio geoffenbarten. Hierauf gab ich einige Bücher an diejenigen, welche ich hauptsächlich angeredet; die Andern wies ich an, morgen wieder zu kommen.

„Vor Allen sprach mich ein alter achtbar aussehender Hindu an, der, nachdem er mir eine Weile aufmerksam zugehört, mit vieler Empfindung äußerte, alles was ich gesprochen habe sey wahr; ihrer keiner kenne Gott, noch wüßten sie wie sie ihm dienen sollten. Dann bat er mich um ein Buch, das ihm den Weg des Heils weise.

„2. Januar. Eine Menge Katholiken und Hindus besuchten mich in meiner Wohnung. Sie begrüßten mich, nicht als einen Feind der gekommen ist ihren Glauben zu rauben und allem was ihnen theuer ist den Krieg zu erklären, sondern als einen Boten freudiger Kunde, als einen der gekommen ist ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. Unter den Besuchenden waren einige Parsis und einige Gudscherat-Leute. Es freute mich sie so begierig nach Büchern zu sehen und so willig mich anzuhören.

„3. Jan. Diesen Morgen besuchte ich die Pfarrkirche, deren heidnisches Gepräge mir auffiel. Die kleine in Seide und Goldschaum gekleidete Wachspuppe, welche das Kind Jesus nach seiner Geburt vorstellen sollte, war noch zu sehen, so wie eine hübsche Anzahl von Pferdlein und Kühlein, die damals im Stalle waren. Die Bilder waren nach Art der Götzen in Hindu-Tempeln mit Blumen geschmückt. Vor mehrern derselben brannten Lichter, wie man das auch in Hindu-Tempeln sieht. In der Kirche knieten drei oder vier Frauen, und bald trat auch der Priester herein um die Messe zu lesen. Er schien mir mit seinem Gemurmel, seinen Bücklingen, Kniebeugungen, Wendungen, Schwingungen der Hände und des Kelches u. s. w. ganz dem Brahminen mit seinen Muntras und übrigen abergläubischen Ceremonien ähnlich. Die ihm zur Hand stehenden Knaben staunten mich die ganze Zeit an, und zeigten so, wie wenig Antheil sie an ihrer eigenen Beschäftigung nahmen.

„Es war bald 9 Uhr als ich nach Hause kam, und

fand meine Wohnung nicht nur von Hindus belagert, die ich auf diese Stunde eingeladen hatte, sondern auch von Katholiken. Da es wohlgethan schien bei der gestrigen Bestimmung zu bleiben, (wonach beide Parteien zu verschiedenen Stunden kommen sollten) so stellte ich mich gegen alle Bitten der Letztern taub und gab mich ausschließlich mit den Hindus ab. Nachdem ich eine Weile zu ihnen geredet und denen die lesen konnten Bücher gegeben hatte, verabschiedete ich sie und begann nun unter den Katholiken auszutheilen, deren noch immer mehrere da waren. Den Tag über kamen einige Offiziere, so wie einige Geistliche, und baten um Tractate und Testamente. Mehrere schriftliche Bücherbegehren konnte ich meist nicht mehr befriedigen, da gegen 4 Uhr mein ganzer Vorrath von portugiesischen Tractaten und Testamenten bis auf wenige von jeder Sorte, die ich für andere Orte sparen wollte, vergriffen war. Ich glaubte einen hinlänglichen Vorrath mitgebracht zu haben; allein die Nachfrage war noch lange nicht gestillt. Die an der Thüre wartende Menge ging sehr ungerne mit leeren Händen fort, und als ich Abends im Orte herum ging, fragten mich mehrere achtbare Personen ob nicht noch ein Testament zu haben wäre.

„4. Jan. Ich hielt fast den ganzen Tag mein Zimmer verschlossen und redete mit den sich versammelnden durch das Fenster. Viele achtbar aussehende Katholiken, worunter einige Geistliche, baten um Bücher, die Meisten aber umsonst; bei Einzelnen ließ ich mich jedoch bewegen den für andere Orte aufgesparten kleinen Vorrath anzugreifen. Meine meiste Zeit war den Hindus gewidmet, deren Verlangen nach Büchern ich zu befriedigen vermochte, und denen ich die Botschaft des Heils auch verständlicher machen konnte.

„5. Jan. Diesen Morgen ging ich Alt-Goa besuchen, und besah unterwegs die verschiedenen katholischen Kirchen. In der dritten fiel mir insbesondere das Bild des Heilandes auf, der als Jüngling in Seide gekleidet und reichlich mit Goldschaum geschmückt, auch mit Krausen

vornen und um den Hals dargestellt ist. In einer Hand hielt er Blumen, wie die Hindus sie ihren Götzen beigeben, und in der andern eine kleine Papierfahne. In allen Kirchen waren Bilder die Menge, und viele derselben mit Blumen verziert wie die Hindu-Götzen. In jeder Kirche waren einige Frauen die von einander getrennt knieten, oder sich bückend den Boden küßten, fast wie die Anbeter in Hindu-Tempeln.

„Von Goa, wie es zur Zeit der portugiesischen Macht da gestanden, sind nur noch die Kirchen und Klöster vorhanden, und auch diese sind im Verfall. Schon ihre Größe ist geeignet Eindruck zu machen; noch mehr überraschte mich aber ihre Pracht, deren Ueberbleibsel alle meine Erwartungen weit überstiegen. Buchanan, der diese Stadt im Jahr 1808 besuchte, sagt davon: Goa ist ganz eigentlich eine Stadt der Kirchen, zu deren Bau der Reichthum ganzer Provinzen verwendet worden zu seyn scheint. Die alten Bauwerke dieses Ortes übertreffen alles weit, sowohl an Größe als Geschmack, was in neuerer Zeit in irgend einem andern Theile des Ostens versucht worden ist.

„Die Klöster wurden im Jahr 1835 von der Regierung aufgehoben, und bald werden diese einst so prachtvollen Gebäude nur noch Ruinen seyn. Was von Schmuck gerettet werden konnte wurde fortgetragen, und jedes Kloster hat jetzt nur noch einen Bewohner.

„Als bei Aufhebung der Klöster die Mönche zerstreut wurden, war es den Nonnen des Klosters Sta. Monica vergönnt zu bleiben. Es sind ihrer dermalen 21; und da seit einigen Jahren keine neuen aufgenommen werden, so muß die Stiftung auch bald erlöschen. Es hat für den Besuchenden wenig Anziehendes; es wäre denn die Musik der Nonnen, in welcher sie sich täglich üben. Mehrere ihrer Arbeiten, als Rosenkränze, Geldbeutel, Kuchen, Süßigkeiten u. s. w. werden am Eingang zum Verkauf ausgestellt.

„Das Domstift ist bei weitem nicht mehr was es war.

Priester hat es immer noch an die zwanzig. Beim Eintritt fand ich ihrer etwa ein Dutzend mit Messehalten beschäftigt. Keine Beter auf den Knien — haben sie ja nicht einmal eine Gemeinde. Die Stadt mit allen ihren Bewohnern ist dahin! Die Priester sind nun ihre eigenen Zuhörer, und ihr Hauptgeschäft scheint das tägliche Messelesen zu seyn. An Festtagen wird der Dom geschmückt; er werden mehr Lichter angezündet, die schönern Bilder und Geschmeide zur Schau gestellt, und Leute kommen daran ihre Augen zu weiden!

„Es ist auch eine schöne Kirche hier die den Jesuiten gehörte; und hier wird die feierliche Einsetzung der neuen Vicekönige ins Amt vollzogen. Allein diese Kirche hat ihre dermalige Bedeutung vorzüglich davon, daß sie das Grab des Apostels der Indier, St. Franciscus Xavier, enthält, dessen Leiche im Jahr 1554 von Malacca nach Goa gebracht wurde. Man sagt sie sey noch völlig wohl erhalten und unverändert. Allein es ist keinem Neugierigen je gestattet sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Sage zu überzeugen.

„Der Festtag dieses Heiligen am 3. December wird von allen Katholiken dieser Gegend feierlichst begangen. Der Erzbischof hält am Hochaltar in Gegenwart des Statthalters, aller Regierungsbeamten und einer ungeheuern Volksmenge, Hochmesse; auch wird die Lobrede des Heiligen verkündigt. Seinen Gebeten wird große Kraft zugeschrieben.

„Doch die größte Wichtigkeit von allem was ich in Goa sah hatte für mich die Stätte, auf welcher die Inquisition einst stand. Von dieser aber ist jetzt nichts mehr übrig als die Grundlage. Die unterirdischen Zellen, einst die Wohnungen der Verurtheilten, sind beinahe mit Schutt aufgefüllt und von Unkraut und Gesträuch überwachsen. Diese Inquisition wurde im Jahr 1560 errichtet und im Jahr 1812 zerstört. Wenig ahneten ihre Erbauer ein solches Ende; wenig ahneten sie, daß einst auf ihrem Schutt protestantische Missionare umher treten und Bibeln

und Tractate furchtlos und unbeläftigt nicht allein unter dem Volke, sondern selbst unter ihren Geistlichen, von ihren Kirchen und Klöstern umgeben, austheilen würden. Wahrlich, der HErr, der Allmächtige herrscht, und alles was sich gegen Ihn und seine Sache erhebt wird auf ewig zu Grunde gehen!"

Das südliche Konkan erstreckt sich vom Gebiete Goa bis Bombay und vom Meer bis an die Ghats, der Länge nach etwa 230 Meilen und in der Breite von 30 bis 50. Vom Gebirge herab durchströmen mehrere Flüsse das Land und ergießen sich in die zahlreichen Buchten der Küste. An diesen Buchten, so wie an den Stellen wo die Flüsse schiffbar werden, finden sich bedeutende Handelsorte, die hauptsächlich mit Bombay im Verkehr stehen. Die Bevölkerung besteht meist aus Hindus und Muhammedanern; jene sprechen Mahratta, diese Hindustanisch; doch verstehen die meisten Muhammedaner auch Mahratta. Letztere finden sich mehrentheils an Handelsplätzen, nicht selten auf den Schiffen der Eingebornen. — In seinem Bericht meldet Miss. Hume:

„In dieser ganzen Gegend findet sich nicht ein einziger Missionar; und doch enthalten wenige Theile der Heidenwelt eine so verständige Bevölkerung. Die Brahminen sind sehr zahlreich, können meist lesen, und geben sich Mühe auch andere Classen lesen zu lehren. Es sind schöne, verständige und einnehmende Menschen. Zur Zeit der Peschwas besaßen sie großen Einfluß, und manche bekleiden nun in verschiedenen Theilen Indiens wichtige Stellen. Da sie so zahlreich sind, so übt der Kastenstolz nicht denselben Einfluß unter ihnen wie da wo ihrer weniger sind und wo sie vom Volk mit Furcht und Verehrung betrachtet werden.

„Man meint manchmal es sey weniger Hoffnung daß Brahminen sich bekehren als Andere. Allein auf dieser Seite Indiens standen bisher die Bekehrungen von Brahminen in einem guten Verhältniß zu denen Anderer. Die Brahminen sind freilich stolzer; aber sie sind auch

weniger unwissend und dumm; sie sind besser im Stande die Beweise zu fassen; und ist einer bekehrt, so wird er im Allgemeinen auch nützlicher seyn. Auch sind bei ihnen weniger Heuchelbekehrungen zu fürchten, da sie durch ihr Christenbekenntniß weniger zu hoffen und mehr zu verlieren haben als Andere. Sie haben mehr Charakterfestigkeit und verstehen leichter was Bekehrung ist.

„Kommt man von Goa in das englische Gebiet, so ist die Volksverschiedenheit sehr überraschend. Man sieht keine Katholiken mehr; statt des Sprachgemischs hört man rein Mahratta; und der Missionar sieht sich alsobald von verständigen Hindu-Zuhörern umringt, die seine Anreden verstehen, und deren Viele nach seinen Büchern begierig sind und sie lesen können."

Von seinem Besuch in Malwun am 14. und 15. Januar schreibt Hr. Hume:

„Sieben Schulen mit ihren Lehrern kamen mich um Bücher zu bitten. Eine derselben wird von der Regierung, die andern von den Einwohnern erhalten. Während ich die Schüler anredete, kamen noch viele andere Zuhörer herbei. Dies ist ein großer Ort, und ich hatte herrliche Gelegenheiten Schriften zu vertheilen und das Evangelium zu predigen.

16. Januar. In Atschera. „Hier angekommen, wurde ich zum Rameschwur-Tempel geführt, wo eine Herberge für Reisende ist. Die Musik, die vielen Anwesenden und das bessere Aussehen des Ortes überzeugte mich bald, daß dem Götzen hier weit mehr Ehre widerfährt als den meisten andern dieser Art; und bald vernahm ich auch die Ursache dieses Vorzugs. Die Regierung gibt 4500 Rupien jährlich zur Unterhaltung dieses Tempels. Diese Summe wurde zuerst von der Hindu-Regierung gegeben, und die englische ist ihr nachgefolgt. Dieselbe Gunst genießen noch viele Heiden-Tempel in Indien.

„Diesen Morgen riethen mir mehrere Leute in den nahen Haupttempel zu gehen, um sie anzureden und

Bücher auszutheilen. Ich ging sogleich hin und fand einen schönen großen offenen Platz. Alle schienen froh zu seyn mich hören zu können; nur ein Brahmine, etwas gereiften Alters und guten Verstandes, schien sehr mißvergnügt darüber, daß die Hindu-Religion als eine falsche dargestellt werden sollte, und ich war ganz auf Widerstand von ihm gefaßt.

19. Januar. In Munga. „Ich übernachtete in Tamana, einem kleinen Orte, wo nur Wenige lesen können. Der Haupttempel genießt von der Regierung 150 Rupien jährlich. Der Gott, sagen die Leute, sey nicht wie gewöhnlich von den Brahminen in das Bild gebracht worden. Das Bild sey überhaupt nicht von Menschen gemacht, sondern wie es ist plötzlich aus der Erde gekommen.

„Unter denen die hier Abends Tractate empfingen war ein junger Brahmine aus einem benachbarten Dorfe, der mich sehr ansprach und dem ich ein Exemplar der Einleitung in die Bibel gab. Früh am andern Morgen kam er wieder mit mehrern Leuten seines Dorfes und fragte ob er das in der erhaltenen Schrift erwähnte Buch, welches die Verheißung des in der Welt zu erscheinenden Erlösers enthält, nicht haben könnte. Mit Vergnügen gewährte ich ihm seine Bitte und gab ihm das erste Buch Mosis und ein Neues Testament. Er versprach beide aufmerksam zu lesen und mich zu besuchen wenn er nach Bombay komme.

22. Januar. In Radschapur. „Dies ist eine der größten Städte im südlichen Konkan. Zwei Tage war es mir hier gegönnt das Evangelium großen Schaaren zu verkündigen. Viele Muhammedaner baten um Bücher und gaben der göttlichen Wahrheit ein willigeres Gehör als es bei dieser Menschenklasse gewöhnlich der Fall ist.

„Im Gespräch mit den Hindus hatte ich manche Beweise ihrer schrecklichen geistlichen Blindheit. Mehrere aus einer Gesellschaft vertheidigten den Götzendienst aus dem Grunde, daß alles was wir um uns erblicken ein Theil

von Gott sey. Ein verständiger alter Brahmine, der das Hauptwort führte, behauptete ganz unbefangen, wir alle seyen ein Theil von Gott; Gott rede durch uns und denke in uns; des Menschen Seele sey göttlich. Auf meine Frage, ob Gott lügen könne, antwortete er verneinend. „Aber Menschen lügen doch, nicht wahr?" fragte ich. „Ja wohl." Ich: „Wenn aber Gott spricht indem sie lügen, so ist es ja doch Gott der da lügt. Dadurch beschuldigt ihr Gott aller Sünden die begangen werden, und macht ihn zum gottlosesten Wesen in der Welt. Hierauf sagte der Alte zu den Umstehenden: „das ist wirklich wahr; es ist klar erwiesen."

Die neueste Kunde gibt uns folgendes Erfreuliche:

„Gestern wurde Warti, Kassiba's Frau, auf das Zeugniß ihres Glaubens hin in der Kirche getauft und in die Missions-Gemeinde aufgenommen. Vor ihrer Verheirathung war sie eine geraume Zeit in der Familienkostschule. Zur Zeit ihrer Heirath betrachteten wir sie nicht als eine Christin; seit einigen Monaten aber war der heilige Geist deutlich wirksam in ihr, und sie sprach den Wunsch aus getauft zu werden. Sie und ihr Gatte führen einen sehr vergnügten Ehestand.

„Heute wurde Rantscheri, auch eine Christin, welche mehrere Jahre in der Mädchenanstalt nützliche Dienste leistete, mit Ram Krischna, einem Katechisten der kirchlichen Mission in Nassik, getraut. Er ist ein ansprechender junger Mann, einer der beiden bekehrten Brahminen, die vor etwa drei Jahren in jener Mission getauft worden waren. Es freute uns ihn die Kaste so weit mißachten zu sehen, daß er es nicht verschmähte eine Frau unter seiner Kaste zu heirathen. Sie ist vielleicht die wohl erzogenste Person ihres Geschlechts im Mahratta-Lande, und in deren Frömmigkeit wir das beste Zutrauen haben. Durch ihre Heirath fiel meiner Gattin ein ziemliches Stück mehr Arbeit zu, und wir haben Niemand der in der Schule so viel zu leisten vermag als Rantscheri.

4. December. „Seit einigen Tagen geht das Ge-

rücht der heilige Ganges sey zu Mahim, 4—5 Meilen nördlich von Bombay zum Vorschein gekommen. Große Volksmengen sind zu Fuß und auf andere Weise hier zusammengeströmt um von dem heiligen Wasser zu trinken und darin zu baden. Es heißt in einer gewissen Quelle sey das Wasser auf einmal ungewöhnlich hoch gestiegen und habe eine weißliche Farbe, wie das des Ganges, angenommen. Alsobald hieß es Ganga sey gekommen, und sofort war das in der ganzen Stadt bekannt.

„Die Leute lassen sich mit dergleichen gerne täuschen. Sie wünschen der Segnungen des Ganges theilhaft zu werden; wenige aber wenden gerne Kosten und Zeit zur Wallfahrt an den heiligen Fluß auf. Alle finden indeß Zeit bis Mahim zu gehen und durch Geschenke an die Brahminen, welche bei der Kunde des Wunders sogleich herbeischwärmten, sich ein wenig Verdienst zu erwerben. Es gilt gleich, ob es wirklich Gangeswasser sey oder nicht; wenn sie nur daran glauben, so kommt es ganz auf dasselbe heraus, es hat dieselbe Wirkung für sie. Diesen Nachmittag ging ich hin das Wunder zu sehen, konnte aber keinen Unterschied zwischen dieser und andern Quellen in der Umgegend gewahr werden. Die Brahminen hielten sehr dringend um ein Geschenk an. Ich sagte ihnen sie hintergingen das Volk; sie gaben es zu, indem sie beifügten, sie seyen eben arm und würden für ein Geschenk sehr dankbar seyn.

„Die Straße war voll von Leuten, welche kamen und gingen. Ein alter blinder Mann, den ich sehr wohl kenne, der von einem Knaben geführt von Haus zu Haus geht und sich durch Verkauf kleiner Artikel ernährt, begegnete mir etwa halbwegs Mahim. Auf meine Frage, wo er gewesen sey, antwortete er: „am Ganga, um von dessen Wasser zu trinken, und darin zu baden." Ich: „ist denn Ganga wirklich gekommen?" Er: „was weiß ich; alle Leute sagen es einmal." Ich: „Und wie viel Geld habt ihr daran gegeben?" Er wollte nicht recht mit der Antwort heraus; doch gestand er endlich, er und sein

Führer hätten zusammen etwa einen Thaler gegeben. Diese Geschichte ist nichts Neues hie zu Lande; der Ganga ist schon hie und da zu verschiedenen Zeiten hervorgebrochen, zur großen Freude des Volkes und zum reichen Gewinn der Brahminen. Periodische Quellen werden vom Volke meist als Besuche des Ganga angesehen."

Wir haben gesehen, daß lange Geduld den Arbeitern dieser Mission auferlegt war, daß sie in ihren Schulen und mit den Hunderttausenden von Schriften recht auf Hoffnung säeten. Die neueren Nachrichten haben uns aber auch gezeigt, daß nicht umsonst eine ganze Schaar von tüchtigen Männern ihre Kräfte an diesem Posten aufrieben oder dort ins Grab sanken. Nicht ihnen allein, sondern dem Zusammenwirken der Arbeiter von mehrern Gesellschaften ist die Veränderung zu danken, welche dort in den letzten Jahren sich bereitete und die wir nach der Kürze zu schildern haben.

Nicht mehr mit dem Lächeln der Verachtung sehen die stolzen Brahminen und reichen Hindus und Parsis den Bemühungen der Missionare zu, sondern sie finden nöthig, sich dagegen zu rüsten. Wie die Americaner, die Schotten, die Engländer, durch das mächtige Werkzeug der Presse und das sichere Mittel der Schulen das alte Gebäude des Hinduthums angreifen, so glauben sie durch heidnische Bildung entgegentreten zu müssen. Sie gaben daher die beliebtesten Religionsbücher ihres Landes im Drucke heraus. Bisher waren sie nur in kostspieligen und schlechtgeschriebenen Handschriften vorhanden. Es wurde jede Sorgfalt angewendet um zu verhüten, daß diese Bücher in die Hände der Missionarien kommen. Zudem gaben sie drei Wochenblätter und ein monatliches als Zeitungen in die Hände des Volkes, alle entschieden feindlich gegen das Christenthum. Drei andere Blätter erscheinen in der Sprache von Gudscherat. Voltaire, Payne und andere europäische Feinde des Evangeliums liefern hier den Heiden die Waffen zu Angriffen auf dasselbe. In Persischer Sprache werden zwei Blätter gegeben. Es

ist zu begreifen, daß zehn solche gedruckte Lästerzungen gegen Christum, die jede Woche oder jeden Monat ihr Gift unter die dichte Bevölkerung spritzen, nicht ohne Wirkung bleiben. Dennoch wirken sie günstig. Denn das Christenthum ist für einen gefährlichen Feind erklärt, es wird gehaßt, nicht verachtet, und so wird es der Untersuchung werth für den Heiden. Die Muhammedaner drucken den Koran, die Parsis das Zendawesta (das lebendige Wort) ihres alten Reformators Zerdusht (Zoroaster). So wird ein Geist der Forschung durch die Vertheidiger der Lüge selbst rege gemacht und es kann nicht fehlen, die lebendige Wahrheit muß siegen. Tausende christlicher Bücher, Englisch, Arabisch, Hindustanisch, Mahratta, Gudscherati, Sanskrit, Persisch, Zend und Pehlwi werden fortwährend verbreitet. Die Schulen bereiten ein Geschlecht vor, das einst kräftig aufstehen und den alten Bann von sich werfen wird, und das weibliche Geschlecht wird in die christliche Bildung mit hineingezogen. Wenden wir uns nun zu einer andern der Gesellschaften die hier in die Kampflinie eintraten.

Es war die kirchliche Missionsgesellschaft von England, die im Jahr 1823 in Hrn. Kenney ihren ersten Missionar in Bombay erscheinen ließ. Wenig läßt sich von seinem Thun berichten; denn kaum hatte er sich eine Schule von 150 Knaben geschaffen, als er nach England krank zurückkehren mußte. Mitchell und Steward waren seine Nachfolger (1826); bald aber stand wiederum Mitchell allein auf dem Platze. Er hoffte in Bassin, nördlich von Bombay, und nachher in Tanna, ein fruchtbareres Arbeitsfeld zu finden. Dort errichtete er Schulen. Endlich mußte auch er dem Klima weichen. Dixon und Farrar folgten. Der Letztere wohnte in Bassin, später in Nassik, der Erstere in Bandera. Für Bombay selbst sollte im Jahr 1839 durch die Ankunft der Missionare Valentine und Robertson gesorgt werden. Die Ernennung des frommen Caplans Carr zum Bischof von Bombay, die Stiftung einer Schule

durch einen edlen Beamten Hrn. Money ließen für die Arbeit festere Unterlagen und bessern Erfolg hoffen. Aber Schularbeit ist langsame Arbeit. Sechshundert Knaben und Mädchen hörten und lasen das Wort des Lebens; aber wer konnte wissen, was auf dem Grunde ihrer verfinsterten Herzen vorging? — Erst 1841 wurde ein Eingeborner getauft. Ihm folgte bald ein Ereigniß, das die Herzen der Missionarien mit frischem Muthe erfüllte: die Taufe von zwei jungen Brahminen, deren Bekehrung aber der Geschichte der Station Nassik angehört. Sie begleiteten Hrn. Valentine auf einer Missionsreise durch 60 Städtchen und Dörfer des umliegenden Landes und halfen das Zeugniß von Christo ausbreiten. Zu Panwell betraten sie mit einander die Synagoge der Juden, dort Beni Israel genannt, wie sie zahlreich umher wohnen. Valentine predigte über die Geschichte Josephs und fand freundlichen Eingang. — Nichts konnte seitdem von dieser Mission berichtet werden, als langsames Vorrücken in vorbereitender Arbeit und Erliegen der Sendboten. Robertson kehrte nach England zurück; Mellon trat an seine Stelle, sah, selbst tief geschwächt, seiner Gattin ins Grab, segelte der Heimath zu, mußte vom Sturm überfallen umkehren und als er nochmals das Grab seiner Gattin besuchte, ruhte schon Valentine, von der Cholera weggerafft, an ihrer Seite. Jetzt war die Station leer. Missionar Isenberg und Dredge wurden an die leere Stelle gesendet und arbeiten noch jetzt in dunkler Nacht dem ersehnten Tage entgegen. Dies ist die ganze, bis jetzt so wenig von Sieg und Eroberung redende Geschichte dieser Gesellschaft in Bombay.

Mit ihr zugleich war die schottische Missionsgesellschaft (1823) ins Feld gerückt. Sie begann ihr Werk nicht in der Hauptstadt, sondern drüben auf dem Festlande, von wo sie es erst später nach Bombay verlegte. Vernehmen wir ihre kurze Geschichte.

Bankot (auch nach dem brittischen Fort Victoria genannt) ist eine etwa 60 (engl.) Meilen (17 Stunden)

südlich von Bombay am Meer gelegene und dicht mit ackerbautreibenden Dörfern besetzte Landesstrecke, deren Hauptort gleichen Namens 5 — 6000 Einwohner enthält. Sie gehört zum südlichen Konkan und hat ein vorzüglich gesundes Klima. Die Sprache ist Mahratta, wofür aber zweierlei Schriftzüge im Gebrauch sind: das Balbud oder Nagri, in gedruckten Büchern, und das Mordh, als Geschäftsschrift.

Am 2. Januar 1823 kam Missionar Donald Mitchell mit seiner Gattin von der schottischen Missionsgesellschaft ausgesandt, in Bombay an; sofort wurde eine geschäftführende Committee gebildet, und im Mai darauf ein Hülfsverein aufgestellt.

Im Juli desselben Jahrs wurde die Mission durch die Ankunft der Missionare Alexander Crawford und James Mitchell verstärkt, und ihre Wirksamkeit durch eine mitgebrachte lithographische Presse bedeutend vermehrt. Die von Miss. D. Mitchell angefangenen Schulen wurden nun nach dem System des gegenseitigen Unterrichts eingerichtet und fingen sogleich zu blühen und sich zu verbreiten an; so daß vor dem Monat März des folgenden Jahres innerhalb 6 oder 7 Meilen von Bankot schon zwölf Schulen mit 501 Knaben bestanden, worin keine heidnischen Bücher geduldet wurden. Im November erlitt die Mission durch den Hinscheid des Hrn. D. Mitchell einen sehr schweren Verlust. Derselbe war früher ein Offizier in der englischen Armee in Indien gewesen, zog sich aber dann von der militärischen Laufbahn zurück um sich zum Dienste Christi unter den Heiden vorzubereiten.

Im März 1824 wurde sein Verlust durch die Ankunft des Miss. John Stephenson und Gattin einigermaßen ersetzt.

Im folgenden April wurde ein Zweig dieser Mission nach Severndrug verpflanzt, einer kleinen befestigten Insel an der Küste, welcher gegenüber in etwa Kanonenschußweite die Stadt und Festung Hurnu auf dem festen Lande liegt. Sie ist 80 Meilen (23 Stunden) südlich von

Bombay und etwa 14 Meilen (4 Stunden) südlich von Bankot, enthält etwa 8000 Einwohner und ungefähr dieselbe Zahl in Dörfern, deren es im District 476 hat. Als Missionare wurden die Hrn. John Cooper und Stephenson nach Severndrug gesandt, und ihnen im Jahr 1827 Miss. Robert Nesbit zugesellt.

Auf beiden Stationen war es leicht Schulen zu errichten; die Schwierigkeit lag allein in ihrer Beaufsichtigung. Der geringe Werth, welchen die Hindus in die Zeit setzen, die frühen Heirathen (da die meisten Knaben vom 6 bis 10 Jahre verheirathet sind), und die vielen Festtage, verursachen gar zu viele Unterbrechungen in der Erziehung der Kinder. Indeß wurde durch eine wachsame Aufsicht, durch Eintheilung der Knaben in Classen, Bezahlung der Lehrer nach Maßgabe der Fortschritte ihrer Schüler, und zweckmäßige Wahl der Bücher, ein befriedigender Fortschritt erzielt. Im ersten Jahre wurden zu Hurnu zwölf Schulen mit 771 Schülern errichtet, worunter 27 Muhammedaner. Im Jahr 1827 hatten sie in Bankot und Hurnu zusammen, auf einer Strecke von 70 Meilen, von Goagur bis Tulla, 70 Schulen mit nahe an 3000 Kindern. In demselben Jahr eröffneten sie die ersten Mädchenschulen und erhielten 208 Schülerinnen in christlichen Unterricht. Es fanden sich auch mehrere verheirathete Frauen bewogen sich diese neuen Vortheile zu Nutzen zu machen. Die Bildung und Leitung der Schulen war den Missionsfrauen anbefohlen. Der Erfolg womit diese Bemühungen, ungeachtet der anfänglichen großen Schwierigkeiten, welche fast unüberwindlich schienen, gekrönt wurde, erhärtet durch ein abermaliges Beispiel den denkwürdigen Ausspruch Eliots: „Gebet und Arbeit im Glauben an Christum Jesum richtet alles aus."

Anfangs stießen sie im Gebrauch der lithographischen Presse in Folge der großen Hitze auf bedeutende Schwierigkeiten, welche jedoch durch die Geschicklichkeit eines Eingebornen aus Calcutta zuletzt überwunden wurden, so daß im Jahr 1827 eine Anzahl schätzbarer Werke in 13,000

Exemplaren zum Gebrauche der Missionare daraus hervorgingen. Auch wurde jetzt die Predigt des Evangeliums mit großem Fleiß und Eifer betrieben. Die Missionare sprechen sehr vortheilhaft von der hohen Wichtigkeit der Predigt als Bekehrungsmittel. Die Leute welche, obschon eingeladen, dem öffentlichen Gottesdienst nicht beiwohnten, wurden von den Missionaren in ihren Häusern besucht; auch durchwanderten diese predigend die umliegende Gegend.

Im Jahr 1828 verließ Hr. Stephenson Hurnu, um sich, wo er irgend Zutritt fände, ganz der Predigt des Evangeliums zu widmen. „Eingeborne Soldaten," bemerkt er, „eroberten Indien für England; aber europäische Offiziere führten sie an, setzten sich der glühenden Sonne aus, erstiegen die Bresche, und fielen als Opfer der ihnen vorschwebenden verlornen Hoffnung; und sollten europäische Missionare die Gesundheit, das Leben als unnütz vergeudet achten, die sie aufopfern, indem sie in jeder Art von Selbstverleugnung eingebornen Missionaren vorangehen, während sie Seelen zu Christo, der Hoffnung der Herrlichkeit, führen? Bleiben wir dahinten, und folgen dem alten Rathe: „HErr, schone dein selbst," so wird zwar des HErrn Werk ausgerichtet werden, aber nicht durch uns."

Im Jahr 1829 machten die Hrn. Stephenson und Mitchell eine Reise nach dem Deckan und verweilten einige Wochen in Punah, der ehemaligen Hauptstadt der Gebiete des Peschwa's. Ihre Erscheinung in dieser Stadt machte unter den Einwohnern großes Aufsehen und erregte viele Nachfrage nach dem Christenthum. Dadurch aufgemuntert, besuchten die Missionare das Deckan einige Monate später noch einmal, und kamen diesmal auch nach Dschidschuri, wo sie sich sechs Tage aufhielten. Die ersten 3 oder 4 Tage hatten sie wenig Zuhörer; als aber hierauf die Leute vom Lande zum Tempel Kundoba's in der Stadt wallfahrten kamen, hatten sie von Morgen bis Abend unter ihnen mit Sprechen und

Bücheraustheilen zu thun. Die Leute hörten den Missionaren im Allgemeinen ohne vielen Widerspruch zu, bis am Tage vor ihrer Abreise die vornehmsten Brahminen durch ihre Predigt geärgert, in großer Anzahl herzukamen um gegen das Christenthum zu sprechen; nachdem sie aber den größten Theil des Nachmittags in Gegenwart einer großen Menge Zuhörer über allerlei gestritten, und fanden daß es statt besser nur immer schlimmer wurde, liefen sie im Zorn davon und verboten den Leuten länger zuzuhören. Von da gingen die Missionare nach Ahmednuggur, wo sie Gelegenheit hatten das Wort des Lebens einer Bevölkerung von 40,000 Seelen anzubieten und 1500 Tractate zu vertheilen. Als sie wieder nach Punah kamen, schlugen die Panditen und Schastris Zettel an, worin das Volk gewarnt wurde sich mit ihnen abzugeben und Bücher anzunehmen, und nannten das Christenthum eine Narrheit und Heuchelei. Dem ungeachtet hörte das gemeine Volk gerne zu. Nach Bankot zurückgekehrt, predigten die Missionare das Evangelium in dessen Umgegend und wurden zum Theil aufmerksam angehört.

Im Mai 1830 machten sie einen dritten Ausflug nach Punah und blieben mit ihren Familien die Regenzeit über da. An 200 Europäern, unter Andern, machten sich hier ihren Unterricht zu nütze, von welchen acht Hoffnung gaben vom Tode zum Leben durchgedrungen zu seyn. Bis jetzt war erst ein Brahmine auf Beweis seines christlichen Wandels hin getauft worden. Dieser hieß Ram Tschandri. Zwei andere Eingeborne, welche der Taufe theilhaft geworden, fielen schlecht aus; Ram Tschandri hingegen blieb treu.

Im November zurückgekehrt, begab sich Hr. Mitchell nach Hurnu an Hrn. Cooper's Stelle, von wo aus er jedoch immer noch häufig Bankot besuchte. Zu Hurnu fuhren die Hrn. Nesbit und Mitchell beharrlich zu arbeiten fort, obgleich ohne auffallenden Erfolg. Auch die Schulen und die lithographische Presse förderten den großen Zweck der Mission nur wenig. Im

Jahr 1831 wurden vier Eingeborne getauft. Am 4. Juli desselben Jahrs starb Frau Cooper auf dem Nilgherry-Gebirge, im Süden Indiens, wohin sie ihrer Gesundheit wegen gebracht wurde, eines seligen Todes. Hr. Stephenson blieb in Punah, wo er mit großem Eifer und bedeutendem Erfolg unter den eingebornen Hindus, Tamilen und portugiesischen Katholiken, den protestantischen Indo-Britten und Europäern arbeitete.

Im Jahr 1828 begab sich Miss. Stephenson nach Bombay, um dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er theilte mit den americanischen Mitarbeitern die Stadt in fünf Districte, deren jeder einem von ihnen als besonderer Wirkungskreis angewiesen wurde. Bald hatte er die Freude ein Siegel seines Amtes in der Taufe eines Hindus zu empfangen über den er sagt:

„Er heißt Appadschi Tukeram, ist aus einem Dorfe bei Panderpur gebürtig, und gehörte der Brahman Sai Kaste an, die niederer als die eigentliche Brahminenkaste, aber mit ihr verwandt ist. Als er etwa 10 Jahre alt war, starb sein Vater, und er blieb in der Pflege Vitobas und dessen Schwester Bhuwani. Vor etwa zwei Jahren wohnte er bei Bhuwani in Bombay; und als er eines Tages von da sein Heimathsdorf besuchte, wurde er unterwegs in einem Dorfe, wo er sich aufhielt, mit den Hrn. Mitchell und Crawford bekannt. Seine Pflegmutter wurde daselbst vom Fieber befallen und starb; er wurde ebenfalls krank, genas aber wieder. Während nun unsere Brüder ihm Heilmittel für den Körper reichten, vergaßen sie die Krankheit seiner Seele nicht und verkündigten ihm das Evangelium. Er schien der Sache Aufmerksamkeit zu schenken, und als er hergestellt war, willigte er ein als Schulbesuchender im Dienste der Mission in Bankot zu bleiben. Indeß kam Vitoba und beredete ihn diesen Dienst zu verlassen, alle christlichen Bücher wegzuwerfen und mit ihm nach Punah zu gehen. Als er dort einige Monate zubrachte, fiel ihm ein Tractat unserer americanischen Brüder vom Fall des Menschen und Ver-

derben der menschlichen Natur in die Hände, der ihn zum Bewußtseyn seiner Schuld brachte, namentlich wegen Zerstörung der empfangenen christlichen Bücher. Bald darauf kam er auf einer Reise nach Konkan durch Hurnu, gab aber hier einen andern Namen an, da er fürchtete wegen seines frühern Betragens anders keine Bücher zu erhalten. Die Brüder dort hatten große Freude an ihm und baten ihn einige Zeit zu bleiben; allein er war entschlossen vorerst seine Angelegenheiten in Punah ins Reine zu bringen. Hier, oder in einem benachbarten Dorfe, hielt er seit einiger Zeit eine Schule; als er aber christliche Schriften einführte, wurden die Eltern dagegen eingenommen. Zu Vitoba zurückgekehrt, wollte ihn dieser nicht aufnehmen, es sey denn er werfe wieder alle christlichen Bücher weg, und bedrohte ihn sogar mit Ausschluß aus der Kaste, wofern er ihm hierin nicht gehorche. Hierauf kam er im letzten Juni nach Bombay; behauptete aber anfangs wiederholt nicht derselbe zu seyn, der in Bankot gewesen; später jedoch bekannte er es mit Bezeugung von Reue. Nachdem er drei Monate lang bei mir christlichen Unterricht empfangen und man sich vielseitig über ihn erkundigt hatte, ich auch selbst nach dem Deckan gereist war, um mehreres in Bezug auf ihn zu erfahren, wurde beschlossen mit Beihülfe zweier christlicher Freunde und eines Missionars ihn in die Gliedschaft der sichtbaren Kirche Christi aufzunehmen, und demzufolge wurde er am Sonntag den 12. dies in der americanischen Capelle getauft. Zwei Tage nachher begab er sich nach dem Dorfe wo seine Verwandten wohnen, um mehrere derselben, die dem Christenthum nachfragten, zu unterweisen; so wie auch um nicht länger auf Kosten der Mission zu leben. Möge sich dieses Werk als von Gott gethan erweisen!"

Im folgenden Jahre kam Dr. Wilson, dieser nachher so ausgezeichnete Missionar, zur Verstärkung in Bombay an, während die Mission in Bankot durch die Taufe eines Brahminen Namens Ramtschandra, eines Sudra Namens Krischna und die Bekehrung eines Indo-

Portugiesen Namens Luis Pedro sich gesegnet sah. Die gewöhnliche Verfolgung nach solchen Bekehrungen blieb nicht aus. Aber es gelang den Brahminen zu Punah, der Heimath Ramtschandra, nicht, weder ihn selbst noch seine Gattin vom Bekenntniß Christi abzuhalten. Er wurde ein nützlicher Gehülfe in der Arbeit der Missionarien. Es folgte ihm noch in demselben Jahre ein anderer Brahmine Namens Narayana. Die Station Bankot hatte sich jetzt in zwei Stationen getheilt; Stephenson und Mitchell wirkten zu Bankot, Cooper und Nesbit zu Hurnu, während Wilson allein die Arbeit zu Bombay fortsetzte. Die umliegenden Städte und Dörfer des Konkan und das innere Land, des Deckan, wurden in zahlreichen Predigtreisen besucht; besonders verweilten die Missionarien öfters zu Punah und Ahmednuggur und ihre wankende Gesundheit nöthigte sie zuweilen längere Zeit in dem Hochlande der Mahabaleschwara-Berge zu verweilen. Dort tauften sie den Brahminen Keschawa Bhat, der aber sie bald hernach verließ. Leider! mußten sie auch in Appa und Krischna die Unbeständigkeit und Schwäche des Hindu-Charakters schmerzlich erfahren. Im Jahr 1830 wurde die Station Bankot verlassen, weil eine neue in Punah errichtet wurde und nur Hurnu blieb noch besetzt. Hier wurden bald hernach (1831) zwei Eingeborne niedriger Kaste getauft. Noch einige Jahre führte Mitchell nach der Erkrankung von Cooper und Nesbit und ihrer darauf folgenden Abreise von dort, nach dem Tode sämmtlicher Frauen der Mission, die Station Hurnu fort. Aber trotz der vielen Predigtreisen, die in allen Richtungen das Land durchkreuzt hatten, trotz der Tausende von christlichen Schriften, die verbreitet und gelesen waren, trotz der Menge von Schulen, in welchen die Schaar der Knaben und Mädchen bis auf 1200 stieg, blieb doch auf dem ganzen Konkan die Stille des geistlichen Todes ruhen. Die Mission wurde aufgegeben und die zu Punah und Bombay an die schottische Kirche

selbst übertragen, die vom Jahr 1837 an sich ans Werk der Mission begab.

So weit der Ursprung der schottischen Mission in Bombay, die in der Zwischenzeit von 1831—1837 sich günstig entwickelt hatte. Hier zeigte sich nämlich wieder einmal in vollem Lichte, wie viel davon abhängt, daß der Mann aufs Kampffeld tritt, dem die Eingebornen eine Macht der Predigt anfühlen. Ein solcher Mann war Wilson. Ueberall erscholl seine Stimme: auf Märkten und Plätzen, in Straßen und Gäßchen, in Tempeln und — was zum Erstaunen war — in den Wohnungen der Heiden, deren manche ihm ihre Wohngemächer zur Kirche darboten, selbst noch Abends die Lichter dazu anzündeten und ihre Nachbaren herbeiriefen. Hier hatte er die Zuhörer in weit günstigerer Stellung vor sich als im Geräusche und der Oeffentlichkeit des Marktes. Hier begann das Evangelium seine stille Wirkung zu thun. Aber er scheute auch nicht das volle Licht des Tages. Nachdem er schon vielfach im Einzelnen die arglistigen Brahminen widerlegt, lud er im Mai 1830 sie alle in sein Haus zu einer großen Besprechung. Mehr als hundert Brahminen erschienen und das Evangelium blieb in vieler Herzen siegreich über die Hindu-Religion.

Er vernachläßigte dabei nicht die gewöhnlichen Mittel der Schulen, sondern leitete deren sieben mit 350 Knaben, während seine eben so ausgezeichnete Frau ihm an der Spitze von sechs Mädchenschulen mit 120 Kindern zur Seite stand. Er widmete den römischen Katholiken seine Aufmerksamkeit und fand auch noch Zeit den Engländern das Evangelium zu predigen. Eine so vielseitige und kräftige Arbeit konnte nicht ohne Frucht bleiben. Steigende Aufregung der Brahminen, zunehmender Forschungsgeist unter den Hindus überhaupt, waren die Folge. Selbst in die stillen Kreise der in Bombay zahlreichen und als die Geldmacht angesehenen Feueranbeter, der Parsis, drang derselbe ein. Ein öffentlicher Streit in den Zeitungen zwischen ihnen und Hrn. Wilson begann. Reifere

Frucht war die Taufe eines Africaners, eines Kaufmanns aus Kutsch in N. von Bombay, eines Waisja-Mannes und einer Hindufrau. Hirtschund, der Mann aus Kutsch, verbreitete in feurigem Eifer 600 Evangelien in seiner Heimath und wurde verfolgt; kaum entging er dem Tode durch Gift, das seine Landsleute ihm beizubringen suchten. Keine andere Mission in Bombay hatte sich solchen Erfolges zu freuen. Die Zahl der Schulen und Schüler wuchs rasch. Schon 1832 waren über 1000 der letzteren in regelmäßigem Unterricht. Muhammedaner, Hindus und Parsis kauften eifrig das N. Testament, um in den Streitverhandlungen über das Christenthum mitreden zu können. Er lernte um der Erstern willen die Hindustamm-Sprache und predigte darin; er verfaßte eine hebräische Grammatik in der Mahratta-Sprache, um den Beni-Israel das Studium des Alten Testamentes zu erleichtern. Ein Brahmine, der gegen ihn zu Vertheidigung seines Aberglaubens schrieb, gab Anlaß zu seiner Schrift: „Ueberweisung der Hindu-Religion gegen Mora Bhatta Dandekara. Den Parsis hielt er eine ganz ähnliche Darstellung und eine Reihe von Briefen in der Zeitung Harkara entgegen. Da er hier gelegentlich des Propheten Muhammed tadelnd gedachte, trat der Aga Hadschi Mohammed Haschim von Isfahan in Persien mit einer Antwort ihm entgegen. Dieser neue Streit bewegte viele Herzen und das Evangelium gewann Boden. Eine englische Schule wurde 1833 errichtet und versprach den Zugang zu den obern Classen des Volkes noch weiter zu öffnen. Die Weise des Dr. Duff, durch solche Schulen zu wirken, zeigte sich auch hier sehr gesegnet. Ein Brahmine Girmadschi Appa Joschi wurde getauft. Oeffentliche Vorlesungen über das Christenthum waren ein weiteres Mittel zu dem sich der unermüdliche Wilson wandte. Im Jahr 1834 taufte er einen muhammedanischen Fakir und mehrere Hindus von Bildung. So wirkte der eifrige Mann mit immer frischem Muthe fort. Die englische Schule wurde zur größern Bildungsanstalt nach

der Art derjenigen in Calcutta. Hindus und Parsis besuchten dieselbe und zwei der Letztern, Naurodschi und Hermasdschi, wurden von der Macht des Evangeliums ergriffen und getauft. Jetzt war freilich die ganze Gemeinschaft der Parsis in Aufruhr gegen Wilson. Gerichtliche Klagen, gewaltthätige Versuche, giftige Verleumdungen in den öffentlichen Blättern und im Munde des Volkes, schlaue Entführungsanschläge, wechselten mit einander ab, aber Gottes Kraft hielt den jetzt von so vieler Anstrengung körperlich geschwächten Mann aufrecht. Er hatte einen Mitarbeiter an Hrn. Nesbit gefunden; aber die Gattin desselben sank mit ihm dahin und sie mußten sich der eine in die Bergluft der andere nach Ceylon zurückziehen und die ganze Arbeit der Station Herrn Murray Mitchell überlassen (1841). Der Streit mit den Parsis wurde schriftlich von den Bergen aus fortgesetzt, wohin die zwei Parsi-Jünglinge ihren geistlichen Vater begleitet hatten. Als er im März 1842 zurückkam, war auch Miss. Aitken und die Lehrerin Jungfrau Shaw auf der Station eingetroffen; sie gingen nach Punah. Die Eingebornen kamen in Schaaren herbei ihn zu bewillkommen. Er begann sogleich eine Vorlesung über die Parsi-Religion, die von den Gebildetsten ihrer Anhänger zahlreich besucht wurde. Einer derselben verlangte die Taufe. Als man ihm sagte: „warum besuchst du den Padre so oft? du bist in die Religion der Christen verliebt," antwortete er: „der Padre ist mein Freund, und die das Christenthum am besten kennen, die lieben es am meisten." — Im Frühjahr 1843 mußte Dr. Wilson sein Arbeitsfeld verlassen und Stärkung in der Heimath suchen. Miss. Mitchell blieb abermals allein zurück. Einer der bekehrten Parsis hatte damals den Schmerz, daß seine Gattin mit einem andern Manne verheirathet wurde. Sein einziges Kind aber, ein Mädchen, rettete er durch einen Spruch des Gerichtshofes; es mußte ihm übergeben werden. Miss. Nesbit kehrte um jene Zeit nach Bombay zurück.

Jetzt griff das Ereigniß, welches eine neue Epoche in der Geschichte der schottischen Kirche bildet, die Lostrennung der freien schottischen Kirche vom Staate und der Staatskirche auch in das Leben dieser Mission ein. Aber hier, wie in Calcutta und Madras, traten alle Missionarien auf die Seite der freien Kirche. Weit entfernt durch die daraus entstehenden Schwierigkeiten entmuthigt zu seyn, da die erworbenen Gebäude u. s. w. der Staatskirche zufielen, hatten die Missionarien vielmehr die Freudigkeit eben damals die neue Mission in Nagpur vorzuschlagen. Gleich als sollte ihnen ein Siegel ihres glaubensmuthigen Entschlusses gegeben werden, so durften sie bald darauf (Julius 1843) einen ihrer Zöglinge, einen 19jährigen Descha-Brahminen Narayan Sejadri taufen. Die in Indien gewöhnlich einem solchen Ereigniß folgende Bewegung blieb nicht aus. Die Brahminen der Stadt versammelten sich und faßten folgende Beschlüsse:

„Sintemal christliche Missionare, Padris genannt, „in dieses Land gekommen sind um ihre Religion zu leh„ren, christliche Bücher zu verbreiten und auf verschiedene „Weise predigen, um das Volk zur Annahme ihrer Re„ligion zu bewegen, zu dem Zweck auch zahlreiche Schu„len gestiftet haben; und sintemal dem Unterricht dieser „Schulen Hindukinder beiwohnen, die ihre eigene Reli„gion nicht kennen, und die Missionare beständig die Hindu„religion beschimpfen und das Christenthum rühmen hö„ren: so haben etliche derselben ihren Verstand verloren „und sind Christen geworden, indem sie ihre eigene gute, „auf die Vedas gegründete Religion verlassen haben; und „sintemal bei Fortsetzung eines solchen Verfahrens Andere „auch noch bekehrt werden würden und die Hindureligion „dadurch Nachtheil erlitte, so ist es zur Erhaltung unserer „Religion nothwendig folgende Regeln festzusetzen:

„1. Kein Brahmine soll je die Schulen der christ„lichen Missionare besuchen, um ihre Religion zu lernen „oder ihren Unterricht zu hören; auch sollen sie ihren Kin„dern oder Angehörigen untersagen ihre Schulen zu be-

„suchen; und sollten Hindus ihre eigene Religion höhnen „oder das Christenthum predigen, so muß es ihnen ver„boten werden.

„2. Alle Brahminen müssen obige Regel befolgen, „und wer ihr entgegen handelt, muß als seiner Kaste „verlustig gehalten werden.

„Zur Ausführung dieses Beschlusses und um im Fall „der Noth eine zweite Zusammenkunft aller Brahminen zu „veranstalten, sind Beamtete bestellt worden."

Aber nicht genug. Der jüngere Bruder Narayans, der überzeugt aber noch nicht getauft war, Sripat, sollte mit Gewalt aus der Anstalt weggeschleppt werden. Als dies mißlang, sollten die Gerichte helfen. Und sie halfen, weil der Knabe nicht volljährig war. Es war eine schmerzliche Scene, als der Vater den Sohn von des Bruders Herzen riß; als der jammernde Jüngling, weil ihm noch einige Zeit zur Volljährigkeit fehlte, von der Wuth der Heiden fortgeschleppt wurde. Seine Bibel ward ihm genommen und er selbst unter der Wache eines Soldaten, allein und ohne Freund, ohne Besuch, ohne Erlaubniß sich zu erholen, in ein Nebenhaus gesperrt. Nur seine Mutter besuchte ihn und ihr Kummer brach ihm fast das Herz. Aber er blieb fest, denn Jesus war ihm noch lieber. — Während sein Vater ihn nach der heiligen Stadt Benares brachte, um ihn dort von der Befleckung seiner Kaste reinigen zu lassen, brach in Bombay selbst zwischen den Brahminen ein heftiger Streit aus, indem die einen die Wiederaufnahme eines aus der Kaste gefallenen nur unter den strengsten von den Schastra's vorgeschriebenen Bedingungen (wie Kuhmist trinken u. dgl.), die andern unter milderen zugeben wollten. Das ganze Gebäude des Brahmanismus zeigte sich erschüttert und der Einfluß des Christenthums war nicht zu verkennen. Die Milderen wurden selbst excommunicirt und der Streit ist erst seit Kurzem durch Unterwerfung der Milderen ausgeglichen. Der junge Sripat aber blieb selbst in Benares seinem Bekenntnisse treu.

Die durch diese Bewegungen anfangs ganz leer gewordene Anstalt ist wieder mit Hunderten von Schülern gefüllt und die Missionarien unterrichten sie mit ihren wackern Gehülfen, den beiden bekehrten Parsis. Die Mission schreitet sichern Siegen entgegen. Seit vorigem Jahre hat nun auch die schottische Staatskirche sich von dem Schlage etwas erholt, den der Austritt so vieler und so tüchtiger Männer ihr gegeben. Sie hat wieder angefangen die Station zu besetzen und mit dem Prediger Dr. Stevenson ist Miss. Mengert dort eingetreten.

Die englische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums war die letzte, die sich hier in die Kampfreihen stellte. Ein ausgezeichneter Mann, Hr. G. Candy, arbeitet als ihr Missionar unter den Indo-Britten der Stadt und Umgegend. Sie hat aber noch keine weitere Geschichte, als die innere der Herzen, von der nichts in die Augen fallendes berichtet werden kann.

## Vierter Abschnitt.

Die Missionen im innern Mahratta-Gebiete. Punah. — Nassik. — Ahmednuggur. Die Versuche auf den Mahabaleschwara-Bergen, zu Dschalna und Serur. Die Missionsarbeiten in Guzurat.

Noch im Jahr 1823 war der erste Versuch, mit dem Evangelium die hohe Grenzmauer der Ghats zu übersteigen, durch die Aengstlichkeit mißlungen, mit welcher die brittische Regierung Indiens ihre sogenannte Neutralität in Sachen der Religion zu beobachten suchte. Die americanischen Missionarien zu Bombay hatten zwei eingeborne Lehrer, von denen einer ein Jude war, nach Punah gesendet, um dort christliche Schriften zu verbreiten. Die dortigen Brahminen beklagten sich darüber beim brittischen Statthalter von Punah, als über eine Einmischung der Europäer in ihre religiösen Angelegenheiten. Der Collector, fürchtend, daß in der erst neu erworbenen Provinz jede Kleinigkeit Zunder zu einem gefährlichen Feuer werden

möchte, ließ die Bücher mit Beschlag belegen, die Austheiler derselben gefangen nehmen. Beide wurden nach Bombay gesendet und ein Regierungs-Erlaß erschien, der jede Missionsarbeit jenseits der Ghatgebirge verbot. — Gleichwohl wurde die Schranke überschritten. Es ist schon früher bemerkt worden, wie von Bankot aus die Schotten durch das Bedürfniß der im Niederlande geschwächten Gesundheit der Missionarien veranlaßt wurden das Hochland zu besuchen. In diesem war es die wichtige Stadt Punah, wo sie ruhten und in der reinen Bergluft sich erholten. Bald gab sich auch dort Gelegenheit, von Jesu Christo zu zeugen, und sie wurde nicht vergebens benützt. Damit war dann der Grund zu einer Station bald und wie von selbst gelegt.

Es liegt diese Stadt auf der hügeligen Hochfläche, die sich im Osten der Ghatgebirge ausbreitet, nur etwa 30 engl. Meilen (7 deutsche Meilen) von dem Gebirge selbst entfernt, in einer Höhe von etwa 2000 ' über dem Meere und ist von vulcanischen Hügeln (von der Trappformation) umgeben, deren jäh abschüssige Seiten der Landschaft ein wildes Gepräge geben. Auf diesen etwa 1000 ' hohen Anhöhen standen die trotzigen Schlösser der alten Mahrattafürsten, in welchen sie gegen jede Unterjochung sich gesichert glaubten, die aber eins nach dem andern vor den brittischen Kanonen fielen. Die Stadt selbst ist für eine morgenländische schön gebaut; sie hat eine stattliche, breite Hauptstraße. Die Häuser zeigen jedem dieselbe betretenden, daß die Einwohner „allzu abergläubig" sind, denn überall sieht man sie an der Vorderseite mit Göttergemälden oder mit bedeutungsvollem Schnitzwerk aus dunkelfarbigem Holze geziert. Selbst die Straßen haben ihren Namen von Hindu-Göttern, und man könnte die indische Götterlehre lernen, indem man die Stadt durchschritte. Der Mutafluß bespült die Nordseite der Stadt, vereinigt sich hernach bei ihr mit dem Mula; der vereinigte Fluß Mutamula ist ein Seitenfluß des Bima. Dieser geht in den Krischna, und so kann man in einem

Kahn von Punah durch die ganze Halbinsel bis an den bengalischen Golf gelangen. Hier ist classischer Boden der Mahratten. Punah ist das Herz von Descha d. h. vom eigentlichen Mahrattenland, und ein Hauptsitz der stolzen Mahratten-Brahminen. Hier war von Uralters her eine Heimath mahrattischer Macht. Erst aber als Siwadschi sein großes Reich gründete, wurde und blieb sie die Hauptstadt desselben. Als später sein Nachkomme durch den schlauen Brahminen zum Schattenkönig herabgedrückt wurde, der von nun an unter dem Namen Peischwa das Reich regierte, erhielt der Radscha seinen Sitz in Sattara, indeß der wahre Herrscher im Palast zu Punah waltete. Im Jahr 1818 eroberten die Britten Stadt und Land, und der Herrscher wurde nach dem fernen Oberindien gebracht. Jetzt soll die Stadt noch etwa 100,000 Einwohner zählen, zur Zeit ihres Glanzes hatte sie mehr.

Es war im Jahr 1829, daß die Missionarien Stephenson und Mitchell die Stadt besuchten, aber nur eine schlechte Aufnahme fanden. Als sie von einer längeren Predigtreise ins Innere dahin zurückkehrten, fanden sie die Brahminen so aufgeregt, daß sie warnende Zettel gegen sie in den Straßen anhefteten und das Christenthum eine Religion der Thorheit und Heuchelei nannten. Gerade jetzt aber war ein Mann von dieser Kaste zu einigem Verlangen nach Wahrheit erwacht und besuchte die Reisenden häufig. Das niedre Volk hörte ihrem Gerede mit um so mehr Begierde zu, weil die Brahminen durch ihre voreilige Opposition seine Neugier gereizt hatten. Die Sendboten Christi wiederholten ihre Besuche dort, der Brahmine Keschawa Bhat wurde getauft, verschwand aber bald hernach aus Punah. Im Jahr 1830 ließ sich Herr Stephenson bleibend dort nieder. Die Hindus, die Muhammedaner, die tamulischen Katholiken, die Indobritten und die Europäer waren zugleich Gegenstände seiner Arbeit. Ein Häuflein von 7 gläubigen Eingebornen umgab schon im nächsten Jahre den Missionar, der nun an Herrn Nesbit einen Mitarbeiter erhielt, so daß von nun an auch

Errichtung von Schulen und Predigtreisen ins Land hinaus möglich wurden. Die Gemeinde wuchs allmählig, jedes Jahr that solche hinzu die da gläubig wurden, unter ihnen auch Brahminen. Die Uebergabe der Station an die Kirche Schottlands hinderte ihre Arbeiten nicht. Die Missionarien wechselten. Im Jahr 1839 schrieb Herr Mitchell, der dorthin versetzt war: „Ich hatte das Vergnügen, drei Personen zu taufen." Vernehmen Sie einiges Nähere von denselben:

„Einer ist ein alter Mann, seit etwa drei Jahren im Armenhause, wo er mit den andern Bewohnern täglichen Unterricht von mir erhielt. Er bezeigte seit etwa einem Jahr große Sorge um seine Seligkeit und bat mich oft angelegentlich um Aufnahme in die Gemeinde; und da er einen christlichen Wandel führte und seine Kenntniß der Hauptlehren des Evangeliums befriedigend war, so glaubte ich mich nicht berechtigt ihm seinen Wunsch länger zu versagen. Gleich nach seiner Taufe aber hatte er von Seiten seiner Kastengenossen Verfolgung zu leiden, der er sich mit christlicher Ergebung unterzog.

„Zweitens eine junge Frauensperson von 15—16 Jahren von der Marathi-Kaste, die als Waise von einer wohlthätigen Frau in ihr Haus aufgenommen worden war, und seit etwa zwei Jahren zu mir in Unterricht kam. Sie sammelte in dieser Zeit ziemliche Kenntnisse im Christenthum und lernte Marathi schreiben. Sie versichert die Kraft der Wahrheit an ihrem Herzen zu fühlen, liest täglich im Worte Gottes und betet, hat eine richtige Einsicht in göttliche Dinge, und ihre Pflegmutter gibt ihr ein gutes Zeugniß.

„Drittens ein junger Mensch von etwa 16 Jahren, Namens Kupu, der schon über ein Jahr der Taufe wartet. Er begleitete Dr. Wilson und mich zu Anfang dieses Jahres auf unserer Reise im nördlichen Konkan, und hatte als Gefährte Dandschibhoy bei sich, einen der bekehrten Parsis, der sein vertrauter Freund war. Er ist seit etwa zwei Jahren bei uns und zeigt gute Fähigkeiten.

Seit einigen Monaten lebt er als Lehrling in einem der hiesigen Krankenhäuser. Vater und Mutter sind todt. Ehe er dem Götzendienst den Abschied gegeben, was einige Zeit vor der erwähnten Reise geschah, wohnte er bei seinen Verwandten; als sie ihn aber ausstießen, zog ich ihn in meinen Hof und sorgte eine Zeitlang für seinen Unterhalt, was der Grund war warum ich ihn, ungeachtet seines Anhaltens, nicht früher in die Kirche aufnahm; denn obschon ich an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifelte, wollte ich ihn nicht taufen, bis er durch seine Anstellung meiner Hülfe nicht mehr bedurfte. Er hat nun außer den Geschäften im Krankenhaus noch ziemlich viel Muße für sich, die er zum Lesen der Bücher verwendet, die ich ihm angewiesen."

Mit Mitchell arbeitete in den folgenden Jahren Hr. Aitken, und sie wandten bald einen nicht geringen Theil ihrer Aufmerksamkeit der christlichen Bildung der Jugend zu; und auch hier zeigte sich die schöne Wirkung, daß von etwa 90 Knaben und Jünglingen der größere Theil aufhörte, wirklich an dem Hinduismus zu hängen. Mit besonderm Segen wirkte Frau Mitchell in ihren Mädchenschulen und besuchte die Mütter ihrer Schülerinnen mit dem Evangelium in ihren Häusern. Am Ende des Jahres 1842 umfaßten die verschiedenen Schulen dieser Mission 700 Kinder. Im Jahr 1843 trat auch diese Station der freien Kirche Schottlands bei. Zu Dschudapur errichteten sie eine Nebenstation unter der Leitung des Hrn. Drake, der sich hauptsächlich den Schulen widmete. Der Uebertritt der jungen Brahminen in Bombay regte auch die dortige Genossenschaft der Brahminen auf und theilte sie in zwei Parteien; aber auch dort siegten die Strengern. Auch unter den Parsis brach ein Streit aus, weil Sir Dschemsatschidsitschibhoy, der reiche Parsi zu Bombay, den die Königin von England geadelt hatte, einen neuen Tempel zu Punah für 60,000 Gulden baute und einen eigenen Priester des heiligen Feuers darein setzen

wollte, was aber in die Rechte des Ortspriesters eingriff. Die neuesten Nachrichten lauten wie folgt:

„Ein gottesfürchtiger Hindu, Namens Ragnia, Mitglied unserer Gemeinde, starb vor etwa drei Wochen in der Freude im HErrn. Er war plötzlich von der Cholera befallen worden. Obschon ich bald herbeigerufen wurde, fand ich den Kranken doch schon sprachlos; doch war er bei sich und verstand alles was ich ihm sagte. Als ich ihn aufforderte, wenn er Freudigkeit zum Sterben habe, seine Hand aufzuheben, that er es sogleich. Ich betete mit ihm, und er schien von Herzen in die verschiedenen Bitten einzustimmen. Er war immer ein sehr demüthiger und getreuer Christ und von den Gemeinde-Gliedern sehr geliebt gewesen. Sein Tod erfolgte bald nach meinem Besuche.

„Letzten Sonntag nahm ich einen Jüngling der Englisch und Tamil versteht in die englische Gemeinde auf. Ich kannte ihn seit bald einem Jahre, in welcher Zeit er in Erkenntniß und Erfahrung der Wahrheit stete Fortschritte gemacht hatte. Er war als Katholik erzogen worden; aber um die erwähnte Zeit erhielt er durch Umgang mit mir und einigen andern Gliedern unserer Kirche einen Eindruck von seiner Sündigkeit und von der Nothwendigkeit eines Heilandes. Er hat nun die Seinigen gänzlich verlassen und wohnt mit seiner Frau, die zwar noch nicht aufgenommen ist, aber täglich Unterricht empfängt und sehr günstig gestimmt scheint, in unserm Hofe. Da er gut Tamil spricht, so brauche ich ihn zur Verbreitung von Tractaten und biblischen Schriften unter den Tamilen; auch soll er ihnen vorlesen, wenn er kann, und eine Schule für ihre Kinder halten. Er findet beim heidnischen Theile derselben gute Aufnahme und wird von seinen vormaligen Glaubensgenossen öfters besucht. Durch seinen Anschluß an die Mission büßt er im Zeitlichen nicht wenig ein, indem er bei uns monatlich nur 10 Rupien erhält, während er im Dienst bei einem Hrn. 15—20 Rupien haben könnte.

„Zu den früher erwähnten Wahrheitsuchenden sind seitdem noch einige hinzugekommen. So ein Marathi im Dienst eines Europäers in Camp der gelegentlich meinem Unterricht beiwohnt; zwei andere sind Parwarri's von Foka am Godawari. Sie waren durch Hrn. Mitchell auf die Wahrheit aufmerksam gemacht worden, als er auf seiner Reise nach Nagpur durch diesen Ort kam. Von da an, bis sie ihr Dorf verließen um hieher zu kommen, pflegte einer von ihnen, der bei weitem Ansprechendere, einen christlichen Beamten in der Nachbarschaft zu besuchen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Dieser Beamte und seine Gattin, beide im Lande geboren und daher im Marathi gut bewandert, legten ihm den Weg Gottes weiter aus; und als er hieher zog, gab der Beamte ihm einen Brief an mich mit, worin er seine Ueberzeugung aussprach, daß es dem Manne um die Wahrheit ernst sey. Er und sein Gefährte wohnen täglich dem Gottesdienst im Missionshaus bei und empfangen außerdem von Hrn. Mitchell und mir Unterweisung.

„Ich hatte unlängst mehrere nächtliche Besuche von einem hiesigen Saukar, welcher dem Christenthum nachfragte. Er hatte mehrere unserer Bücher erhalten und mit Aufmerksamkeit gelesen, so daß er sich eine bedeutende Kenntniß der christlichen Lehren daraus zueignete. Er ist ein Dschäne; und obgleich er die Verehrung der Heiligen noch nicht aufgegeben, bezeugt er dennoch an Gott und unsern HErrn Jesum Christum zu glauben. Ich legte ihm den Heilsweg aus, den er zu fassen scheint. Möge er ein wahrer Nicodemus seyn!

„Die Prüfung unserer englischen Schule hatte am Freitag vor acht Tagen in Gegenwart unserer Kirchenältesten statt, und es freut mich wieder melden zu können, daß der Gouverneur, Sir G. Arthur, uns mit seinem Besuch beehrte. Er kam um Mittag und saß mit offenbarer Theilnahme bis halb 5 Uhr da. Ehe er sich entfernte, sprach er in einer kurzen Anrede sein Wohlgefallen

aus und ermahnte die Schüler im Lernen recht fleißig zu seyn, indem das Gelernte ihnen schon jetzt nützlich und in der Zukunft ihr Glück zu fördern geeignet sey. Der anwesenden Knaben und Jünglinge waren etwa 100, also bei 25 weniger als voriges Jahr; das kommt aber daher, weil wir jetzt keine Schule auf dem Bazaar haben; auch entfernte die letzte Aufregung einige Knaben; hauptsächlich aber hielt das Daseyn mehrerer Parwarri oder kastenlosen Knaben in der Schule die Zahl so gering. Aber ich muß mich wundern, daß wir unter diesen Umständen nur noch Kinder hoher Kasten haben. Man sieht eben doch daraus, wie die Vorurtheile nach und nach weichen; denn noch vor wenigen Jahren war es in dieser Hinsicht ganz anders.

„Wir haben demnach Ursache für das Geschehene zu danken und fühlen uns ermuthigt. Wir erfahren täglich mehr die Nothwendigkeit des göttlichen Beistandes, damit der Unterricht unsern Pfleglingen ans Herz und Gewissen gehe. Wir sehen sie so wohl unterrichtet in den Lehren und der Geschichte der Bibel als junge Leute in Schottland nur seyn können; mitunter zeigt sich wohl auch ein Eindruck von der Wahrheit und Wichtigkeit des Gelesenen und Gehörten; dabei bleiben sie aber dennoch äußerlich Heiden oder Muhammedaner. — Ach beten wir doch inbrünstiger um den göttlichen Segen auf unsere Arbeiten!"

„29. September. Am Sonntag den 14. dies war es mir gegönnt eine muhammedanische Frau zu taufen, die sowohl Hrn. Mitchell als mir ein wahres Kind Gottes zu seyn scheint. Sie ist bei Jahren und erhielt ihren Unterricht meist von ihrer Tochter, einem Mitglied unserer Gemeinde, die ich vor etwa zwei Jahren taufte. Ich konnte sie nicht oft sehen, da sie etwa 6 Meilen (2 Stunden) von hier wohnte; indeß kam sie von Zeit zu Zeit hieher und verweilte mehrere Tage, um Unterricht zu empfangen und dem Gottesdienst beizuwohnen. Sie legte bei ihrer Taufe mit vielem Gefühl ein ausführliches Zeugniß ihres Glaubens an den Heiland und ihrer Entsagung

aller Irrthümer, und namentlich des Islams, ab. — Gestern hatte ich abermals das Vergnügen durch die gleiche Handlung zwei Weiber und einen Mann in die Gemeinde aufzunehmen. Beide Weiber sind Gattinen von Mitgliedern unserer Kirche, hatten geraume Zeit Unterricht empfangen, worin sie schöne Fortschritte machten, und es scheint ihnen wirklich Ernst zu seyn. Beide sind noch jung: die eine etwa 14, die andere etwa 18 Jahre alt. Der Mann ist betagt, etwas lahm, und schon seit geraumer Zeit in unserem Armenhause. Er verlangte seit Kurzem sehr dringend nach der Taufe, und wenn es ihm auch ziemlich am Wissen fehlt, so halte ich ihn doch für ein wahres Kind Gottes.

„Die meisten dieser Gläubigen werden nie glänzen in der Welt, nie gerühmt werden von den Menschen; aber ich hoffe der HErr werde sie behüten wie seinen Augapfel, daß sie zuletzt unter seinen Edelsteinen erfunden werden. Ich sähe gerne einmal einige unserer jungen Leute als Taufbewerber hervor treten, die dann auch Andern nützlicher seyn könnten; aber ach! es zeigt sich keine Lebensregung bei ihnen. Ihre Köpfe sind des Wissens voll und scheinen von der Thorheit des Götzendienstes überzeugt zu seyn; ja oft verlachen sie den sie umgebenden Aberglauben, streiten dagegen, und reden von unserm hochgelobten HErrn mit einer gewissen Hochachtung und Liebe; weiter aber gehen sie nicht. Ach daß der heilige Geist mit überwältigender und umwandelnder Kraft über sie käme; daß wir bald von diesem, bald von jenem sagen dürften, er habe sich zum HErrn bekehrt!

„Mit Dharma scheint es in dem Dorfe, wohin ich ihn als Schullehrer bestellt, ordentlich zu gehen. Er lehrt nicht allein die Kinder, die zu ihm kommen, sondern liest auch täglich den Leuten vor und unterhält sich mit ihnen. Sie kommen gewöhnlich bei gewissen Gelegenheiten zum Gebet zu ihm. Da nun die Regenzeit vorüber ist, so hoffe ich ihn und seine Leute dann und wann besuchen zu können. Er kommt meist am Sonntag zum

Gottesdienst hieher. Er sagte mir gestern, es kämen Einige sehr gerne mit ihm; sie seyen aber so arm, daß sie keinen Tag ihre Arbeit aussetzen könnten. Da er mir sagte, daß einige Kreuzer hinreichen würden sie für einen Tag mit Nahrung zu versehen, so gab ich ihm Erlaubniß solche mitzubringen von denen er glaube, daß sie wirklich nach Unterweisung verlangen, und ich wolle ihm die Mittel geben sie zu verköstigen."

Sehen wir uns nun nach dem nächsten bedeutenderen Lichtpuncte im Lande der Mahratten um, nach Nassik, der heiligen Stadt, die im Nordosten von Bombay, jenseits der Ghats auf dem Tafellande, aber noch nahe dem Gebirge, am obersten Lauf des Godawery-Stromes liegt. Sie ist die Brahminenstadt, das Heiligthum der Mahratten, das Jerusalem wohin sie von allen Seiten pilgern. Von ihren 30,000 Einwohnern sind die meisten Brahminen. Der Peischwa hielt sich hier seine zwei Paläste, um in Mitte seiner Kaste zu wohnen, wenn er von Staatsgeschäften ruhte. Gärten und Weinberge, herrliche Gebäude schmücken die Stadt. Nicht ferne von ihr liegt das Dharma Radscha Lena, die Felshöhlen der alten Buddhaisten mit den riesigen Bildern des sinnenden Buddhas, den Schlangenköpfen und den zahlreichen Klosterzellen. Dorthin glaubte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Jahr 1832 ihre Sendboten verpflanzen zu sollen, die bisher in der Nähe Bombays auf dem festen Lande zu wirken gesucht hatten. Miss. Will. Mitchell und Miss. Dixon waren die ersten, die dort sich niederließen. Ihnen sollte Miss. Farrar nach Aufhebung der Station Bandera folgen. Als er dorthin kam, schrieb er in seinem Tagebuch nieder, was mit den Zugaben seiner Mitarbeiter uns zu einer Beleuchtung der dortigen Zustände und Aussichten dienen kann:

„13. August 1832. Ich hatte weniger Besuche von Eingebornen als ich erwartete. Gleichwohl scheint es mir nicht zweckmäßig in den Gassen zu predigen. Besuchte heute einen Brahminen, dessen öftere Besuche es mir zu

erheischen schienen. In der Veranda sitzend, wurde ich von einem Heiligen erkannt der mich vor einigen Tagen am Ganges gesehen. Er sagte mir ich hätte ihm damals Geld versprochen. Allein ich hatte keinen Laut zu ihm gesprochen, und ich ersah hieraus deutlich, daß die Hindu-Heiligen ohne Bedenken die größten Lügen sagen können. Ich rede selten mit den Heiligen; sie gehören zu den Allerunwissendsten, und können oder wollen nichts verstehen; und achtet man im Geringsten auf sie, so wird es einem als Bewunderung ihrer Personen ausgelegt, die freilich auffallend genug sind, aber in unsern Augen nur Abscheu erregen. Ich gab ihm mit Hülfe des Brahminen zu verstehen, daß ich gegen meine bessere Erkenntniß sündigte wenn ich ihm Geld gäbe."

„20. August. Ging heute mit Hrn. Mitchell an den Godaveryfluß bei Nassik, wo viele Leute Waschungen verrichten. Hr. Mitchell sprach Verschiedenes mit ihnen, und besonders von der Nutzlosigkeit der Waschungen und anderer Hindu-Vorschriften um von Sünden zu reinigen. Allein so klar dem erleuchteten Verstande diese Dinge auch sind, der verfinsterte Götzendiener versteht sie kaum."

„26. August. Hatte ein stundenlanges Gespräch mit einem Brahminen, der noch nie was vom Christenthum gehört hatte, und nicht dachte daß der Zutritt zu einem Europäer hier möglich wäre; als er aber bei unserm Hause vorbei ging und die Versammlung sah, dachte er es hätten einige Schastris eine Unterredung. Er kam herein und blieb bis alle Andern fort waren, damit er selbst fragen und streiten könne.

„27. August. Hatte wieder einen langen Besuch von dem gestern erwähnten Brahminen. Es ist zum Erstaunen wie wenig richtige Einsicht von der Wahrheit selbst die wißbegierigsten, geduldigsten und verständigsten Eingebornen in lebhafter Unterhaltung gewinnen. Ich glaubte ihm gestern einen sehr faßlichen Umriß von unserer Religion gegeben zu haben; auch hatte er schon Br. Dixon gehört; heute aber wußte er noch nicht, daß der Tod

Christi den Zweck habe seinem Volke Gerechtigkeit zu erwerben. Die Sache ist eben die, daß wir ein Irrthumsgebäu zu zerstören haben, ehe wir uns über irgend einen Gegenstand der Religion ihnen deutlich machen können.

„5. September. Einer der verständigsten Brahminen die ich hier gesehen besuchte mich heute Nachts 9 Uhr. Er hat mich schon oft besucht, aber fast immer zu einer Zeit wo er sonst Niemand anzutreffen hoffte; entweder sehr früh oder sehr spät, oder wenn ich am Arbeiten bin, weil er weiß daß ich alsdann nicht Jedermann zu mir lasse. Ich lud ihn ein an den Sonntagen Nachmittags zu kommen; allein er will nicht. Gleichwohl ist er kein Nicodemus. Ich weiß nicht was er will. Viele scheinen, wie er, nur zu kommen um uns zu stören. Da sie uns wichtig sind, so unterbrechen wir unsere Arbeiten um uns mit ihnen zu unterhalten; nach einer Weile aber werden sie unser überdrüssig und lassen sich nicht mehr sehen.

„8. Sept. Ich ging mit Hrn. Dixon die Muhammedaner aufzusuchen; wir geriethen in einen Theil der Stadt wo wir noch nie gewesen und erfuhren, daß er von Pariars (Leuten der niedersten Kaste) bewohnt sey. Wir redeten sie an, und mir wenigstens war die Aufnahme des Wortes unter diesen armen Leuten befriedigender als bei den Brahminen oder Muhammedanern. Freilich lachten sie nicht wenig darüber; es mußte ihnen alles zwei oder drei Mal wiederholt werden, und am Ende hatten sie doch gar wenig von unserer Religion gefaßt. Indeß verstanden sie doch so viel, daß unter dem Segen Gottes einige von ihnen dadurch gerettet werden könnten. Sie wurden nachdenklich, und Mehrere versprachen unsere Ermahnung zu befolgen und um Erkenntniß der Wahrheit zu Gott zu beten.

„11. Sept. Diesen Abend kam ein junger Brahmine, der seit etwa 14 Tagen beinah jeden Tag kam und einen Hang zum Streiten zeigt; sonst aber ist er nicht ohne Hoffnung. Ich las ihm und seinen Gefährten einen Ab-

schnitt aus dem Evangelium Matthäi vor, und er verspricht ferner zu kommen um es zu hören."

Hier galt es also, einen uralten Brachboden aufzubrechen — keine leichte Arbeit. Allein die Errichtung einer neuen Station fordert gebieterisch, daß die Sendboten Christi sich durch keine Verschlossenheit des Volkes, keinen Widerstand der Priester entmuthigen lassen, sondern fortfahren zu predigen, wenn auch Jahre lang kein Sternlein menschlicher Hoffnung durch ihre Nacht schimmert. Hören wir, wie die Missionarien das thaten. Hr. Farrar erzählt:

„2. April 1833. Ich besuchte mit Hrn. Mitchell einen Sadhu oder Hindu-Heiligen, einen fetten, gescheiten und gesprächigen Mann, von mittlerm Alter, der aber vielmehr Weltlichkeit als Heiligkeit in seinem Wesen beurkundete. Wie er zu seinem gegenwärtigen Stande gelangt ist, kann ich mir nicht wohl denken, es sey denn durch Vererbung. Er war von religiösen Bettlern umringt, denen die gewöhnliche Zugabe von Rosenkränzen, Asche und Unverschämtheit nicht abging. Er saß in dem Grabe eines seiner Ahnen und lud uns ein uns zu ihm zu setzen. Es war Ram's Festtag; und als seiner Erwähnung geschah, bat ich den Sadhu mir zu beweisen, daß eine solche Person je gelebt habe und daß die von ihm erzählten Abenteuer je statt gehabt. Der Sadhu schweifte wiederholt von der Sache ab, und Hr. Mitchell benützte die Pause ihnen einen kurzen Umriß von unserer Religion zu geben. Endlich entließ uns der Sadhu indem er versprach uns nach einigen Stunden, wenn er mehr Zeit habe, zu besuchen. Er hielt aber sein Versprechen nicht.

„17. April. Wir sprachen an verschiedenen Theilen der Stadt zu kleinen Gruppen von Zuhörern. Am letzten Orte gab uns ein Brahmine den Rath vier Pfund Arsenik zu essen, dann würden wir aus Erfahrung reden können.

„23. April. Ich war diesen Morgen nicht wenig

erstaunt einen Brief an „Padre Sahib," überschrieben zu erhalten, mit einer Ermahnung auf dem Umschlag ihn aufmerksam zu lesen und zu erwägen. Der Schreiber gab sich für einen Liebhaber der Wahrheit aus, der in seinem Dorfe einige unserer Bücher gelesen, sich als Sünder erkenne, und vor dem Gericht erschrecke. Er brauche kein Geld, da seine Verwandten von der Regierung Gehalt bezögen, und sein einziger Wunsch sey die Wahrheit kennen zu lernen. Ich ließ ihn rufen, und Hr. Mitchell und ich unterhielten uns mit ihm; allein seine Reden sowohl als sein Aussehen gaben uns keinen günstigen Eindruck von ihm. Auch erregte das unsern Argwohn als wir vernahmen es habe ihn ein bekehrter Eingeborner von einer andern Missionsgesellschaft begleitet, der aber seit mehrern Monaten von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen sey."

In Hrn. Mitchell's Tagebuch heißt es:

„18. April 1833. Diesen Abend waren meine Zuhörer unbeständig und nahmen mehr als gewöhnlich zu und ab. Ich hatte viel gemeinen Spott zu erfahren und hatte wenig Anlaß anhaltend zu reden. Indeß fuhr ich meine gewöhnliche Zeit zu reden fort. Auf meinem Rückweg fand ich Hrn. Diron unter einer hübschen Schaar am Flusse, und nachdem er ausgeredet, sprach ich noch eine Viertelstunde zu den Leuten. Der Fluß bietet ganz gewiß gute Gelegenheiten zum Predigen. Hätten wir nicht zu befürchten den Unmuth der Brahminen zu reizen, so würden wir uns täglich dahin begeben. So gehen wir aber nur etwa zweimal die Woche und haben stets zahlreiche Zuhörer.

„14. Juli. Es sterben jetzt Viele an der Cholera; aber es ist erstaunlich wie wenig Eindruck der Tod, selbst unter den ergreifendsten Umständen, auf die Lebenden macht. Die Leute hier sehen ihre Nachbaren forttragen ohne eine Miene zu verändern oder die geringste Theilnahme zu bezeigen. Es ist sich darum nicht zu verwundern, daß die Rede vom Unsichtbaren sie gleichgültig läßt

wenn die allerergreifendsten Anblicke die man sich denken kann sie nicht zu bewegen vermögen."

Neben den Knabenschulen errichtete Frau Farrar noch eine Mädchenschule, die bald auf 60 Kinder anwuchs und gute Hoffnung gab. Ueber ihre Besuche bei den eingebornen Frauen sagt sie:

„Ich habe bis jetzt noch wenig Gelegenheit gehabt mich mit Hindu-Frauen abzugeben. Dieselben leben hier in der größten Finsterniß und geistigen Verwilderung. Viele geben allerdings einen hohen Grad von Scharfsinn und Geschicklichkeit in weltlichen Dingen kund; spricht man ihnen aber von einem allsehenden, allwissenden, heiligen Gott, von einer unsterblichen Seele und ihren Angelegenheiten, von Sünde und Heiligkeit, so scheint es nahezu unmöglich solche Dinge ihrem Verständniß nahe zu bringen; wenigstens muß es denen so scheinen, welche nur gleichsam mit stammelnden Lippen und in einer fremden Sprache mit ihnen reden können. Die Wohnungen der Reichen, der Vornehmen, der Selbstgerechten, sind uns mehrentheils verschlossen. Wie könnten sie sich auch mit Geschöpfen abgeben die in ihren Augen verächtlicher sind als der niedrigste Sudra, ja noch viel gehaßter? Bei den Armen schließen dieselben stolzen Kastenvorurtheile, zu denen sich noch die Rohheit der Sitten gesellt, den Zutritt zu den abgeschlossenen Frauen aus, ohne welchen doch keine religiöse Belehrung möglich ist. Unter dem Gewimmel und Getümmel, womit unsere Besuche bei den Eingebornen begleitet sind, habe ich weder Muth noch Tüchtigkeit über Religion zu sprechen; es erschiene mir mehr als ein Predigen, Straßenpredigen, und das ist ein schweres Geschäft, vor welchem Gott in seiner Barmherzigkeit die schwächern Gefäße behüten wollte. Ich trete zu einer elenden Hütte: sofort kommen ihre zahlreichen Bewohner heraus und umringen mich; oder wenn mir der Eintritt gestattet ist, so folgt mir ein Heer neugieriger Nachbarn, lärmender Buben und bellender Hunde; die gute Hausfrau hat mehr als genug zu thun die Eindringlinge ab-

zuhalten, als daß sie dem, was ich ihr über die Angelegenheit ihrer unsterblichen Seele sagen wollte, die geringste Aufmerksamkeit schenken könnte, zumal dies ein ihr so durchaus fremder Gegenstand und ihr ganz ebenso unverständlich und unwichtig ist als eine Vorlesung über das Gesetz der Schwere oder das Sonnensystem. Dadurch aber wird die Nothwendigkeit weiblicher Erziehung nur noch offenbarer. Die Mädchen in unseren Schulen werden doch einige Vorstellungen mit uns gemein haben, und ihnen wird unsere Sprache nicht so durchaus fremd klingen. Mittlerweile spreche ich Sie dringend um Ihre Fürbitte an, damit wenn mir vom HErrn eine Thüre geöffnet würde, ich nicht durch sündliche Nachgiebigkeit gegen Fleisch und Blut eine mit solchen Schwierigkeiten umgebene Pflicht vernachläßige, von der ich weiß, daß sie vornehmlich der Missionsfrau obliegt."

„30. December 1833. Vor einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft einer Brahminen-Wittwe, der liebenswürdigsten Hindufrau die ich je gesehen. Als ich eine in ihrem Hofe wohnende arme kranke Frau besuchte, lud mich diese Wittwe auf ihre Veranda ein und reichte mir etwas zu essen; und das geschah mehrere Male. Während ich letzten Sonnabend wieder bei der Kranken war, stund meine neue Freundin, meiner wartend, vor ihrem Hause, um mich auf ihre Veranda zu führen. Wir hatten ein langes Gespräch und viele Zuhörerinen dabei, wovon das Ergebniß eine Verabredung war, ihnen heute die christliche Schastra vorzulesen. Als ich diesen Abend hinkam, war die Bey (die genannte Wittwe) am Essen, welches Geschäft bei diesen alten Frauen meist nicht wenig Zeit erfordert. Auf der Veranda ließ ich mich mit einigen andern Brahminenfrauen in Unterredung ein. Als ich mich einer, welche ein Kind auf dem Arme trug, näherte um es zu betrachten, zog sich die Mutter augenblicklich zurück, und alle Frauen schrien: „Ach rühren Sie sie nicht an! Sie verunreinigen sie." Ich erwiederte: „O, ich kenne eure Gebräuche wohl, ich rühre nie keine von

euch an." Die Mutter der Bey fragte mich nun, ob wir keinen Unterschied zwischen rein und unrein machten, worauf ich antwortete: „Wir werden nicht durch äußere Dinge verunreinigt; was aus dem Herzen kommt verunreinigt den Menschen: böse Gedanken, Lust, Zorn." Sie: „Zorn! ja wohl; aber habt ihr denn keinen Zorn?" Ich: „Freilich, wir Christen sind mitunter auch zornig; aber es thut uns allemal leid und wir bereuen es. Ich bete jeden Tag zu Gott, mich vor Zorn zu behüten." — Sie: „Glaubet ihr denn an Gott?" Ich: „Allerdings glauben wir an Gott, aber nicht an euern Gott Schiwa, sondern an das höchste Wesen, den wahren und lebendigen Gott, der keine Gestalt hat." Sie: „Wie kann man ihn denn kennen, wenn er keine Gestalt hat?" Ich: „Aus seinen Werken." — Ich fing eben an den Spruch im Hebräerbrief anzuführen: „Ein jegliches Haus wird von Jemanden bereitet" u. s. w. als eine verständige junge Wittwe mich mit dem Freude ausdrückenden Ausruf unterbrach: „Ach welche Worte!" Endlich kam die Bey, und ich begann Matth. Cap. 5 als ein Beispiel der christlichen Lehre vorzulesen. Sie hört sehr schwer, was das Lesen noch angreifender macht als das Sprechen; dazu hatte sie so eben ihre einzige tägliche Mahlzeit zu sich genommen, wodurch mir ihr Verständniß ein wenig erschwert schien. Den Andern schien das Gelesene zu gefallen. Selig sind die reines Herzens sind — selig sind die Friedfertigen — selig sind die Leid tragen — waren die Worte die ihnen am meisten auffielen. In Bezug auf ihre schweren Umstände als Wittwen äußerte die Alte: „wenn wir nicht Leid tragen, wer thut es?" Auch fiel ihnen der 22ste Vers besonders auf, da solche Reden unter den Leuten hier sehr gemein sind.

„Es ist leichter sich mit diesen zu unterhalten als mit den Sudrafrauen, da ihr Verstand gebildeter ist; viele Wittwen lernen sogar lesen, indem man dafür hält, daß sie die heiligen Bücher verstehen lernen sollten. Aber ungeachtet ihres gebildetern Verstandes wurde ich durch Fragen

unterbrochen, wie z. B.: „Trinket ihr warmes oder kaltes Wasser? — Könnt ihr mit euern Brillen zwei Meilen weit sehen? — Spricht man in euerm Lande Mahratta?“ Ein andermal belästigte mich die Bey nicht wenig mit Fragen über den Ursprung der natürlichen Liebe und die Unterwerfung des Willens. Wahrscheinlich spielte sie auf ihre Lieblingsvorstellung an: die Auflösung in die Gottheit. Armes Geschöpf! könnte ich ihr doch statt diesen dunkeln Vorstellungen etwas von der Kunde beibringen, welche unterweisen kann zur Seligkeit. — Sie hat von jung auf ein einsames Leben geführt, da ihr Mann schon in der Kindheit starb. Sie fastet viel und hat noch nie thierische Nahrung genossen; aber ungeachtet aller dieser frommen Uebungen zeigt sich bei ihr nichts von jener empörenden Selbstgerechtigkeit, wie sie bei Brahminen so häufig ist.“

Später jedoch mußte Frau Farrar berichten:

„Meine früher erwähnte Freundin, die Brahminenwittwe, nahm mich noch einige Male sehr freundlich auf; gab mir aber dann zu verstehen, meine Besuche seyen ihr nicht mehr so willkommen wie anfangs. Eines Abends ließ sie mich ziemlich lang warten, ehe sie kam, und ließ, nachdem sie alle Leute, die mir wie gewöhnlich nach ihrer Veranda gefolgt waren, fortgeschickt hatte, das Hofthor sorgfältig verschließen. Dann sagte sie mir, die Brahminen hätten sie getadelt, daß sie dem Lesen unserer Schastra zuhöre. Ich wagte es indeß ihr etwas von den Wundern Christi vorzulesen, und bemerkte hierauf, wie viel Liebe und Erbarmen sich in allem seinem Thun kund gebe. „Und haben unsere Götter kein Erbarmen?“ fragte sie. Ich hatte meines Wissens ihrer Götter keine Erwähnung gethan; aber sie fing an einen Strom von Lästerungen über den heiligen Namen zu ergießen, nach dem ich genannt bin; es schien eben so viel Scherz als Zorn in ihrem Betragen zu liegen. Die Anwesenden lachten. Ich war allzu verletzt, als daß ich zu antworten vermochte und entfernte mich bald. Seitdem war sie allemal aus wenn ich

sie besuchen wollte, und seit Kurzem war ich nicht im Stande zu gehen; ich hoffe jedoch die Bekanntschaft sey nicht ganz zu Ende."

So schritt die Arbeit fort bis 1834, als Mitchell krank nach Hause gehen mußte. Die Zurückbleibenden hatten jetzt günstigere Aussicht. Die Schulen wuchsen an Schülerzahl und die Schüler an Erkenntniß des Heils. Es schien allmählig die rohe Masse sich etwas gestalten zu wollen. Unter den Mädchen besonders gaben sich Züge von der Macht der Wahrheit kund. Frau Farrar konnte melden:

„2. Juni 1834. Ich ging meine Freunde am Koli-Warda zu besuchen; ich glaube sie gehören zu dem Diebsstamme der Kolis. Es wohnen ihrer nur wenige in Nassik. Der Naik sagte mir, er habe die Ruckwaldarschaft des Ortes, d. h. daß er und seine Kolis für irgend welche Diebereien in den umliegenden Feldern verantwortlich gemacht werden. Es ist im Deckan Gebrauch diese Diebsstämme als eine Art Polizeiwache anzustellen; sie dienen gleichsam als Geißeln und eine Art Sicherheit gegen die Räubereien ihrer verschiedenen Stämme. Ich fürchte meine Freunde am Koli-Ward haben ihr Straßenraubgewerbe blos darum bei Seite gelegt, weil sie im Dienst der Regierung stehen. Außer dem was ihnen von dieser ausgesetzt ist erwerben sie noch etwas als Ziegen- und Kuhhirten; mit dem Ackerbau aber befassen sie sich nicht, und sie scheinen sehr arm zu seyn. Es kommen 15—18 Mädchen von ihnen zur Schule, deren einige sehr verständig sind und gut lesen und nähen können. Hie und da hat sich bei ihnen die eigenthümliche Sucht ihres Stammes kund gethan, und es sind verschiedene Klagen über ihre Unredlichkeit laut geworden; doch ist der Art nichts Neueres vorgekommen. Einmal stahl eines einen Fingerhut, ein anderes ein Fadensträngchen. Als die kleinen Diebe vor mich gebracht wurden, verstand ich von der Nähllehrerin sie habe den Faden gegeben. Ich sagte dies der Pantudschi; da unterbrach mich aber die kleine Kuli und sagte:

„Nein, Madam Sahib, ich hab' ihn genommen; ich habe Unrecht gethan; verzeihen Sie mir."

Aehnliches konnte Hr. Farrar mittheilen:

„Unter den Knaben der englischen Schule sind ihrer zwei oder drei, welche Hoffnung geben tüchtige Glieder der Kirche Christi zu werden. Einer von diesen ist Naru Goluk, ein Jüngling von 15 oder 16 Jahren, seit zwei Jahren ein beständiger und gesetzter Schüler und regelmäßiger Besucher des Morgengottesdienstes. Dieser kam diesen Morgen zu mir aufs Zimmer mit dem dringenden Anliegen mit mir zu sprechen, und theilte mir nun mit, er sey bis vor wenigen Tagen noch von der Wahrheit des Christenthums nicht völlig überzeugt gewesen, auch habe er kein Verlangen gehabt durch die öffentliche Taufe ein Mitglied der Kirche zu werden; jetzt aber sey eine Veränderung in ihm vorgegangen; seit ich angefangen habe die Mahratta-Uebersetzung der Kirchenagende in den Morgenstunden vorzulesen und zu erklären, habe er die Kraft der Wahrheit empfunden und er fühle sich nun mächtig gedrungen hervorzutreten und sich als Christ zu erklären. Ich stellte ihm ganz einfach die vielen Schwierigkeiten vor die ihm begegnen würden; die Leiden, Schmähungen und Mißhandlungen, denen er sich durch Bekenntniß des Christenthums von allen Seiten aussetzen würde. Die Vorstellung von dem was ihm von Außen begegnen könnte schreckte ihn wenig ab; aber der Gedanke an das was er von Seite seiner und seiner Frau Verwandten zu leiden haben könnte beunruhigte ihn etwas; denn so jung er auch war, war er im Juli mit einem Mädchen von 6 oder 7 Jahren vermählt worden. Ich rieth ihm aus der Liturgie und andern Gebeten dasjenige abzuschreiben, was seinem geistlichen Bedürfniß am besten zusage und Gott inbrünstig um seine Hülfe und Leitung zu bitten; und wenn er wieder zu mir komme, wolle ich ihm weiter sagen was er thun solle."

Auch unter den Erwachsenen fing es an sich zu regen, da die Missionarien nicht abließen besonders die Armen

und Kranken mit dem Troste Christi zu besuchen. Als im Jahr 1836 die Missionarien Menge und Warth * dort eintraten, fanden sie ein vorbereitetes Feld. Jetzt konnte man auch den Muhammedanern sich zusammenhängender widmen und die vielen Fäden, welche das Netz dieser Mission bildeten, wie Predigt in den drei Sprachen, der englischen, mahrattischen und hindustanischen, Knaben- und Mädchenschulen, Besuch der Armen und Kranken, Loskaufung von Sclaven, Schule für die armen dem Laster preisgegebenen Hindumädchen, Predigtreisen, Uebersetzung, Druck und Schriftverbreitung, fester zusammenziehen. Leider trat jetzt der kranke Missionar Farrar mit seiner ausgezeichneten Gattin die Heimreise an und an seine Stelle kam der Americaner Stone, der seine bisherige Gesellschaft verließ und wegen traurigen Verirrungen auch von der neuen mußte entlassen werden. Endlich im Jahr 1840 konnten die Missionarien von Frucht der langen Aussaat reden:

„Zwei junge Brahminen warfen ihre Götzen weg und beschlossen Christen zu werden. In der Folge machte ein Versuch der Brahminen sie zu vergiften ihre Entfernung nach Bombay nothwendig, wo sie, wie ich mit Vergnügen höre, noch immerfort Beweise ihrer Aufrichtigkeit geben. Noch sind mehrere andere unserer Zöglinge nicht weit vom Reiche Gottes. Sie baten mich ihnen wöchentlich ein Mal einen Abschnitt der heiligen Schrift zu erklären, was ich mit Freuden that. Es ist ganz klar, daß ihre eigene Religion ihren Geist nicht befriedigt; aber ich bin noch nicht so ganz überzeugt, daß sie die Wahrheit lieben und in ihre ewige Wohlfahrt einen so hohen Werthsetzen, daß sie willig wären etwas dafür hinzugeben."

Die Wuth der Brahminen erwachte, sie boten Alles auf, um die Missionarien zu vertreiben. Eben in dieser entscheidenden Zeit starb plötzlich (Mai 1842) der treffliche

* Zöglinge der Baseler Schule. Von ihnen hat der Evangelische Heidenbote und das Calwer Missionsblatt manche wichtige Briefe mitgetheilt.

Warth, während Menge allein da stand. Zu rechter Stunde kam Farrar aus England zurück. Hören wir den nähern Bericht über die jungen Brahminen in einem Briefe von Robertson aus Bombay:

„Am 1. Juli 1840 kam ich in Nassik an, und bald darauf besuchte mich fast jeden Abend ein Jüngling von 15 oder 16 Jahren aus der englischen Schule, Namens Ram Krischna, mit dem ich dann von den Hauptlehren des Evangeliums sprach und dabei einige Bemerkungen über die Sündlichkeit des Hindu-Götzendienstes einflocht. Außer meiner Familie bestand meine Zuhörerschaft aus mehreren Jünglingen aus der englischen Schule, (nicht immer dieselben), welche Ram Krischna begleiteten. Dieser bat öfters um Erlaubniß zu bleiben, nachdem die Andern fort waren, indem er uns allein etwas Wichtiges zu sagen habe. Als ihm nun eines Abends die Erlaubniß gegeben wurde, sagte er uns er wünsche ein Christ zu werden. Wir gaben Anfangs nicht viel darauf; riethen ihm aber weiter zu lernen und die Bibel mit ernstem Nachdenken zu lesen. Endlich wurde er sehr zudringlich und begehrte getauft zu werden, indem er als Grund seiner Eile anführte, er fürchte, wenn er im Hinduismus ungetauft sterbe, an den Ort der Qual zu kommen. Natürlich erklärte ich ihm nun was es eigentlich mit der Taufe auf sich habe und fragte ihn ob er im Stande wäre Verfolgung von Seiten seiner Verwandten zu ertragen, ob er bereit sey sich von seiner Kaste und aus seinem elterlichen Hause verstoßen zu lassen und um Christi willen selbst sein Leben hinzugeben, falls es gefordert würde? — Nachdem wir ihm zum ersten Mal auf die Weise zugesprochen hatten, sagte er blos beim Fortgehen, er wolle noch darüber denken. Nach einigen Tagen kam er Abends wieder und sagte, er habe über das was ich ihm gesagt nachgedacht und er sey bereit sich als Christ alles gefallen zu lassen; er sey von der Nichtigkeit der Hindureligion überzeugt und entschlossen nie mehr Götzen anzubeten. Bei dieser Erklärung durchdrang ein Freuden-

schauer, der fast Thränen entlockte, alle die zu Tische saßen. Er that sie mit solcher Freudigkeit und doch zugleich mit so viel Demuth, daß wir uns ganz verwundern mußten.

„Es währte nicht lange so folgten seinem Entschluß die Leiden nach. Als er eines Tages in Abwesenheit seines Vaters als ältester Sohn gewisse Hausceremonien verrichten sollte und er sich dessen weigerte, stieß seine Mutter ihn aus dem Hause. Er sagte uns was vorgefallen, und wir sandten sogleich einen vertrauten Freund, der im Missionshaus wohnt, zu seiner Mutter und die bestätigte es, fügte aber bei, sie habe es im Zorn gethan. Auf die Frage ob sie ihm erlaube zurück zu kehren, antwortete sie, er möge kommen und bleiben bis sein Vater, der als Hindu-Priester zu Amtsverrichtungen in ein entferntes Dorf gegangen sey, zurück komme, und versprach ihren Sohn unterdessen keine Hindu-Ceremonie verrichten zu heißen.

„Am Samstag darauf kam sein Vater nach Hause, der ihm noch denselben Tag befahl den Familiengötzen anzubeten, und auf seine Weigerung wurde er von seinem Vater, der ganz wüthend war, abermals aus dem Hause gejagt. Das geschah am Morgen. Abends kam Ram Krischna wie gewöhnlich in die Schule und sagte uns erst jetzt was vorgefallen. Da er nun ohne Obdach war, hielten wir es für Pflicht ihn ins Missionshaus aufzunehmen.

„Am Abend des folgenden Tages, Sonntags den 27. September, kam sein Vater und wollte ihn mit sich fortnehmen. Ich sagte ihm wir hielten seinen Sohn nicht mit Gewalt im Missionshaus; es stehe ihm völlig frei zu gehen wenn er wolle. Ich fragte den Vater was denn Tags zuvor vorgefallen sey; worauf er betheuerte schlechterdings nichts um die Sache zu wissen; auch sey es ihm ganz unbekannt, daß seine Mutter ihn aus dem Hause gejagt habe, daß er sich geweigert die Götzen anzubeten, oder daß er ein Christ werden wolle. — Nun riefen wir

Ram Krischna aus dem kleinen Gemach wo er war, um in Gegenwart seines Vaters gewisse Fragen zu beantworten. Nachdem der Vater auf mehrere meiner Fragen an seinen Sohn und ihn noch immer auf seiner Leugnung der Wahrheit bestand, fragte Ram Krischna seinen Vater mit großer Bestimmtheit aber mit Thränen in den Augen: „habe ich euch nicht gesagt, daß ich im Sinn habe ein Christ zu werden? daß ich an die Wahrheit der christlichen Religion glaube und die Hindureligion für falsch halte?" Noch fuhr der Vater zu leugnen fort; hernach aber gestand er, daß er um alles das Besprochene gewußt. — Jetzt weinte und jammerte der Alte und flehte um die Rückgabe seines Sohnes. Wir fragten den Knaben in Gegenwart seines Vaters ob er gehen wolle; er aber antwortete, es sey aus keiner guten Absicht, daß seine Verwandten ihn zurückbegehren, nachdem sie wüßten, daß er sich durch den Genuß von Speisen, welche Christen bereitet, verunreinigt hätte. Nachdem der Vater ohne Erfolg lange ernstlich gefleht, warf er sich auf morgenländische Weise zu seines Sohnes Füßen und wehklagte ganz bitterlich. Das war für Ram Krischna nun doch fast zu viel: er brach in Thränen aus und sein Schmerz war überwältigend. Ich und die Meinen waren nicht weniger gerührt. Jetzt erfuhr Ram Krischna, und wir empfanden es mit, wie schwer es sey um Christi willen Vater und Mutter zu verlassen. Als der betrübte Vater nun sah, daß sein Sohn nicht mit ihm gehen wolle, faßte er ihn wie ein Verzweifelnder beim Arm, und wollte ihn hinausschleppen. Der Sohn widerstand, und der Vater ließ von ihm ab, kehrte ihm weinend den Rücken und entfernte sich eilends. Dieser Auftritt griff Ram Krischna so an, daß er mehrere Tage untröstlich und in Thränen war, und kaum etwas Speise und Schlaf genoß.

„Am folgenden Morgen kam seine Mutter in der Hoffnung, daß ihr Einfluß auf ihn das ausrichten werde was dem Vater mißlang. Ihre Hoffnung war auch nicht ohne Grund wegen des sehr liebhabenden Wesens ihres

Sohnes und seiner außerordentlichen Anhänglichkeit an sie. Sie hat ein angenehmes Aussehen und ist jung im Vergleich zu ihrem Mann. Sie hatte zwei kleine Kinder, Ram Krischna's Bruder und Schwester, bei sich, beide eben so ansprechend und liebhabend als er. Um ihren Sohn zur Rückkehr zu bewegen, weinte sie, warf ihr Oberkleid zurück, drückte ihn an ihre Brust, erinnerte ihn an das graue Haupt seines Vaters, zeigte auf seine kleinen Geschwisterchen und fragte: „willst du diese und mich der weiten Welt überlassen, wenn dein Vater todt ist?" Ihre Thränen und Bitten waren jedoch umsonst. Aber obgleich Ram Krischna seiner Mutter Bitte verweigerte, versicherte er sie, ehe sie ihn verließ, daß er jetzt, nachdem er ein Christ geworden, nicht aufhören werde seine Eltern und andern Verwandten zu lieben, denn die christliche Religion mache dies mehr als jede andere zur Pflicht.

„Als seine Eltern sahen daß alle ihre Bemühungen vergeblich seyen, gingen sie zum Unterstatthalter von Nassik und baten ihn die Rückkehr ihres Sohnes aus dem Missionshaus zu bewerkstelligen, wo ich ihn gesetzwidrig zurückhielte. Sofort kam mir vom Unterstatthalter eine schriftliche Aufforderung zu, ihm Ram Krischna zur gerichtlichen Untersuchung zuzusenden. Ram Krischna wurde sogleich unter dem Schutze des Gerichtsdieners, welcher das Schreiben gebracht, hingeschickt. Der Unterstatthalter nahm die Sache in Gegenwart vieler der Hauptbrahminen des Priesterordens sogleich vor, und nach beendigtem Verhör schrieb mir der Unterstatthalter wieder, er sende hiemit Ram Krischna zurück, indem er sich überzeugt habe, daß der Jüngling eines Alters sey wo er sich Religion und Wohnort nach Belieben wählen könne und thun dürfe was er wolle. Im Gerichtshof setzten die Hauptbrahminen dem Ram Krischna zu nach Hause zurück zu kehren, um dem Schmerz seiner Eltern ein Ende zu machen, und seiner ganzen Familie und Kaste die Schmach zu ersparen, daß eines ihrer Glieder die Religion ihrer Väter verlassen und sich durch Wohnen unter Leuten einer andern Reli-

gion verunreinige. Einer der Brahminen, ein namhafter Priester, der gerade in Nassik anwesend war, erwies sich dem Jüngling sehr freundlich und lud ihn nach seiner Wohnung ein, wo er ihm die Vortrefflichkeit und den göttlichen Ursprung der Hindu-Religion darthun und beweisen wolle. Darauf erwiederte ihm Ram Krischna, sein Anhalten sey umsonst und seine Beweise würden eben so wenig fruchten, denn er wisse daß Anbetung eines steinernen Götzen die Hauptsache in der Hindu-Religion sey, und fragte ihn dann spöttelnd: „was kann euch das nutzen, daß ihr einen Stein verehrt?"

„Wenige Wochen nach Ram Krischna, meldete sich ein anderer Brahminen-Jüngling, Namens Dadschi Pandurang, ein Jahr älter als er, zur Taufe. Er sagte uns, die Bibelstunden meines Vorfahren, des Miss. Stone, hätten ihm den ersten Anlaß gegeben die Wichtigkeit der christlichen Religion ernstlich zu erwägen; er sey jedoch noch nicht entschieden gewesen und habe sich daher Niemanden geoffenbart; jetzt aber sey er von der Wahrheit des Christenthums völlig überzeugt und in seinem Entschluß ein Verehrer des wahren Gottes zu werden so fest, daß ihn nichts davon abwendig zu machen vermöge. Er schien uns immer ein lieber Junge, und seine Bescheidenheit und Zurückgezogenheit gefiel uns oft. Er war jetzt etwa vier Jahre in der englischen Schule gewesen und konnte sich daher im Englischen geläufig ausdrücken.

„Dieser entschiedene Schritt ließ indeß nicht lange auf seine Folgen warten. Nach einigen in Ruhe und christlichem Unterricht zugebrachten Wochen wurde Dadschi eines Tages in der Schule plötzlich krank: er zitterte am ganzen Leibe, bekam Schwindel und Zuckungen, bald darauf Krämpfe, und wurde zuletzt wahnsinnig. Ich schickte sogleich nach dem Arzt, und dieser erklärte beim ersten Anblick, der Knabe müsse eine Dose der giftigen Datura Pflanze (Stechapfel) empfangen haben. Es wurden ihm mehrere Arzeneimittel gegeben; worauf sein älterer Bruder,

der von seinem Zustand gehört, plötzlich kam und ihn nach Hause führte. Nachdem er einige Tage in Blödsinn zugebracht, erholte er sich allmählig wieder und besuchte uns nach etwa einer Woche im Missionshaus. Er war noch sehr schwach und konnte die ganze folgende Woche noch keinem Unterricht beiwohnen. Mittlerweile aber wurde er durch häufige Briefe von meiner lieben Frau aufgemuntert und erheitert, und er beantwortete sie auf eine aufrichtige, liebreiche und verständige Weise.

„Etwa drei Wochen nach dem Versuch Dadschi zu vergiften, wurde an einem Sonntag Ram Krischna plötzlich krank und zwar fast auf dieselbe Weise, aber mit noch heftigeren Aeußerungen. Der herbeigerufene Arzt glaubte mit Sicherheit behaupten zu können, daß er eine Dose Nux vomica bekommen habe. Er verschrieb ihm sogleich ein starkes Brechmittel das schnell wirkte, so daß durch Gottes Gnade das theure Leben des lieben Jungen gerettet wurde. Nachdem er mehrere Tage in Schmerzen und großer Schwachheit zugebracht, erholte er sich langsam wieder.

„Auf den Rath meiner Freunde that ich sogleich Schritte die beiden Katechumenen zu Miss. Valentine in Bombay zu senden, da ihr Leben in Nassik offenbar in Gefahr war. Sie reisten hin und fanden bei Hrn. und Frau Valentine elterliche Liebe.

„Nach der Ankunft des Miss. Menge und dessen Gattin von England reiste ich am 17. Febr. 1841 nach Bombay, meinem eigenen Posten zurück, und ging einige Wochen darauf mit Dadschi zum Bischof, damit er ihn prüfe ob er zur Aufnahme in die christliche Kirche durch die Taufe geeignet sey. Nach einer genauen und ausführlichen Prüfung, welche den Bischof vollkommen befriedigte, empfahl dieser die beiden Katechumenen im Gebet mit vieler Feierlichkeit dem Oberhirten und Bischof der Kirche. Es war des Bischofs Ansicht, daß Ram Krischna's Taufe noch einige Monate verschoben werden sollte, da es zweifelhaft war ob er sein 16tes Jahr schon vollendet habe,

damit wir uns nicht einer gerichtlichen Abforderung seiner Person von Seiten seiner Verwandten oder dem Vorwurf aussetzen, als nähmen wir Minderjährige in die christliche Kirche auf, ehe sie im Stande sind selber zu beurtheilen was sie thun. Dadschi Pandurang wurde am ersten Sonntag im März 1841 getauft, und Ram Krischna am ersten Sonntag im Mai, beide durch mich. Sie haben seitdem fortgefahren, meist unter mir, Englisch zu lernen, und es ist sehr zu wünschen, daß sie durch Kraft des Geistes Gottes eines Tages tüchtig erfunden werden mögen ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium Christi zu verkündigen."

Mit frischer Hoffnung arbeiteten von jetzt an die Hrn. Farrar, Dixon und Menge wieder zusammen. Hören wir etwas von ihrem Thun. Hr. Farrar meldet (1842):

„14. Juli 1842. Der Gott Baladschi ist samt seiner goldenen Waffenrüstung und Verzierung gestohlen worden. Man vermuthet der Dieb sey einer der Tempeldiener, da er heimlich aus seinem Behälter verschwand, bei welchem ein Priester schläft. Der Götze selbst besteht aus einer groben Steinmasse, die beim Anfassen zerbröckelt; er ist jedoch reichlich mit Dörfern und Geld beschenkt worden.

„16. Juli. Die Eingebornen versuchen alles mögliche um wieder zu ihrem Gott zu gelangen. Die Astrologen gucken nach den Sternen; die Bir und Schaburi und Pitru Mantriks sprechen den Dämonen oder Schatten ihrer Ahnen ihre Muntras vor; und die Brahminen geben einem kleinen Mädchen ein betäubendes Blatt, Dhotra genannt, ein, damit es durch Begeisterung angebe, wo der Gott verborgen liege. Die Vorgesetzten des Tempels fasten u. s. w.

„19. Juli. Noch ist der Gott nicht gefunden; und um sein Verschwinden zu bemänteln, heißt es nun, die Familie des Priesters sey ihm zu gottlos geworden als daß er bei ihr bleiben könnte, daher habe er sich von selbst davon gemacht.

„August. Baladschi ist gefunden! eine Bande von 8—10 Mann ist als im Raub betheiligt aufgegriffen worden. Ihrer Mehrere sind Hindu-Heilige und religiöse Bettler, oder mit ihnen Verbündete. Man hörte sie ob der Vertheilung des Raubes zanken und das führte zu ihrer Verhaftung. Die Rückkehr des Götzen hat dem Götzendienst einen frischen Schwung gegeben: Schaaren versammelten sich demselben ihr Willkomm zu sagen."

Frau Farrar erzählt:

„Seit vierzehn Tagen durchmustere ich mit dem Lehrer der vormaligen Schule die Nachbarschaft; bis jetzt aber ohne Erfolg. Die alten Einwendungen: „das Lesen nutzt die Frauen nichts" — „unsere Vorfahren haben nicht Lesen gelernt" — sind wieder und abermals vorgekommen und beantwortet worden. Mehrere Mütter sagten mir zwar: „nun ich will ihren Vater fragen, wenn er kommt; vielleicht schicken wir sie;" es war aber wohl nur um meiner Zudringlichkeit los zu werden. Als ich am Sonntag hinunterging, fand ich in meinem großen Schulzimmer drei arme schmutzige Geschöpfchen, die Kinder unserer Hausputzerin, die nur kamen weil ihre Mutter bei der Mission Verdienst findet. Ich setzte mich und redete mit ihnen, und nun sagten sie: „unser Vater ist todt, darum kommen wir zur Schule; hätten wir einen Vater, so brauchten wir nicht zu kommen." So viel gilt in Nassik die weibliche Erziehung!

„28. Juni 1842. Abends besuchte ich eine meiner alten Schülerinnen, die an einen Sipoy oder Hindu-Soldaten verheirathet ist, um sie zu veranlassen einige Mädchen aufzusuchen und in ihrem eigenen Hause zu lehren; allein sie wollte sich nicht dazu verstehen. Sie hat das Lesen noch nicht verlernt, zieht es aber selten zu Nutzen, indem ihr das Nähen nützlicher scheint. Sie macht sich überhaupt die erhaltene Erziehung nicht so zu nutzen wie ich es wünschte; indeß bezeigt sie sich für die auf sie verwendete Mühe dankbar und beträgt sich ordentlich.

„12. Juli. Ich besuchte den Sipoy Wada und trat in die Hütte wo ich wenige Wochen zuvor gewesen, in Erwartung die Hausfrau zu treffen. Sie war eine starke, gesunde junge Frau; allein sie wurde schnell zur großen Rechenschaft abgerufen: ihre Asche wurde von den Winden zerstreut und ihre Stätte kennet sie nicht mehr! Die im Hofe wohnenden Frauen und Kinder drängten sich in die Hütte, um mir die Trauergeschichte zu melden: sie glauben sie sey vom Biß einer Schlange gestorben. Ein kleines Mädchen erzählte mir mit großem Ernst, als das Pind (eine Kugel von Reis u. dgl. die man den Todten opfert) ausgesetzt ward, sey sogleich eine Krähe gekommen sie wegzuschnappen. Die ältern Mädchen hießen sie schweigen, indem sie wissen daß wir Christen ihre abergläubischen Gebräuche mißbilligen; allein ich ermunterte sie fortzufahren. Nun fing eine andere an und sagte, wenn die Krähen die Kugel wegnehmen, so sey das ein Zeichen daß es mit dem Verstorbenen gut stehe; wenn aber die Krähen sie liegen lassen, so sey es ein böses Zeichen. Nun gibt es aber in Indien eine Menge hungriger Krähen, so daß dieses böse Wahrzeichen wohl selten sich ereignet; daher die Hindus mehrentheils den Trost haben, daß es mit ihren Todten gut stehe.

„Als ich hinaus ging stand der arme Wittwer an der Thüre und ich redete ihn an. Er hat ein ganz kleines Kind, und fühlt daher seinen Verlust sehr empfindlich; allein er ist mehr erzürnt als traurig: er machte Gott Vorwürfe, die ich nicht nachsagen möchte. Ich erinnerte ihn daß er als Sünder Strafe verdient habe; allein er wollte für keinen Sünder gelten. Ich bemerkte, er begehe doch die Sünde des Götzendienstes; er aber sagte, er sowohl als seine Frau hätten dem Gott des Himmels gedient und ihn angebetet. Aber ach! ich fürchte sein ganzer Gottesdienst besteht im Niederknien vor Götzen und dem Rufe: „Narajun! Narajun!“ oder eines andern heidnischen Namens.

„Vor einigen Jahren, als noch keine Mission in

Nassik war, reiste ein Missionar hier durch und predigte zum Volke; und als hernach die Tassen zum Thee auf den Tisch gestellt wurden, fragte Jemand: „sind dies die Götter dieser Leute?" Ich glaube die Leute von Nassik wissen jetzt doch etwas mehr vom Gott der Christen.

„13. Juli. Ich besuchte eine Schule in der Mahar Wada. Die Mahars stehen bei den Hindus in solcher Verachtung, daß diese sich durch ihre Berührung für verunreinigt halten, und sie dürfen nicht in die Stadt zu wohnen kommen; ja zur Zeit der Hindu-Herrschaft durfte kein Mahar die heilige Stadt Nassik betreten, damit nicht etwa sein Schatten auf einen Brahminen falle und ihn beflecke.

„Nach der Schulprüfung redete Dadschi, der junge Bekehrte, die versammelte Menge an, und wurde mit großer Aufmerksamkeit, ja selbst mit Achtung angehört.

„16. August. Besuchte heute Baba Dirit, der jetzt durch einen Nervenschlag den Gebrauch beider Beine verloren hat und sehr schwächlich ist. Er sitzt den ganzen Tag auf seiner Matte auf dem Boden und kann sich ohne Hülfe nicht rühren. Er schreibt seine Umstände der Zauberei zu und sucht dem Uebel durch Gegenzaubermittel zu begegnen, was ihm große Kosten macht; vom hier wohnenden englischen Arzt aber will er nichts wissen und nichts annehmen. Und doch halte ich Baba Dirit für aufgeklärter und den Engländern gewogener als die meisten hiesigen Brahminen.

„Ich ging nun in das innere Gemach um mit seiner Frau zu reden, fand sie aber von besonders großer Heiligkeit umgeben. Ich durfte sie nicht anrühren; auch durfte sie sich dem Teppich nicht nahen, auf welchem ich saß. Ich hatte einen kleinen englischen Arbeitsbeutel für sie mitgebracht; allein sie konnte ihn nicht von meiner Hand annehmen. Ich vermuthe das komme alles daher, daß sie gebadet hat und für ihren Gatten zu kochen bereit war. So hatte ich also wenig Vergnügen von meinem Besuch."

Die neueste Nachricht lautet so:

Am 6. October 1844 hatten die Missionare die Freude einer Wittwe und drei alten Männern, Genossen des Armenhauses, die heilige Taufe angedeihen zu lassen. Missionar Farrar gibt von diesen vier Neugetauften folgende Nachricht:

„1. Jeschi, sonst Rumai, die Wittwe von Appa Halvildar, von der Mahratta-Kaste, ihres Alters zwischen 40 und 50 Jahre, machte den Anfang in der Meldung zur Taufe. Ihr Mann war Soldat, und sie scheint ihre ersten religiösen Eindrücke von einigen frommen Offizieren erhalten zu haben, als sein Regiment in Malligaam lag. Ein Verwandter von ihr suchte sie zu überreden ihren Mann zu verlassen und zu ihm zu kommen, und da ihm seine gottlose Absicht nicht gelang, steckte er während der Abwesenheit des Havildars dessen Hütte in Brand. Die arme Jeschi, die in derselben eingeschlossen war, hatte sich Hände und Füße verbrannt ehe ihr Hülfe erschien. Ein Jahr später, (vor etwa 9 Jahren) starb ihr Mann, von welchem sie sagt, er sey, obwohl ungetauft, im Herzen ein Christ gewesen. Sie blieb zehn Jahre in Malligaam und lebte von der Unterstützung der erwähnten Offiziere. Der empfangene Unterricht hatte ihrem Herzen wohl gethan und sie verlangte noch mehr. Auf Besuch bei einer Verwandten in einem Dorfe, etwa 14 Meilen von hier, hörte sie zufällig von den Missionaren und kam hieher sie aufzusuchen. Da sie so verstümmelt ist, daß sie ihr Brod nicht zu verdienen vermag, so wurde sie gleich nach ihrer Ankunft im letzten April in das unter meiner Aufsicht stehende Armenhaus gebracht. Sie machte uns jedoch mit ihrem Wunsche getauft zu werden erst im Juli bekannt. Damals wurde diesen armen Leuten die Pflicht sich taufen zu lassen recht ans Herz gelegt, da ihrer Mehrere ein gutes Bekenntniß ihres Glaubens an Christum ablegten. Jeschi's Herzen war diese Ermahnung ganz willkommen und sie begehrte sehr dringend nach der Taufe. Sie scheint einen lebendigen freudigen Glauben

zu haben. Sie bekennt das Christenthum sehr freimüthig und scheut sich nicht auch andere zu ermahnen die Aufnahme in die Heerde Christi nachzusuchen. Sie lernt sehr fleißig lesen; aber ihr Alter macht es ihr schwer. Rumai hieß sie in ihres Gatten Haus; den Namen Jeschi erhielt sie aber in der Wiege, und sie wünschte ihn in der Taufe erneuert zu erhalten, weil er Aehnlichkeit mit dem Namen unseres Heilandes hat.

„2. Withu, etwa 50 Jahr alt, erhielt auf sein eigenes Verlangen bei der Taufe den Namen Kisu. Er genoß seit seiner Aufnahme ins Armenhaus, im October 1843, täglichen Unterricht. Im Juli wurde aus Mark. 16, 16 und Matth. C. 3, die Pflicht der Taufe erwiesen. Nach Verlesung des letzt erwähnten Schriftabschnittes trat der Alte auf und begehrte in die Kirche Christi aufgenommen zu werden. Er ist ein freundlicher und demüthiger alter Mann, und gegen die alte verstümmelte und hülflose Jeschi sehr dienstfertig.

„3. Kanahi-Ram, ein Pardischi, zwischen 50 und 60 Jahren, im Juli 1843 aufgenommen, zu welcher Zeit er noch ein ganzer Hindu war, und obgleich sehr kränklich und ausgehungert, wegen der Kaste Einwendungen gegen seinen Eintritt ins Armenhaus erhob. Er bezeugte schon lange an Christum zu glauben, äußerte aber keinen Wunsch nach der Taufe bis im letzten September. Seit dem war er sehr krank, suchte aber seine Heilung am rechten Ort und bezeigt seinen Dank gegen den HErrn Jesum für die erfahrene Besserung.

„4. Ganga Ram, ein schwächlicher und kränklicher alter Mann, ein Pardischi, trat erst im letzten Juli ins Armenhaus ein, und war daher nicht so lange im Religionsunterricht als die Andern; aber er hatte, wie jene, in den öffentlichen Predigten der Missionare etwas von dem neuen Wege vernommen. Er ist ein sanfter und stiller alter Mann, und hört das Wort mit tiefer und ehrerbietiger Andacht an.

„Als Beweggründe geben sie an, sie seyen alt, sie

hätten bis jetzt der Welt gelebt, sie sähen daß davon nichts Gutes komme, sie wünschten sich der Seligkeit zu versichern, sie glauben Jesus Christus sey der einzige wahre Gott und Heiland, und sie seyen bereit alle Verfolgung zu erdulden die ihnen daraus erwachsen möge, daß sie in sein Haus gehen. Es wurde ihnen wiederholt erklärt, daß die bloße Taufhandlung ihnen keinen zeitlichen Vortheil gewähre, und daß die welche Heiden blieben fortan dieselbe Unterstützung zu genießen hätten, wie die so durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden möchten. Das reine Wort Gottes war durch Kraft des heiligen Geistes das gesegnete Mittel zu ihrer Bekehrung und in einem schönen Maße zu ihrer Heiligung. Ihr Glaube ist einfach, aber rechter Art; und wir hoffen sie dereinst unter der unzählbaren Schaar der Heiligen anzutreffen, die, als Sünder, durch das kostbare Blut Christi erlöset werden aus allen Völkern und Geschlechtern und Zungen."

Nachdem so die englischen Gesellschaften vorangegangen waren, durften auch die Americaner den Schritt in das Hochland wagen. Sie wählten zu einer neuen Station die Stadt Ahmednuggur. Die Missionarien Graves, Read und Hervey, von denen aber der letztere fast nur dorthin kam, um zu sterben, beschreiben ihre neue Station (1832) so:

„Die Stadt Ahmednuggur liegt auf der Hochebene der Ghats, deren Ausdehnung nach allen Seiten 12 bis 15 Meilen (4—5 Stunden) beträgt, und ist von Bombay 175 (engl.) Meilen östlich, mit etwas nördlicher Richtung, entfernt. Seine Bevölkerung wird auf 50,000 Seelen geschätzt, und seit es eine Militärstation ist, nimmt dieselbe zu. Es war einst der Sitz der muhammedanischen Macht in diesem Theile Indiens, und seine Paläste, Moscheen, Wasserleitungen und vielen Ruinen lassen erkennen, daß es einst eine glänzende Stadt war. Sie hat 4 bis 5 Meilen im Umfang und ist ganz von einer hohen Mauer von Stein und Lehm umgeben. Viele Leute wohnen jedoch

gerade vor der Stadt. Eine Meile östlich von der Stadt steht eine starke Festung von etwa 1½ Meilen im Umfang. Noch eine Meile weiter östlich ist eine Caserne mit etwa 1000 englischen Soldaten, meist von der Artillerie. In der Umgegend finden sich viele leicht zugängliche Dörfer, von Hundert bis zu mehrern Tausend Einwohner jedes."

Die Predigt des Evangeliums begann sogleich zu Stadt und Land, die Austheilung christlicher Schriften ging Hand in Hand mit ihr. Der in Bombay getaufte Brahmine Babadschi leistete hiebei wesentliche Dienste. Drei Mädchenschulen und zwei Knabenschulen waren schon im folgenden Jahre im Gange. Eine Armenanstalt wurde eröffnet. Schon im Jahr 1833 war die Gemeinde bekehrter Hindus auf acht Seelen angewachsen, was aber auch den Widerstand der Brahminen weckte. Miss. Graves, der krank nach Nordamerica zurückkehrte, wurde durch Hrn. Boggs ersetzt. Miss. Allen von Bombay wurde zu dieser innern Mission berufen und hatte den Auftrag, in häufigen Predigtreisen das Land zu durchziehen. Er meldet von einer derselben:

„19. August 1834. Dschalna ist eine große Militärstation, fast 120 engl. Meilen nordöstlich von Ahmednuggur. Die Einwohnerzahl wird auf 75,000 geschätzt. Die Besatzung besteht meist aus 5—6000 Mann, mit Ausnahme von etwa 100 engl. Soldaten, lauter Eingeborne; nur die Offiziere sind Engländer, deren gewöhnlich 75—80 hier wohnen. Dieser Ort mit seinen Umgebungen gehört dem Nizam von Heiderabad, und die Besatzung wird nach einem Vertrag zwischen ihm und der ostindischen Compagnie unterhalten. Die Regierung ist in den Händen der Muhammedaner, welche einen ungewöhnlich großen Theil der Bevölkerung ausmachen.

„Es besteht hier eine Gemeinschaft von 45 bis 50 eingeborner Christen, deren Ursprung und Geschichte ziemlich merkwürdig ist. Als vor zwei oder drei Jahren ein eingeborner Christ, deren es fast an allen Orten etliche gibt wo Europäer wohnen, die Entdeckung machte, daß

noch mehrere solcher hier wären, trachtete er Einige des Sonntags zu einem Gottesdienst zu versammeln, den er gewöhnlich selber hielt. Nach einiger Zeit erhielt ein frommer Offizier von dieser Versammlung Kenntniß und suchte derselben auf verschiedene Weise nachzuhelfen. Unterdessen nahm ihre Zahl zu: einige Katholiken vernahmen das Wort, es ging ihnen zu Herzen, und sie schlossen sich an; auch warfen einige Heiden ihre Götzen weg und bekannten sich zu den Christen. So wie diese Versammlung und der darauf ruhende Segen bekannt wurde, wuchs auch die Theilnahme dafür, und vor einigen Monaten wurde ihr ein anständiger Ort zum Gottesdienst angewiesen; dazu wurde auch ein in Madras erzogener Katechist ihr als Lehrer vorgesetzt.

„Da dieses Gemeindlein Niemand in seiner Mitte hatte der es mit den christlichen Sacramenten bedienen konnte, so erfuhr ich bald nach meiner Ankunft, welche man erwartete, daß mehrere Personen nach der Taufe verlangten und Andere christlich vermählt zu werden wünschten; auch wurde ich freundlichst gebeten vor meiner Fortreise das heilige Abendmahl auszutheilen. In der Lage, worin sich diese Gesellschaft befand, hielt ich es für meine Pflicht ihren Wünschen zu willfahren, und um zu erfahren wie weit mehrere Personen zu dem Empfang der verlangten Sacramente geeignet seyen, hatte ich mit Mehreren derselben häufige Unterredungen und wohnte mehrern ihrer Versammlungen bei. Ich taufte während meines Hierseyns vier Personen, segnete zwei Ehepaare ein, und am Sonntag vor meiner Abreise theilte ich in der Landessprache des HErrn Mahl an vierzehn Communicanten aus. Einige dieser Personen waren Glieder von Missionskirchen in verschiedenen Gegenden Indiens, hatten aber seit mehrern Jahren keine Gelegenheit gehabt das heilige Sacrament zu empfangen.

„23. August. Arungabad, eine Stadt etwa 45 Meilen fast westlich von Dschalna. Sie hieß anfangs Gurka, und erhielt ihren jetzigen Namen von Arungsibi,

der als Vicekönig vom Deckan hier seinen Wohnsitz aufschlug. Sie war lange eine der Hauptstädte im westlichen Indien, und die zerfallenen Paläste, Moscheen und Grabmäler zeugen von ihrem frühern Reichthum und Glanz. Die sehr verminderte Bevölkerung zählt doch immer noch 60—70,000, meist Muhammedaner. Die Stadt gehört dem Nisan von Heiderabad, einem Moslem. Das Volk hier schien weniger geneigt mich über Religion reden zu hören oder Bücher anzunehmen als an irgend einem Ort wo ich gewesen war. Die Muhammedaner haben, so sehr sie auch von ihrer Größe herabgekommen sind, ihren alten Stolz doch nicht fahren lassen. Fast jeder trägt irgend eine Waffe bei sich. Das Volk soll im Allgemeinen sehr ausschweifend seyn.

„26. August. Daulutabad, acht Meilen fast nördlich von Arungabad, enthält 3—400 Häuser, meist von Muhammedanern bewohnt. Die Leute zeigten sich sehr gleichgültig gegen alles was ich von Religion sprach, und nur Wenige waren willig Bücher anzunehmen. Der Boden innerhalb der Mauern ist meist mit Trümmern bedeckt. Die an die ehmals ummauerte Stadt anstoßende Festung ist eine Merkwürdigkeit. Sie bestand ursprünglich aus einem isolirten 5—600 Fuß hohen Fels von ovaler Gestalt. Etwa ein Drittel des Felsens vom Fuß aufwärts ist ringsum abgeschaben und bietet von allen Seiten einen senkrechten Felsen von 140 oder 150 Schuh Höhe, an dessen Fuß ein breiter und tiefer Graben in den Stein ausgehauen ist. Die Festung kann nur auf einem in den Fels gehauenen langen, finstern und gewundenen Gang erstiegen werden, dessen Zugang am Fuße des Felsen von Mauern und Thürmen zu dessen Vertheidigung umgeben ist, und welcher bis nahe an den Rücken des Felsen gegen den Gipfel zu führt. Das Hinaufsteigen erfordert etwa zehn Minuten, und da mehrere kleine Nebengänge nach verschiedenen Richtungen auslaufen, so ist ein Führer und ein Licht unentbehrlich. Der Fels besteht aus hartem Granit, dessen Gestaltung und Durch-

brechung unsägliche Mühe und Arbeit gekostet haben muß. Die Eingebornen halten diese Festung für unüberwindlich; und wirklich ist schwer einzusehen wie sie anders gewonnen werden könnte als durch Hunger.

„28. August. Rosa, ein wegen seiner gesunden Lage namhaftes Dorf, meist von Muhammedanern bewohnt, die ihm eine besondere Heiligkeit beimessen. Es ist schon lange ihre Lieblingsbegräbnißstätte. Alte Muhammedaner kommen oft ihre letzten Tage hier zuzubringen, und die Leichen vornehmer Personen werden zuweilen aus entfernten Orten zur Bestattung hieher gebracht. Hier sind die Grabmäler von Kaisern und Fürsten, deren einige sehr groß und ungeachtet ihres Alters von mehrern Jahrhunderten noch sehr gut erhalten sind. Andere sind schon ziemlich zerfallen. Die Bewohner dieses Ortes sind meist sehr unduldsam, und der Missionar findet wenig Aufmunterung unter ihnen."

Nachdem Miss. Graves wieder in Indien eingetroffen war und seinen Wohnsitz auf den Mahabaleschwara-Bergen aufgeschlagen hatte, reiste Miss. Read nach Hause. Miss. Hubbard und Abbott traten auf der Station ein. Auch Dschalna wurde jetzt als eigene Station von dem neuangelangten Hrn. Munger und dem ältern Arbeiter Hrn. Stone besetzt. Ein Seminar für Katechisten wurde in Ahmednuggur eröffnet, und umfaßte 50 Jünglinge; die Schulen wuchsen auf 7 Knabenschulen und zwei Erziehungsanstalten für Mädchen. Im Jahr 1839 berichtete der von Bombay nach der Station versetzte Miss. Ballantine über Siege des Evangeliums:

„Ein junger Brahmine, der seit bald drei Jahren bei uns im Dienste ist, wurde vor zwei oder drei Monaten dahin gebracht seine Hoffnung auf den Erlöser zu setzen und um Aufnahme in die christliche Gemeinde zu bitten. Er heißt Harripant und ist 18 oder 19 Jahr alt. Er hat seit zwei Jahren die Aufsicht über unsere Schulen, und ist daher natürlich nicht nur mit den Lehrern, sondern auch mit den Schülern und den Leuten derjenigen

Dörfer in Berührung gekommen wo unsere Schulen sich befinden. Er hat sich allezeit sehr gesittet betragen und war überall wo man ihn kannte geachtet. Seine Familie steht in Ahmednuggur in großem Ansehen und in Verwandtschaft mit den vornehmsten Brahminenfamilien. Seit er eine bessere Ueberzeugung gewonnen blieb er ungeachtet des Flehens seiner Mutter und des Spottes Anderer derselben treu. Zu Anfang Februars fand sich sein älterer Bruder, der als Schullehrer in unserm Dienste stand, ebenfalls bewogen dem Götzendienst zu entsagen. Nun wurde die Mutter bestürzt. Dies waren ihre einzigen Söhne; sie war eine Wittwe und fürchtete die Schmach die auf ihre Familie fallen würde, wenn ihre Söhne diesen neuen Weg verfolgten. Sie rief alle ihre Verwandten zusammen um ihre Söhne zu überreden der Religion ihrer Väter doch nicht untreu zu werden. Allein es war alles umsonst; die Jünglinge blieben in meinem Dienst und Unterricht.

„Am 25. Februar sah sich der jüngere Bruder durch gewisse Vorfälle zu dem Entschluß veranlaßt nicht mehr nach Hause zu gehen, wo ihm nur Beleidigungen und Drohungen begegneten und er noch schlimmeres befürchtete, sondern bei mir zu bleiben. Am Nachmittag versammelte die Mutter eine große Anzahl Brahminen, welche dann zu mir kamen um sich wo möglich Harripant's zu bemächtigen. Ich ließ sogleich Hrn. Abbott zu meinem Beistand rufen, und so waren wir über eine Stunde von einem Haufen Brahminen umgeben, welche uns bereden wollten wir thäten sehr Unrecht daran, Leute vom Glauben ihrer Väter abzuführen; auch drohten sie uns, wenn wir Harripant nicht ihren Händen überlieferten. Wir sagten ihnen, wir fürchteten ihre Drohungen nicht; Harripant möge gehen wenn er wolle; bleibe er aber lieber, so würden wir ihn beschützen. Hierauf ergrimmten sie sehr und drohten ihn mit Gewalt zu packen. Wir fingen an für ihn zu fürchten; allein eine merkwürdige Fügung befreite ihn aus ihren Händen, und als sie sahen

daß ihre Beute ihnen entwischt war, entfernten sie sich sogleich. Ich berichtete den Vorfall dem Magistrat, und er versprach uns allen nöthigen Beistand. Allein wir blieben hinfort unbelästigt.

„Jetzt hielten die Brahminen zwei bis drei Tage hinter einander Rath, um ihre Religion für die Zukunft sicher zu stellen. Sie bestimmten daß kein Brahmine bei uns Anstellung nehmen, oder seine Kinder in unsere Schulen schicken, oder selbst in unser Haus kommen soll, und zwar bei Strafe der Ausschließung aus der Kaste. Sofort verließen uns unsere Panditen und mehrere Lehrer, und drei unserer Schulen, meist von Brahminenknaben besucht, wurden sogleich leer. Nach einigen Tagen wurde jedoch alles wieder stille; einige Brahminen, die bei uns angestellt gewesen waren, meldeten sich wieder und überdies noch einige neue. Aber keine der eingegangenen Schulen kam wieder auf; vielmehr sind seitdem zwei unserer Dorfschulen zerfallen und zwei andere stehen sehr zweifelhaft. Die hiesigen Brahminen haben in die Dörfer berichtet wo wir Schulen hatten und die Leute aufgefordert ihre Kinder unsern Lehrern zu entziehen; auch sagen die Leute selber sie sehen ihre Kinder nicht gern unsere Bücher lesen. Sie meinen Harripant sey durch diese Bücher verleitet worden seine Religion zu verlassen, und fürchten ihre Kinder möchten auf gleiche Weise zu Christen gemacht werden. Als sie aufgefordert wurden die ihnen besonders anstößigen Stellen zu bezeichnen, sagten sie, sie könnten die Bücher überhaupt nicht leiden, weil sie so voll des Namens Jesu Christi seyen; wir sollten nur diesen Namen überall ausstreichen und dafür Gott setzen, so würden sie nichts dagegen haben. Das ist alles sehr erfreulich. Unsere Schulen sind gefallen; aber der Zweck ihrer Errichtung ist erreicht. Der Name Christi ist bekannt und die Wirkung des Glaubens an Ihn ist offenbar worden.

„Ich sagte oben die Ruhe sey in Ahmednuggur wieder zurückgekehrt. Harripant hatte unterdessen seinen ältern Bruder nach Sattara, etwa 150 Meilen von hier,

geschickt, um seine (Harripant's) Frau zurück zu bringen, indem er wußte, daß wenn sie jetzt nicht käme, er sie nie mehr zu sehen bekommen würde. Sie war zwei oder drei Monate vorher dahin gegangen um ihre Verwandten zu besuchen. Durch eine gütige Fügung der Vorsehung ließ ihr Bruder, bei welchem sie wohnte, sie ziehen, obschon er durch mehrere Briefe von der Mutter Harripants von dem hier vorgefallenen unterrichtet und vor den Folgen ihrer Hersendung gewarnt worden war. Sie kam letzten Samstag hier an, und Harripant nahm sie sogleich in seine Wohnung in unserm Hofe. Dies brachte eine neue Aufregung unter den Brahminen hervor. Harripant's Mutter verklagte ihn am Sonntag beim Magistraten, er habe seine Frau durch Betrug hieher gebracht, und halte sie gegen ihren Willen im Hause. Der Magistrat kam am Montag Morgen um Einsicht von der Sache zu nehmen, wobei die junge Frau ihren Wunsch bezeugte bei ihrem Gatten zu bleiben. Die Mutter sagte ihr hernach sie habe recht gewählt. Wir beten, daß die ganze Familie einst Glieder am Leibe Christi werden möge. Harripant bat uns diese Woche um unverweilte Aufnahme in die Kirche. Er hatte bisher seiner Frau wegen damit gezögert; da er sie aber nun hat, ist kein Grund des Aufschubs mehr da. Wir willigten mit Vergnügen ein und hoffen ihn nun morgen zu taufen. Welch ein Fest für uns!

„Der ältere Bruder wohnt seit seiner Rückkunft von Sattara bei Harripant, dient als Lehrer und empfängt Unterricht. Er ist in einer sehr guten Stimmung, weiß was Recht ist, und ist, so viel wir wissen, entschlossen Gott allein zu dienen; ist aber dabei noch nicht wie Harripant auf dem Punct zu sagen, daß er sein Volk ganz verlassen und mit dem Volke Gottes Theil haben wolle. Möge Gott ihn stärken und willig machen sich ganz ihm zu ergeben!"

Die Missionarien French, Burgeß und Jungfrau Farrar kamen aus America an und Hubbard kehrte dorthin zurück. Sie durften bald Zeugen von der Taufe

mehrerer Heiden seyn. In einem Briefe von 1841 lautet es:

„Am 28. März tauften wir zwei Frauen: die Gattin des jungen Brahminenchristen Harripant, und die Mutter einer unserer kleinen Schülerinnen in der Mädchenanstalt. Erstere war eine Brahminin, Letztere eine Kunbin oder Frau von der Bauernkaste.

„Radhabai, Harripant's Gattin, ist eine angenehme junge Frau von etwa 19 Jahren. Als sie nach ihres Mannes Bekehrung zu ihm zu wohnen kam, war sie ihm anfangs ziemlich entfremdet. Sie hielt ihn sowohl als sich selbst durch seinen Schritt für sehr verunehrt und brütete mehrere Monate lang mit schwerem Herzen über ihrem Kummer. Sie blickte auf die Festtage und geselligen Freuden zurück die sie so oft unter ihren Leuten genossen, und beklagte ihren unwiederbringlichen Verlust.

„Allein neue Umstände besänftigten allmählig ihre aufgeregten Gefühle. Keiner der geringsten unter diesen war das Lesenlernen. Anfangs war ihr schon der Gedanke an das Lernen ein Greuel; allein sie sah sich mitten in einem Kreise wo die Mehresten lesen konnten und in den verschiedenen Kenntnissen die sie sich erworben eine beständige Quelle des Vergnügens fanden. Bald ließ auch sie sich zum Lernen herbei, und zu ihrem Lobe sey es gesagt, daß sie täglich sehr regelmäßig einen Teil ihrer Zeit ihrer Aufgabe widmete. Bald waren die ersten Schwierigkeiten überwunden und in wenigen Monaten war sie im Stande die Bibel verständlich zu lesen.

„Nachdem ich mehrere Monate täglich mit ihr in der heiligen Schrift gelesen, an welcher sie offenbar Gefallen hatte, machte die Wahrheit endlich einen tiefen Eindruck auf sie. Die Belehrungen ihres Gatten, denen sie anfangs stets widersprach, wurden jetzt mit Vergnügen angehört, die Hausandacht wurde eingeführt, und sie fiel jetzt gerne mit ihrem Gatten und den übrigen Hausgenossen vor dem Thron der Gnade nieder.

„Sie hatte bis jetzt das Zeichen an ihrer Stirne ge-

tragen, welches Hindufrauen so lange tragen als ihre Männer leben. Allein sie fing jetzt an zu denken, und zwar nicht von Andern ihr beigebracht, daß auch dieses Zeichen zur Abgötterei gehöre, daß nur die Verehrer falscher Götter es tragen, und daß es sich mit ihrem Glauben, daß dieses keine wahren Götter seyen und daß Jesus Christus ihr Heiland sey, nicht vertrage. Sie legte es daher ohne weitern Anstand bei Seite. Ihre heidnischen Verwandten bemerkten dies sogleich und gaben ihr ihren Zorn und Spott darüber zu fühlen. Sie ertrug es mit aller Sanftmuth und sagte ihnen, sie habe es bei Seite gelegt, weil sie im Sinne habe eine Christin zu werden. Auf die Frage, ob man sie nöthige eine Christin zu werden, antwortete sie, sie habe selber gehört und geglaubt, daß nur in Jesu Christo Heil sey. Ihre Sanftmuth und Festigkeit überwand bald allen Widerspruch.

„Bald hierauf äußerte sie ihren Wunsch in die Kirche aufgenommen zu werden, was letzten Januar geschah. Die Veränderung in ihrem ganzen Wesen war so auffallend, daß wir alle die sie kannten überzeugt waren, daß sie die Macht der göttlichen Gnade wirklich erfahren, und die Beständigkeit in ihrem christlichen Wandel hat uns seitdem in unserer Hoffnung nur bestärkt.

„Gott hat ihren Ehestand mit einem Töchterchen gesegnet, das die Wonne ihrer Mutter ist; dabei fühlt sie aber daß es des HErrn ist, und daß wenn es ihm gefallen sollte dasselbe von ihr zu nehmen, es auch so gut wäre; erhält Er es ihr aber, so soll es seinem Dienst geweihet seyn.

„Am Sonntag den 30. Mai wurden vier Personen durch die Taufe in unsere Gemeinde aufgenommen. Einer davon ist ein Mann, der in einem Dorfe etwa 24 Meilen von hier wohnte. Da er in Rechtsangelegenheiten nach Ahmednuggur kam, und mit Eingebornen unserer Gemeinschaft in Verbindung steht, so wurde er durch sie veranlaßt am Sonntag unserm Gottesdienst beizuwohnen. Nachdem er ein Paar Mal gekommen war, wurde er sehr

für die Predigt des Evangeliums eingenommen und besuchte über ein Jahr lang jedesmal wenn er in die Stadt kam die Kirche. Die Gnade Gottes öffnete ihm das Herz, daß er die Wahrheit aufnahm. Er erkannte die Thorheit des Götzendienstes und die Vortrefflichkeit des Evangeliums. Vor zwei oder drei Monaten bat er um die Taufe; allein wir besorgten er sey noch nicht reif dazu. Einige Zeit nachher sagte er einem Freunde, als er in sein Dorf zurückkehren wollte, mit Thränen, er fürchte er werde nie in die christliche Kirche aufgenommen werden, und man werde ihn wohl in seinen Sünden zur Hölle fahren lassen. Nach einigen Wochen kam er wieder und gab stärkere Beweise als je von seiner Bekehrung. Seine Erkenntniß der Wahrheit, sein Abscheu vor dem Götzendienst, und sein Bestreben zu thun was recht ist, und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden, hatte schnell zugenommen.

„In Betracht dieser Umstände nahmen wir keinen Anstand mehr ihn in die christliche Gemeinde aufzunehmen. Er hat einen scharfen Verstand und ist mit der gewöhnlichen Denk- und Urtheilsweise der Hindus in Religionssachen sehr wohl bekannt. Er ist zwar von niederer Kaste (ein Mahar), aber einer der angesehensten seiner Classe, und geeigneter zum Unterricht gewisser Hinduclassen, als Personen von höherer Geburt und Erziehung. Er macht auch mit Freuden Andern die Wahrheit bekannt, und wir hoffen ihn hierin mit Nutzen gebrauchen zu können. Er hat eine Frau und vier Kinder, die er mit sich nach Ahmednuggur gebracht, wo er jetzt wohnt. Am Sonntag nach seiner Taufe wurden alle seine Kinder derselben ebenfalls theilhaftig. Seine beiden ältern Knaben sind jetzt in der Anstalt.

„Die drei andern Getauften sind ein junger Mann im Dienste der Mission nebst seiner Frau und Mutter, alle von derselben Kaste wie der oben genannte. Alle drei sind mit zwei unserer eingebornen Christen nahe verwandt und wurden großentheils durch ihren Einfluß zur Erkennt-

niß der Wahrheit gebracht. Als Hr. Read in Indien war nahm er einen blinden Mann, Namens Gopal, in die Gemeinde auf. Im Jahr 1835 heirathete Gopal eine blinde Frau, die bald hernach getauft wurde. Beide kamen ins Armenhaus zu wohnen. Dieser Blinde, obwohl von niederer Kaste, übte auf seine Umgebungen einen sehr wohlthätigen Einfluß. Er hat einen sehr guten Verstand und liebt nichts so sehr als Unterhaltungen über das Wort Gottes. Er hat lange Abschnitte desselben auswendig gelernt, und weiß ungeachtet seiner Blindheit wohl mehr von der göttlichen Wahrheit als die Meisten aus unserer Gemeinschaft. Seine Frau ist des jungen Mannes Schwester, der, wie oben gemeldet, nebst seiner Frau und Mutter getauft wurde.

„Diese Beweise der Güte Gottes haben uns nicht wenig ermuntert; vor allem freut es uns, Familienväter mit ihrem Hausgesinde sich zum HErrn wenden zu sehen. Durch oben erwähnte Taufen sind drei Familien mit der christlichen Gemeinde in Verbindung getreten. Es stehen jetzt sechs christliche Familien mit uns in Gemeinschaft, von welchen alle Erwachsenen, einer ausgenommen, Glieder der Kirche sind, und diese haben zusammen neun Kinder, welche alle getauft sind, fünf derselben dieses Jahr."

Die Zeit der Freudenernte nach so langer Thränensaat war gekommen. Die Bekehrungen folgten sich Schlag auf Schlag. Im Jahr 1842 wurden an Einem Tage 6 Männer und 2 Frauen durch die Taufe zur Kirche Christi gezogen. Miss. Ballantine sagt:

„Von den beiden Frauen ist eine die Gattin des Franz Fonceca, der einige Jahre Nationalgehülfe zu Dschalna war und seit Kurzem auf dieser Station wohnt. Sie und ihr Mann waren anfangs Katholiken, und als er im Jahr 1835 Protestant wurde und sich an die Missionskirche anschloß, machte es ihr großes Herzeleid. Indeß erfaßte sie bald die Wahrheiten der Bibel, erkannte die Irrthümer der römischen Kirche, und zeigte sich dabei seit geraumer Zeit als demüthige Christin. Sie wurde

wieder getauft, wie auch ihr Mann bei seiner Aufnahme in die Missionskirche auf Entsagung der päbstlichen Irrthümer hin von M. Munger nochmals getauft worden war. Sie haben zwei artige Kinder, ein Mädchen und einen Knaben.

„Die andere Aufgenommene war Ramkon, das kleine Anstaltsmädchen, welches voriges Jahr auf den Glauben ihrer Mutter getauft worden war. Ihr Betragen zeigt, daß sie wirklich ein Kind Gottes ist. Sie ist jetzt etwa elf Jahr alt. Drei ihrer Mitschülerinnen wurden mit ihr geprüft, in Absicht auf ihre Aufnahme in die Kirche, und die Brüder hielten sie derselben würdig. Darauf ließ man ihre Eltern kommen und sagte ihnen, ihre Töchter hätten den Wunsch geäußert getauft zu werden, und wir seyen bereit sie in die Kirche aufzunehmen. Allein die Eltern wollten das nicht gestatten; sie alle sagten, die christliche Religion sey wahr; und namentlich eine Mutter bemerkte, ihre Tochter möge zu Gott beten und dieser Religion gemäß wandeln so viel sie wolle, aber getauft soll sie nicht werden. Unter diesen Umständen wurde die Taufe dieser drei Mädchen verschoben. Es sind auch noch andere Mädchen in der Schule hervorzutreten bereit; da sie aber noch kleiner sind, so ließ man es mit ihnen lieber noch anstehen, bis es sich zeigen würde wie es mit den andern geht. Man gibt sich viele Mühe die größern Mädchen, welche um die Taufe angehalten, zum Verlassen der Schule zu vermögen. Die Bewohner der Stadt sind durch die Vorfälle der letzten Tage aufgeregt worden, und erklären den Eltern dieser Mädchen, sie müßten ihre Töchter hier wegnehmen oder ihrer Kaste verlustig werden. Die Mütter selbst wünschen daß ihre Töchter bleiben; aber sie fürchten die Folgen; und es wäre möglich, daß sie ihre Töchter nach Hause kommen hießen. Die Mädchen selbst erklären ihren Entschluß zu bleiben, und die Sache dürfte noch vor Gericht kommen, um zu ermitteln ob es ihnen gestattet seyn wird den von ihnen für gut erkannten Weg, gegen den Willen ihrer Eltern, zu verfolgen."

Die Mahars sind die Kastenlosen im Mahratta-Lande, und doch haben sie unter sich wieder ein Kastengesetz und achten noch mehrere Kasten tief unter sich. Sie stehen zwischen den Sudra's und Pariars mitten inne. In jedem Dorfe findet man einige von ihnen als öffentliche Diener, Thorwächter, Besorger und Führer der Reisenden, Boten Polizeidiener und Flurschützen. Sie wissen alle Neuigkeiten von den Dörfern umher und sind die klügsten, gewandtesten der Dorfbewohner. Sie zeichnen sich durch Freiheit von der bigotten Brahminenknechtschaft vor den an die Schelle gebundenen Kurabis (Bauern) aus. Ihr Sinn ist nicht so verdreht, wie der der weit über ihnen an geistigen Fähigkeiten und Kastenrang stehenden Brahminen. Sie sind daher wohl die zugänglichste Classe der Dorfleute: sie hören die Wahrheit, sie streiten und zürnen nicht, ja ihre Gurus, die oft 1000 Schüler zählen, sind Gegner des Götzendienstes, verwerfen die Menschwerdungen der Götter, die Pilgerfahrten und andere Gebräuche, weisen auf den unsichtbaren Gott, der innerlich mit religiöser Betrachtung am Besten verehrt werde. Sie sind wohl die Urbewohner von Mahar-Raschtra, die Stammväter der Mahratten, die nur aus Stolz ihren Namen von Maha (groß) und Raschtra (Nation) ableiten. Seit einiger Zeit hatten die Missionarien Zugang zu dieser wichtigen Volks-Classe gewonnen. Es heißt von den neugetauften Mahars weiter:

„Diese vier Mahars sind lauter Familienväter von 25 bis 30 Jahren. Besonders drei derselben besitzen einen mehr als gewöhnlichen Verstand und sind im Stande einen großen Einfluß unter ihren Leuten auszuüben. Einer von ihnen ist aus einem 14 Meilen gegen Norden gelegenen Dorfe, ein anderer aus einem 40 Meilen in derselben Richtung entfernten Dorfe. Diese werden wahrscheinlich in ihren Dörfern wohnen bleiben und nur mitunter hieher zum Unterricht kommen.

„Die beiden andern Mahars hatten schon lange theils bei den Engländern theils bei uns Beschäftigung gehabt;

aber auch ihre Dörfer sind 30 bis 40 Meilen gegen Norden von hier entfernt; und wenn sie dorthin zu wohnen gehen, wie sie jetzt halb im Sinne haben, so werden sie Gelegenheit haben unter ihren Landsleuten viel christliche Erkenntniß zu verbreiten, wozu sie durch ihren Verstand wohl geeignet sind; nur haben sie noch viel mehr Kenntniß der Wahrheit nöthig als sie bis jetzt besitzen. Einer dieser beiden ist der Gatte der im Juni aufgenommenen jungen Frau. Er war damals noch ein heftiger Mensch und haßte die Religion. Die Veränderung ist sehr auffallend; alle die ihn kennen erstaunen einen solchen Schwelger jetzt unter dem Kreuze Christi einen solchen Bären nun wie ein Lamm zu sehen. Niemand hat mehr Ursache sich dieser Veränderung zu freuen als seine Frau, welche nun erfährt, daß ihre Bemühungen ihn zu besänftigen und in der christlichen Wahrheit zu unterrichten, so wie ihre Gebete für ihn zu Gott, nicht umsonst waren."

Um jene Zeit machte Miss. Abbott eine Reise, die den Mahars insbesondere galt. Er fand unter ihren Gurus viel Aufmerksamkeit auf das Wort Christi. Zugleich nahm aber ein anderes Ereigniß die Sorge und das Gebet der Missionarien in Anspruch. Drei Mädchen ihrer Erziehungsanstalt baten um die Taufe und erhielten sie. Sogleich nahmen die Eltern ihre Kinder, Knaben und Mädchen, aus den Händen dieser Kasten-Zerstörer. Es war ein wehmüthiger Anblick, diese Kinder scheiden zu sehen, von denen mehrere schon Christum im jungen Herzen trugen und um nur bleiben und die Taufe erhalten zu können, sogar absichtlich durch Essen die Kaste brachen. Ein armes Mädchen wurde von ihrem Vater hart geschlagen, ja mit dem Tode bedroht, weil sie nicht aufhörte, die Rückkehr in die Anstalt zu verlangen. Eines der getauften Kinder starb in lebendigem Glauben, durch ein anderes wurde seine Mutter bekehrt. Ueber die Schicksale dieser Kinder meldet Hr. Ballantine:

„Die Eltern der beiden andern Mädchen schlugen einen verschiedenen Weg ein. Statt der Mißhandlungen

suchten sie auf ihre Gefühle zu wirken, die bei den Hindu meist sehr stark sind, und mit dem Vorwand, daß einer ihrer Verwandten krank sey, gelang es ihnen sie nach Hause zu locken. Wir warnten sie zwar vor der Gefahr; allein sie meinten es sey nichts zu befürchten und versprachen bald wieder zu kommen. Das blinde Mädchen erfuhr jedoch bald, daß ihre Eltern nicht im Sinn hatten sie zurückkehren zu lassen; sagte ihr doch ihre Mutter schon unterwegs wir sollen sie nie wieder sehen. Sie blieb streng bewacht acht oder neun Tage bei ihren Eltern; allein das arme Mädchen fand einmal Gelegenheit sich der Aufsicht zu entziehen, und da ihr ein ehemaliges Schulmädchen begegnete, bat sie dasselbe sie zu uns zu führen. So kamen sie beide gelaufen so schnell sie konnten, jeden Augenblick befürchtend eingeholt zu werden. Allein Niemand frug nach ihr; und sie hat seitdem sehr vergnügt bei uns die christlichen Segnungen genossen und verlangt nicht mehr nach Hause.

„Das dritte Mädchen war weit weniger glücklich. Von ihrer Mutter nach Hause genommen, blieb sie eine Zeitlang von ihren Eltern scharf bewacht; und aus Furcht daß sie am Ende doch entfliehen möchte, brachten sie sie nach Malligahm, 120 Meilen weit von hier, wo sie jetzt noch ist. Sie schrieb uns von da mehrere Briefe, worin sie uns Hoffnung machte, daß sie bald wieder bei uns seyn werde. Sie lehnte eine Heirath mit einem Heiden entschieden ab, mit welchem ihre Eltern sie verbinden wollten, und sagte sie wolle nur einen Christen heirathen. Allein als Hr. Abbott sie vor einigen Wochen in Malligahm besuchte, fand er sie nicht willig ihre Eltern zu verlassen, ungeachtet sie ein Verlangen bezeugte zu uns zu kommen und zu bleiben, und er kam ohne sie zurück. Wir fürchten sie werde zu ihrem Verderben da bleiben wo sie ist."

Das ganze abgelaufene Jahr 1842 war ein Segensjahr gewesen, indem es 17 Bekehrungen von Heiden gesehen hatte. Dem Brahminen Ram Krischna war sein Bruder nachgefolgt:

„Da Ram Krischna dem Hinduismus entsagt hat, so mußte seine Familie ihn für todt halten, die Leichenfeierlichkeit begehen und sich durch Annahme einer Genugthuung reinigen; und alles dies mußte in Punah geschehen, wo einige seiner Verwandten wohnen. Der Vater kam dem Sohne Vorstellungen zu machen; und hinwiederum suchte der Sohn dem Vater zu zeigen wie wichtig es sey, daß er selber ein Christ werde. Der Vater wußte nichts gegen das Christenthum zu sagen als daß es den Leuten seiner Kaste zuwider sey. Unter dem Schutze der Nacht suchte seine Mutter ihn mit stürmischen Klagen, wie sie sich ausdrückte, zur Vernunft zu bringen. Ich suchte mit ihr zu reden, erhielt aber nur Beschimpfung zur Antwort. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen den Sohn zurück zu erhalten, gaben sie ihn endlich verloren. Sie erlaubten seinem Bruder Wischnu nicht ihn allein zu besuchen; als aber der Vater den Jungen ausschickte um Vorbereitungen zur Abreise zu machen, benützte er die Gelegenheit seinen Bruder zu sehen. Er hatte eine lange Unterredung mit Ram Krischna und sagte ihm er sey entschlossen bei ihm zu bleiben und nicht zum Vater zurückzukehren. Er ging jedoch wieder zum Vater, vollendete die Vorbereitung zur Abreise und kam abermals zu seinem Bruder. Nach einer weitern Unterhaltung sandte er seinem Vater dem Inhalt nach folgende schriftliche Erklärung:

„Ich habe mir vorgenommen bei meinem Bruder zu „bleiben. Ich thue dies weil ich überzeugt bin, daß die „christliche Religion die allein wahre Religion und daß „Christus der alleinige Heiland sey. Glauben Sie nicht „daß mir dieses erst heute in den Sinn gekommen sey. „Schon vor langer Zeit, als mein Bruder in einer Schule „zu Wamburi lehrte, hatten wir öftere Unterredungen „über das Christenthum, und ich sagte ihm damals, „wenn er ein Christ werde, so wolle ich auch einer wer„den. Und als ich mit Ihnen in Udschein war und da „meines Bruders Bekehrung erfuhr, machte mirs Freude; „und Sie hätten aus meinem Benehmen ersehen können,

„daß ich keinen Glauben an die Hindu-Religion hatte. „Als Sie beschlossen über Ahmednuggur zu reisen, war ich „froh. Sie thaten wohl daran diesen Weg zu gehen. „Und nun, lieber Vater, betrüben Sie sich nicht meinet„wegen. Ich bin fest entschlossen hier zu bleiben, und „werde nicht zu Ihnen zurückkehren."

„Nach Empfang dieses Briefes kamen Vater und Mutter sogleich ihn zu sehen. Der Vater bemühte sich ein ehrbares Betragen zu beobachten, verrieth aber große Aufgeregtheit. Er tadelte Niemanden und strengte sich aufs äußerste an, sich durch alle Tröstungen, welche der Hinduismus gewährt, aufrecht zu erhalten: „es hilft nichts gegen unser Schicksal zu kämpfen; was geschehen sollte ist geschehen." Das war sein ganzer Trost. In Bezug auf den ältern Sohn bemerkte er: „es sey ein Trost zu wissen, daß er sich nicht um Geld oder aus andern schlechten Beweggründen der Kaste verlustig gemacht, sondern blos um seiner Seligkeit willen. Er bedaure seinen Irrthum, aber seine Beweggründe seyen gut." — Die Mutter war wie wahnsinnig: sie wollte sich den Kopf an einem Felsstück zerschlagen; aber der Sohn hielt sie zurück, daß sie sich nicht selber Schaden zufügte. Es kamen ihrer zehn oder zwölf Brahminen die den Jungen mit Gewalt wegschleppen wollten; allein die Dieuerschaft und die Knaben der Anstalt standen zu seinem Schutz bereit. Der Vater redete die Rotte an und sagte es nütze nichts Gewalt zu brauchen; er schäme sich, sie so thöricht handeln zu sehen.

„Jetzt wurde der eingeborne Magistrat gerufen, und dieser fragte den Knaben ob es sein Wunsch sey bei seinem Bruder zu bleiben, oder ob er mit seinen Eltern gehen wolle. Der Knabe erwiederte, er wünsche zu bleiben, und nachdem er ihn drei Mal gefragt und dieselbe Antwort erhalten hatte, sprach er zu den Leuten: „Geht nur, der Knabe hat die Freiheit zu gehen oder zu bleiben, nachdem es ihm gefällt." Tags darauf suchten die Brahminen den Vater zu bereden, eine Bittschrift wegen des

Knaben an die Regierung zu richten; aber der Vater wollte nicht. Er reiste mit schwerem Herzen nach Punah ab. Beim Weggehen sagte er, er sey nach Ahmednuggur gekommen um einen Sohn zu holen und dadurch habe er noch einen verloren."

Zu welcher feindseligen Wuth selbst Mutterherzen gegen ihre Kinder gestachelt wurden, zeigt folgende Nachricht:

„Im Januar und Februar sandte ihre Mutter sie mehrmals ihre Schwester zu besuchen und wo möglich zur Rückkehr zu veranlassen. Bei einem dieser Anläße entschloß sie sich aber zu bleiben und nicht wieder nach Hause zu gehen, und gab als Grund an, ihre Eltern hätten im Sinn sie nach einem entfernten Dorfe zu bringen, um sie an einen Heiden zu verheirathen, und das wäre ihr Verderben. Unter diesen Umständen konnten wir es nicht auf uns nehmen sie gegen ihren Willen ihren Eltern auszuliefern, und erlaubten ihr daher zu bleiben, indem wir ihr Schutz gegen Gewalt zusagten, bis der Richter die Sache untersuchen und darüber entscheiden könne.

„Noch denselben Tag versuchte die Mutter das Mädchen mit Gewalt wegzunehmen, wurde aber verhindert. Tags darauf gab die Mutter beim Gehülfsrichter eine Bittschrift ein um Rückerstattung ihrer Tochter; allein er wies die Sache ohne weiters ab als etwas das ihn nichts angehe. Hierauf brachten die Verwandten des Mädchens ihr Anliegen vor den Collector, welchem sie sagten, das Mädchen sey erst vier oder fünf Jahr alt. Derselbe schrieb uns nun und bat um nähere Auskunft, indem er beifügte, wenn das Mädchen wirklich so jung sey als man ihm angegeben, so könnten wir sie nicht wohl gegen den Willen ihrer Eltern behalten. Wir meldeten ihm hierauf, das Mädchen sey 11 bis 12 Jahre alt, sey schon seit 6 oder 7 Jahren in der Missionsschule und sie sey aus freiem Antrieb hier geblieben um nicht einen Heiden heirathen und den Götzen dienen zu müssen. Seitdem haben wir

nichts mehr hierüber gehört und glauben die Sache beigelegt.

„Am 15. März, als einem großen Hindufesttag, brachte die Mutter ihren zwei Töchtern etwas niedlich zugerichtete Speise, welche sie sich gut schmecken ließen; aber in weniger als einer Stunde wurden sie vom Schwindel befallen, verloren bald ihr Sprachvermögen und den Verstand. Man ließ sogleich den Arzt rufen und wandte Mittel an; aber die ganze Nacht war keine Besserung zu spüren: die jüngere war sehr unruhig und wild, die ältere stumpf und empfindungslos. Am Morgen waren sie jedoch viel besser und in einigen Tagen ganz hergestellt.

„Am Abend nachdem sie krank geworden berichtete ich das Vorgefallene dem eingebornen Polizeibeamten, und er nahm die Mutter sogleich in Gewahrsame. Die Sache ist nun beim Magistrat in Untersuchung. Am Tage nach der Verhaftung der Mutter kamen die Töchterchen in großer Bekümmerniß zu mir und baten um Losgabe ihrer Mutter. Sie fürchteten sehr ihre Mutter würde für ihre That bestraft werden. Beim Verhör vor dem Magistrat wurden sie gefragt, was sie in Bezug auf ihre Mutter wünschten. Die ältere antwortete: „Meine Mutter hätte das nicht thun sollen; indeß hoffe ich der Magistrat werde ihr den Fehler verzeihen und sie los lassen." Auch die jüngere bat um ihre Befreiung."

In den folgenden Jahren (1843 und 1844) ging die Aufregung unter den Hindus für und gegen die Wahrheit in Christo fort und die Predigtgehülfen Harripant und Narayan machten bei einem Besuche des Dorfes Shokur eine Erfahrung vom Hasse der Heiden. Sie wurden mit Gewalt gehindert auch nur an den öffentlichen Brunnen ihren Durst zu löschen. Von Predigt konnte bei der heftigen Feindschaft gar nicht die Rede seyn. Ja als einer derselben fieberkrank in einem Tempel ausruhen wollte, was ja die öffentliche Herberge ist, wurde er hinausgestoßen und genöthigt, ohne sich irgendwo niederzulegen, den Ort zu verlassen. Diese Hartherzigkeit führte

jedoch zu einem obrigkeitlichen Einschreiten und hatte die Folge, daß die Predigt des Evangeliums seitdem unangefochten blieb. Bald nach diesem Ereigniß konnten die Missionarien zu Ahmednuggur sechs Heiden taufen und diesen folgte ein Guru, der schon länger mit ihnen verkehrte. Es heißt von ihm:

„Dieser Guru hatte sich früher zu verschiedenen Hindu-Secten gehalten in der Hoffnung eine seinem Bedürfniß entsprechende Religion zu finden. Nach dem Zeugniß derer, die ihn am genauesten kannten, war er ein sehr sittlicher Mann und frei von der Schwelgerei und Unkeuschheit denen Gurus hier zu Land so oft ergeben sind. Er hatte in Ahmednuggur, Puna, Bombay, Nassik und überhaupt im ganzen Lande umher Hunderte von Jüngern um sich versammelt, auch sonst über eine bedeutende Classe einen großen Einfluß geübt. Vor etwa einem Jahre hörte er zum ersten Mal von Jesu Christo als dem Heiland der Welt. Seit er vor einigen Monaten nach Ahmednuggur kam, besuchte Bhaguba, der ihn kannte, ihn öfters und stellte ihm die Vortrefflichkeit des Christenthums dar. Er hörte ihm aufmerksam zu und wurde bald von der Wahrheit dessen überzeugt was Bhaguba ihm sagte, kam auch um weitern Unterricht zu mir. Er fing nun an seinen Jüngern vom alleinigen Heil durch Jesum Christum zu predigen, und die Meisten verließen ihn in Folge davon; Einige aber erklärten, da er beschlossen habe das Christenthum anzunehmen, so könnten sie nicht anders als ihm auch darin nachfolgen. Er sagte ihnen, er habe sie bisher getäuscht; er habe eine schwere Schuldenlast auf sich indem er sie in Sachen ihres Heils so schmählich hintergangen habe; und er wisse seiner Sündenlast nicht anders los zu werden als durch Jesum Christum den unschuldigen Erlöser verlorner Menschen; an diesen Erlöser sollten auch sie sich wenden um selig zu werden.

„Er spricht jetzt unumwunden von den verschiedenen Trugweisen, deren er sich zu bedienen pflegte, und insbesondere wie er es angegriffen um von seinen Jüngern

Geld zu erhalten. Er behauptet, daß alle Hindu-Religionen, mit denen er noch bekannt geworden, sich nur durch Lug und Trug erhalten; das Christenthum sey die einzige Religion die er von allen Trügereien frei befunden habe und die sich zu ihrer Erhaltung allein auf die einfachen Zeugnisse Gottes verlasse."

Ein Muhammedaner folgte diesem Täufling nach:

„Die Taufe des muhammedanischen Munschi auf seinem Sterbebett im Spital war für die Mitglieder unsers Gemeinleins ein wahres Fest. Er hatte mehrere Jahre zuvor, als er beim americanischen Miss. Ramsay in Bombay im Dienst war, die Wahrheiten des Christenthums verkündigen gehört, und er war schon damals durch Lesung von Tractaten von der Wahrheit des Evangeliums und der Thorheit des Koran-Glaubens überzeugt worden. Von der herzlichen Sorge des Hrn. Ramsay um sein Heil gerührt, hätte er sich fast entschlossen ein Christ zu werden; statt aber seinem Gewissen zu folgen, überließ er sich bösen Leidenschaften und dem Einfluß arger Gefährten, und führte eine Zeitlang ein sehr ausschweifendes Leben.

„Er fühlte daß er ein großer Sünder gewesen sey; und als er nun den Tod zwar langsam aber sicher nahen sah, erschrak er vor ihm; er erkannte daß er eines Heilandes bedürfe, eines sündelosen allmächtigen Erlösers, der ihm seine Schuldenlast abnehme und Gottes Gerechtigkeit Genugthuung gebe. Er erkannte daß Muhammed nichts zu seinem Heil gethan habe, und betete zu Jesu um Vergebung seiner Sünden. Er ließ die Missionare rufen, bezeugte ihnen seinen Glauben an Christum und sein Verlangen den Namen des Erlösers noch vor seinem Ende öffentlich zu bekennen. Er zeigte klare Einsichten in die christliche Wahrheit, und ohne weitere Kunde über ihn, als was wir von ihm selber vernahmen, tauften wir ihn im Namen des HErrn Jesu, indem wir glaubten daß er im Angesicht des Todes und in der Erwartung nun bald vor Gott seinem Richter erscheinen zu müssen, keine Täu-

schung beabsichtigen könne. Er starb in weniger als drei Tagen nach seiner Taufe; und das hindustanische Testament, das wir ihm gaben, und das er mit großer Aufmerksamkeit zu lesen schien, ward nach seinem Tode auf seiner Brust gefunden."

Eine Schaar von Dorfbewohnern waren die nächsten, die im Jahr 1844 zur Taufe gelangten. Sie konnten eher bei ihrer bisherigen Arbeit bleiben, bei den Andern aber wuchs die Verlegenheit, ihnen ihr Fortkommen zu verschaffen. Die Kraft des Evangeliums fuhr und fährt noch heute fort sich zu verherrlichen und noch der neueste Bericht von der Mitte vorigen Jahres (1845) sagt:

„Seit meiner Rückkehr vom Gebirge war ich beständig mit dem Unterricht solcher beschäftigt die in die Kirche aufgenommen zu werden wünschen. Ihrer 4 oder 5, die ich noch nie gesehen hatte, kamen aus entfernten Dörfern. Die Lernbegierde die sich kund gab, so wie ich auf meiner Rückreise vom Gebirge das Gebiet der Ahmednuggur-Mission betrat, war wirklich höchst erfreulich. In Sirur sowohl als auf der Nebenstation Randschengaam war es mir gegönnt mich mit mehreren neuen Erweckten zu unterhalten.

„In Ahmednuggur selbst fand ich dann der Hände voll zu thun: die Leute schienen wirklich dem Himmelreich Gewalt anthun zu wollen. Letzten Sonntag wurden drei Männer und zwei Frauen in die Gemeinde aufgenommen, zwei dieser Männer sind bejahrt, und einer von ihnen ist der Vater, der andere der Oheim eines unserer Nationalgehülfen, und eine der Frauen ist seine Gattin. Alle waren von der Mahar-Kaste. Mehrere Taufbewerber wurden noch auf weitern Unterricht verwiesen. Ein Mann, der in seinem Dorf, 24 Meilen von hier, großen Einfluß hat, und früher sich der Wahrheit heftig widersetzte, ist seit einiger Zeit unter seinen Landsleuten ein Prediger der Gerechtigkeit. Ich sah ihn letzten Sonnabend zum ersten Mal; und in mehreren Unterredungen die ich mit ihm hatte, verwunderte ich mich über seinen Schatz von Schrift-

kenntniß, seine klare Einsicht in den Heilsweg durch Christum und seinen festen Entschluß den Willen Gottes zu thun. Der Geist Gottes hat ihn allein unterrichtet; denn ich hatte wenigstens noch nie mit ihm gesprochen. Er hat die heilige Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen und sich daraus einen Schatz der Weisheit gesammelt. Die ersten Bücher, die er erhielt, zerriß er im Zorn. Er ist der Schwager unsers Nationalgehülfen, dessen Vater und Frau letzten Sonntag in unsere Gemeinde aufgenommen wurden. — Unsere Nationalgehülfen von der Maharkaste thun ein gutes Werk, und wir haben großes Zutrauen zu ihnen."

Wir haben bei diesem Ueberblicke im Vorbeigehen gesehen, daß Miss. Graves bei seiner Rückkehr aus der Heimath nach Indien durch seine schwache Gesundheit genöthigt blieb, die Stationen Bombay oder Ahmednuggur zu meiden. Er wendete sich auf die Mahabalaschwara-Berge und begann dort zu Malcolm-Peth seine Arbeit. Und sie blieb nicht ungesegnet. Er durfte allmählig 4 Chinesen, die dort als Verbrecher ihre Strafzeit erstanden, 2 Mahratten und einen römischen Katholiken, Christo zuführen; eine Muhammedanerin hingegen, die getauft wurde, hatte er den Schmerz nicht nur selbst wieder abfallen, sondern auch ihre Tochter von dem guten Hirten weglocken zu sehen. Eine Mädchenanstalt gedieh im Segen und die Arbeit an der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Mahratta-Sprache ging unabläßig fort. Er besuchte manchmal das nahe Sattara, die Residenz des Radscha's. Eine andere Station wurde im Jahr 1837 besetzt, nämlich die zu Dschalna im Gebiete des muhammedanischen Fürsten von Heiderabad, der Nizam genannt. Miss. Munger und Stone waren ihre ersten Arbeiter. Es ist dies eine stattliche Hindustadt 24 deutsche Meilen im Nordosten von Ahmednuggur, ein ganz neues Feld. Die Missionarien durchzogen die Dörfer weit umher, und überall erregte die Botschaft in ihrem Munde mehr Erstaunen und Fragen als Widerwillen. Selbst in die Hauptstadt des Nizam wurde von hier aus das Wort

des Lebens getragen. Nur war es eine schmerzliche Nothwendigkeit im Jahr 1842 die Station wieder zu verlassen, weil die Erkrankung Hrn. Mungers nach dem Austritt von Hrn. Stone die Besetzung derselben unmöglich machte.

Dafür war im Jahr 1841 eine andere Stelle besetzt worden, nämlich Sirur. Miss. French nahm dort seinen Aufenthalt. Er sagt:

„Sirur liegt an der Hauptstraße von Ahmednuggur nach Punah, 28 Meilen von jenem und 40 Meilen von diesem. Folgendes ist seine Geschichte. Als das brittische Heer ins Deckan eindrang, war es seine erste und einige Zeit seine Hauptstation. Das war ehe Ahmednuggur oder Punah in die Hände der Engländer gefallen war. Damals war Sirur ein großes Militär-Quartier, zu welchem sich aus verschiedenen Theilen des Landes ein großes Volk als Heergefolge herzufand. Als sich aber die brittische Macht ausdehnte und ihr andere wichtige Ortschaften unterworfen wurden, ward dieses Quartier aufgehoben, und die Truppen wurden meist an andere Orte versetzt. Jetzt ist nur noch eine Abtheilung Reiterei hier. Als jene Truppen wegzogen, folgte ihnen auch ein Theil der Ansiedler, während andere, wie Geldwechsler, Krämer u. s. w. die sich weniger vom Militär erhielten, zurück blieben und jetzt diejenige Bevölkerung bilden, woraus dermalen Sirur besteht.

„Die gegenwärtige Bevölkerung beträgt, nach einer eben erst auf meine Bitte vorgenommenen Zählung, etwa 6500. Sie ist natürlich sehr gemischter Art; allein ich betrachte dies als einen Vortheil: die Brahminen haben hier nicht so viel Einfluß als meist anderswo. Die vielerlei Sprachen mögen auf den ersten Blick ein Hinderniß scheinen; allein es ist damit nicht so schlimm, da Jedermann mehr oder weniger Mahratta versteht und die Meisten es sprechen.

„Mein Empfang unter den Leuten und die Aufmerksamkeit womit sie das Evangelium hören war bis jetzt

sehr erfreulich. An den Sonntagen habe ich eine recht ansehnliche Versammlung in meiner Wohnung.

„Was die Umgegend anbelangt, so bin ich persönlich noch wenig damit bekannt. Ich höre jedoch, es fänden sich innerhalb 12 bis 15 Meilen mehrere große Dörfer außer vielen kleinern. Ich habe ihrer vier oder fünf besucht und freute mich überall der guten Aufnahme unserer Bücher, bei denen die lesen können, so wie der Aufmerksamkeit womit die Botschaft des Heils angehört wurde. In einem dieser Dörfer traf ich eine kleine Schule unter einem alten Schullehrer, der vor mehrern Jahren im Dienste des Miss. Graves in Bombay war. Er empfing damals vielen Religionsunterricht und wünschte getauft zu werden; aber es unterblieb, weil er, wie ich von Dadschiba höre, der ihn sehr gut kennt, zu viel Besorgniß hinsichtlich seines künftigen Ergehens an den Tag legte. Wie er jetzt denkt und fühlt habe ich noch nicht ermitteln können. In einem andern Dorfe traf ich eine Frau die lesen konnte; ein eben so erfreulicher als seltener Umstand. Sie hatte es in Bombay gelernt."

Als er nach einiger Zeit die umliegenden Dörfer besuchte, durfte er dort viel Aufmerksamkeit auf seine Predigt, besonders beim weiblichen Geschlechte und bei den Mahars. Nicht lange, so hatte er eine kleine Gemeinde um sich gesammelt und in diese konnte er im Jahr 1845 einen der heiligen Bettler, einen Gosain, aufnehmen. Er schildert den Mann und das Ereigniß so:

„Scheivaram war ein Gasawi von der Mahar-Kaste, aber keiner der Unwissenden und Landstreicher. Er ist schon seit vielen Jahren hier wohnhaft und pflegte die Schastras vorzulesen. Es heißt sein Vater habe gelobt, wenn ihm ein Sohn geboren würde, solle er zwölf Jahre lang als Fakir (religiöser Bettler) leben. Als aber der Knabe selber zu denken anfing, wollte er sich an des Vaters Gelübde nicht binden und gab das Fakirleben auf. Einige Zeit darauf zog er sich bei Verrichtung einer Kunstfertigkeit einen Schaden zu, durch welchen er bleibend lahm

wurde. Seine Verwandten schrieben dies der Uebertretung des Gelübdes zu; er aber gedenkt dessen mit großer Dankbarkeit als einer göttlichen Leitung, die ihn endlich zur Erkenntniß Christi führte. Bald nach jenem Unfall lernte er lesen, wurde eines Gosawi Jünger und zuletzt selber ein Gosawi, in welcher Eigenschaft er 25 Jahre verlebte und zu verschiedenen Zeiten an hundert Jünger hatte, deren mehrere gegenwärtig hier wohnen.

„Seit ich vor bald vier Jahren auf diesen Posten kam, wohnte Scheiwaram zuweilen meinen Predigten bei; auch bin ich öfters bei meinen andern Arbeiten mit ihm zusammen gekommen. Während dieser Zeit widerstand er der sich ihm immer mehr aufdringenden Wahrheit, bis er vor einigen Monaten, von der Falschheit des Hinduismus überzeugt, sich mit Ernst an die Prüfung des Christenthums machte und so bald zur Einsicht gelangte, daß dasselbe die wahre Religion sey. Um indeß über einige Zweifel ins Klare zu kommen begab er sich letzten November von einem seiner Jünger begleitet nach Ahmednuggur, wo er mehrere Tage zubrachte. Sein Umgang mit den eingebornen Christen that erstaunliche Wirkung bei ihm: er empfing sehr viel Belehrung, seine Zweifel wurden gehoben, und er wurde von der Wahrheit des Christenthums völlig überzeugt. Er äußerte oft, sein Herz sey in Ahmednuggur getauft worden.

„Bald nach seiner Rückkehr starb seine alte Mutter, worauf er nach Volkssitte mehrere Tage nicht ausging. Dann wurde er selbst krank und mußte eine Zeitlang zu Hause bleiben. Dadurch und durch meine eigene Abwesenheit sah ich ihn einen Monat lang sehr wenig, und wenn ich ihn sah, schien er keine Lust zu haben Christum vor den Menschen zu bekennen, was mich etwas befremdete. Später zeigte es sich, daß er dem Gedanken Raum gab, da sein Herz, wie er meinte, getauft sey, so habe eine andere Taufe wenig Bedeutung für ihn. Er glaubte, wenn er unter seinem Volk bleibe, mehr für das Christen-

thum thun zu können, als wenn er es verlasse und Christum öffentlich bekenne.

„Endlich wurde er jedoch auf folgende Weise zum Entschluß gebracht Christum öffentlich zu bekennen. Als ich ihnen eines Sonntags Morgen nach dem öffentlichen Gottesdienst einlud mit mir ins Bangalo zu kommen um die heilige Schrift zu lesen, da kam er, blieb bis Nacht und kehrte dann zu den Seinigen zurück. Den andern Tag kam er wieder, mit der Bitte um Erlaubniß beständig bei mir zu bleiben, er könne nicht länger bei seinen Leuten leben, er hätte viel Beschimpfung von ihnen zu dulden gehabt weil er den Sonntag bei mir zugebracht habe. Ich bezeugte ihm im Verlauf des Gesprächs, daß er nicht zwei Herren dienen könne; entweder müsse er die Welt verlassen oder die Hoffnung ein Christ zu werden aufgeben. Am folgenden Tage wiederholte er seine Bitte noch dringlicher und sprach zugleich sein Verlangen aus alle seine weltlichen Verbindungen aufzugeben und mit dem Volke Gottes Schmach zu leiden. Von da an schlug er seine Wohnung bei mir auf, wo ich nun Gelegenheit hatte ihn noch gründlicher im Christenthum zu unterweisen und ihn selber so wie seine Beweggründe zum Christwerden besser kennen zu lernen. Als ich darüber im Reinen war gab ich ihm das Bundessiegel der heiligen Taufe und hieß ihn als Glied der Kirche Christi willkommen.

„Er hat bis jetzt unsere Hoffnungen nicht getäuscht und verspricht in seinem Theile recht nützlich zu werden. Mehrere seiner Jünger zeigen eine Neigung zum Christenthum und ihrer einige halte ich für aufrichtige Wahrheitsforscher. Die Sache Christi hat hier einen neuen Anstoß erhalten und ich bitte das Volk Gottes um dessen Fortdauer und Vermehrung zu beten."

Damit verlassen wir das Mahratta-Volk, über welchem die Sonne der Gerechtigkeit angefangen hat aufzugehen und wenden uns zum Schlusse noch nordwärts in die Halbinsel Guzurat.

In diese Halbinsel hinüber wirkte die englische Mis-

sion von der Station Surat aus und Strahlen des Lichtes drangen in ihre Finsterniß. Der Miss. Alexander Fyvie daselbst schildert in einem kräftigen Aufrufe an seine Landsleute den Zustand dieser Halbinsel folgendermaßen:

„Die Einwohner der Provinz Gudscherat werden auf 5,000,000 geschätzt, und wenn wir die Provinz Katsch und die Grenzen von Radschputana und Malwa, wo die Leute mehrentheils, vorzüglich in den großen Städten, wenn auch mit Abweichungen, im wesentlichen dieselbe Sprache reden wie im eigentlichen Gudscherat, mit hinzu rechnen, so haben wir eine wahrscheinliche Bevölkerung von 8—9,000,000, von welchen der bei weitem größte Theil Hindus sind."

Ueber das Land und seine Bewohner sagt ein anderer Sendbote des Evangeliums:

„Gudscherat ist sehr flach, aber der Boden ungemein fruchtbar, so daß ihm der Name „Garten Indiens" beigelegt wurde; es ist natürlich sehr volkreich, und um die Stadt her wohnt eine ungeheure Bevölkerung in Dörfern. Das Volk ist von dem des südlichen Indiens sehr verschieden; man findet hier nichts von dem knechtischen kriechenden Wesen, selbst bis nach Bombay hinauf: es ist ein freies stolzes Geschlecht, von patriarchalischer Lebensweise, ähnlich den Hochländern Schottlands, und die Männer gehen meist bewaffnet. Hader zwischen den verschiedenen Familien ist nicht selten. Die Stadt ist unlängst mit einer Mauer umgeben worden, indem sie früher mitunter von Reiterhorden besucht und geplündert worden war. Die Stadt und Umgegend sind voll von muhammedanischen Ruinen; die Moscheen zerfallen; einige sind in Wohnhäuser umgewandelt worden. Die Sitten sind aufs tiefste gesunken; die feierlichsten Eide werden mißachtet; das Menschenleben wird so wenig geschätzt, daß mich ein Herr, welcher Gelegenheit hat die Sache zu kennen, versicherte, es seyen Hunderte in dieser Stadt die um fünf Rupien irgend Einen der ihnen bezeichnet würde mit dem

größten Kaltblut ermorden würde, wenn sie nur eine Aussicht zur Flucht hätten."

In der Hauptstadt dieses Landes, Ahmedabad, ließ sich im Jahr 1842 Hr. Allen als Missionar der englischen Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums nieder. Er fand, daß die mächtige Muhammedanerstadt von 120,000 Einwohnern, von denen nur der kleinere Theil zu den Götzen der Brahminen um Hülfe aufschaut, der weit größere zum falschen Propheten betet, in raschem Sinken begriffen ist. Auf dem Wege fand er zu Kaira eine kleine Christengemeinde von der er meldet:

„In Kaira findet sich eine liebliche Gruppe von 5 oder 6 eingebornen Christen, die wie Schafe mitten unter den Wölfen unter sehr ungünstigen Umständen an ihrem Glauben fest halten. Diese armen Leute kommen, nebst einigen andern, welche Unterricht empfangen aber nicht getauft sind, an den Sonntagen zum Lesen des Wortes Gottes und Gebet, so wie zu gegenseitiger Belehrung und Aufmunterung zusammen. Den Unterricht ertheilt vornehmlich eine alte Frau, welche in den Evangelien und der Apostelgeschichte, die einzigen Theile der heiligen Schrift die sie in ihrer Sprache besitzen, sehr bewandert ist, und sie haben ihre mündliche Unterweisung zur Verwunderung wohl behalten. Ich kann ihre Geschichte nicht genau erfahren; aber sie sind alle, ein Kind ausgenommen, durch Caplane getauft worden, welche gelegentlich hinkamen. Durch einen christlichen Parsi, der mich von Bombay begleitete, war ich in den Stand gesetzt mich lange mit ihnen zu unterhalten; und da ich von einem der Caplane in Bombay eine Abschrift von einem Theil der Morgengebete in ihrer Sprache erhalten hatte, welche der Parsi vorlas, so war es ihnen zum ersten Mal gegeben in die Gebete unserer Kirche mit einzustimmen."

Nicht lange war er in jener Hauptstadt angesiedelt, so fielen ihm bereits reife Früchte der Arbeit Anderer in die Hände. Er taufte erst einen dann zwei junge Männer, die der Caplan dort unterrichtet hatte. Noch am

Ende des Jahres trat ein vierter hinzu und ein fünfter wartete zu Disa sehnlich auf die Taufe. Ein Häuflein heilsbegieriger Seelen erhielt regelmäßigen Unterricht. Eine Schule wurde errichtet und von den Söhnen der Muhammedaner, Parsis und Hindus fleißig besucht. Die Verstärkung, welche Hr. Allen bald erhielt, indem Miss. Mengert und Darby zu ihm stießen, wurde wieder dadurch verringert, daß der erstere in schwere Krankheit fiel. Die neueren Berichte der Missionare sind kurz aber inhaltsreich. Hr. Allen erzählt:

„Seit Gründung der Mission im Juni 1842 sind elf Personen durch die Taufe in die sichtbare Kirche Christi aufgenommen worden, alle nach einem sorgfältigen Unterricht von ein bis vier Monaten über das Wesen des Sacraments und die damit verbundenen Pflichten. So viel ihrer können wohnen den Gnadenmitteln regelmäßig bei; und so weit wir zu erfahren vermögen, thun sie in dem Stande, welchen Gott ihnen angewiesen ihre Pflicht getreulich und fleißig. Die drei letzt Getauften waren das Haupt und zwei der vornehmsten Glieder einer Gesellschaft Eingeborner zu Disa, welche dem Götzendienst entsagt und seit geraumer Zeit des Abend zusammen zu kommen pflegten, um aus dem Worte Gottes zu lernen und darüber zu sprechen. Sie sind von hoher Kaste, gutem Stande und wohl unterrichtet. Mehrere Andere von derselben Gesellschaft begehrten nach der Taufe; da aber ihre Erkenntniß noch gar zu mangelhaft war, so wurden sie auf einen spätern Besuch vertröstet. Aehnliche Gesellschaften von Wahrheitsforschern bestehen zu Pattan und Pahlenpor.

„Die englische Schule zu Ahmedabad ist kürzlich in eine Centrallage, die holländische Factorei, verlegt und das Schulgeld, auf den Rath des obrigkeitlichen Schulinspectors, auf eine sehr geringe Summe heruntergesetzt worden; auch wird sie täglich von den Missionaren besucht und beaufsichtigt. Diese Veränderungen hatten die glücklichsten Folgen; auf dem Verzeichniß stehen jetzt 79 und ihre Zahl nimmt noch beständig zu. In der obern

Classe wird die heilige Schrift gelesen, und in den untern Bücher religiösen Inhalts, mit solchen Erläuterungen begleitet, die geeignet sind dem Verstand und Gedächtniß die Hauptwahrheiten des Wortes Gottes einzuprägen. Im verflossenen Jahre wurde jeden Sonntag in der Landessprache Gottesdienst und täglich Hausandacht mit Schriftauslegung gehalten.

„Zum Gebrauch der eingebornen Christen wurden die Morgen- und Abendgebete, die Litanei, nebst den darauf folgenden Gelegenheitsgebeten und Danksagungen, in die Volkssprache übersetzt; ebenso auch die Abschnitte bei Taufen und Heirathen. Ueberdies wurde auch durch Besuche der verschiedenen Heidentempel, durch Unterredungen mit dem Volk, Verbreitung von Tractaten und vorsichtige Vertheilung der heiligen Schrift, auf die heidnische Bevölkerung einzuwirken gesucht."

Endlich hat in den letzten Jahren noch eine neue Gesellschaft dieses so leere Arbeitsfeld betreten; es ist die auf der Synode zu Ulster versammelte irländisch-presbyterianische Kirche. Sie wählte zu ihrem ersten Missionsposten den District Kattiawar und zwar die Stadt Radschkot in der Halbinsel Gudscherat. Die Missionarien James, Glasgow und Kera langten im Jahr 1841 dort an und begannen gleich mit Errichtung einer englischen Schule. Miss. Kera starb bald nach seiner Ankunft, aber andere Streiter traten in die Lücke, die Miss. Montgomery, Speers, Adam Glasgow und Mackhee. Die neueste Kunde von ihnen lautet erfreulich:

Missionar A. D. Glasgow, von der irländischen presbyterianischen Kirche, schreibt: „Es hat Gott gefallen uns die Gnade zu verleihen, vier Hindus von der Tscharen-Kaste, Namens Amirdschi, Divanund, Anund und Dschiva, durch die Taufe in die Kirche Christi aufzunehmen. Der Erste ist der silberhärige Priester und Patriarch seines Geschlechts. Obschon er lesen kann ist seine Kenntniß doch noch gering. Wir kennen ihn schon lange und haben Ursache mit seinem Betragen zufrieden zu seyn.

Die Furcht vor seinen Leuten hielt ihn aber früher ab die Taufe zu suchen; er ging lange um das Christenthum herum, und fand sich endlich durch das Beispiel seines Freundes Anund bewogen den entscheidenden Schritt zu thun. Er gibt sein Alter auf 52 Jahre an, allein man würde ihn eher für einen Siebziger halten. Er besitzt ein ordentliches Vermögen, und als er noch ein Heide war und von der Taufe nichts wissen wollte, bot er uns einmal 100 Rupien als Beitrag zum Bau eines Missionshauses, was wir aber aus verschiedenen Gründen ablehnten. Er ging dann weg; kam aber am andern Tag wieder und brachte 30 Rupien, die er uns als Beitrag für unsere Schulen anzunehmen nöthigte. Das war ein schönes Zeugniß der Wahrhaftigkeit seiner Freundschaftsbezeugungen gegen uns und seines Glaubens an die Wahrheit des Christenthums; denn wenig unbekehrte Eingeborne werden freiwillig Geld für Erziehung ausgeben, am allerwenigsten wenn sie unter der Leitung von Missionaren steht.

„Divanund ist Amirdschi's Tochtermann, sieht sehr verständig aus, kann aber nicht lesen, daher seine Kenntnisse beschränkt sind. Er und Amirdschi wohnen in einem Dorfe, etwa zehn Meilen von Radschkot; sie bringen aber schon lange alle Sonntage bei uns zu. Anund gehört zu einem Dorfe, etwa 14 Meilen von Radschkot, das aus 30 nur von Tscharons bewohnten Häusern besteht. Er äußert sich ganz entzückt über seine Landsleute, meinend sie werden alle seinem Beispiel folgen, und wir selbst können uns der Hoffnung nicht erwehren bald das ganze Dorf in unsere geistliche Pflege zu erhalten. Anund hielt seit fast zwei Jahren um die Taufe an; aber obschon wir immer gut von ihm dachten, konnten wir ihn wegen seiner mangelhaften Kenntniß doch nicht eher aufnehmen. Dschiva ist Anunds Neffe; auch ihm riethen wir noch eine Weile zu lernen bevor er getauft werde, um in seinem Glauben fester begründet zu werden; allein er bat so flehentlich, daß wir uns am Ende entschlossen dem

alten Mann zu erlauben seine Verwandten mitzubringen, um an seiner Seite das öffentliche Bekenntniß, daß Jesus sein HErr und Heiland sey, abzulegen.

„Der für die feierliche Handlung anberaumte Tag war der letzte Sonntag, welchen Amirdschi und sein Schwager wie gewöhnlich bei uns zuzubringen kamen. Wir sagten ihnen was ihnen Abends bevorstehe, und Divanund bat um Erlaubniß mit den andern in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Amirdschi sagte, er sey froh daß solches sein Wunsch und Entschluß sey, er selbst aber fürchte sich. Nach dem Morgengottesdienst ließen wir alle vier zu uns kommen und sagten ihnen was für Fragen sie zu beantworten haben würden, worauf Divanund seinen Entschluß noch zu verschieben wünschte; aber Anund und Dschiva blieben fest. Bald darauf gingen alle fort, und blieben so lange aus, daß wir anfingen zu glauben, sie hätten sich alle aus Furcht entfernt. Etwa eine halbe Stunde vor dem Abendgottesdienst kamen jedoch alle vier wieder mit der Erklärung, sie hätten sich nach gegenseitiger Berathung entschlossen miteinander Christen zu werden. Wir erstaunten, wußten nicht was thun; da wir indeß glaubten in der Sache ein Werk des heiligen Geistes zu erkennen, so bestimmten wir uns bald sie alle zu taufen. So bestärkte in einem Tag der feste Glaube des Einen den wankenden Glauben zweier; und so wird das Werk durch den Einfluß seiner Erstlingsfrucht mehr gefördert als durch alle unsere Arbeit.

„Durch Aufnahme dieser drei Männer setzen wir unsern Fuß in drei weit von einander entfernte Dörfer; und in zwei derselben haben unsere Bekehrten wirklich sehr großen Einfluß. Einer ausgenommen sind es sehr ehrwürdig aussehende Männer, sehr großer Gestalt, und in ihren Gesichtszügen ist Ernst mit Verstand und Lebhaftigkeit vermischt ausgeprägt. Wie die meisten ihrer Kaste haben sie hohe Stirnen, Adlernasen, und länglichte Gesichter. Es sind Leute, welche früher an den Höfen der

Radschput-Fürsten großen Einfluß hatten, selbst mehr als die Brahminen. Sie waren eine Art Barden, welche den Ruhm ihrer Häupter aus dem Stegreif in Versen sangen. Sie bestanden aus zwei Classen, wovon eine den Ruhm der Menschen die andere der Götter sang."

Wer sieht nicht nach Durchwanderung dieses von Menschen wimmelnden Heidenfeldes, daß auch hier der lebendige Gott Jehovah-Christus seinen Arm erhoben hat, um die Gläubigen an Seinen Namen die Wunder Seiner Gnadenmacht schauen zu lassen und den Heiden Buße zu geben zum ewigen Leben?

# Jahrgang

## 1846.

## Erstes Quartalheft.

---

## Die Entwicklung der christlichen Missionen in Ostindien.

Dritte Abtheilung.

### Die Halbinsel Vorderindiens.

Missionen unter den Mahratta's, in Central-Indien und in Guzurate.

(Mit einer Abbildung der zehn Menschwerdungen Wischnu's.)

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard * - Euroskala Offset